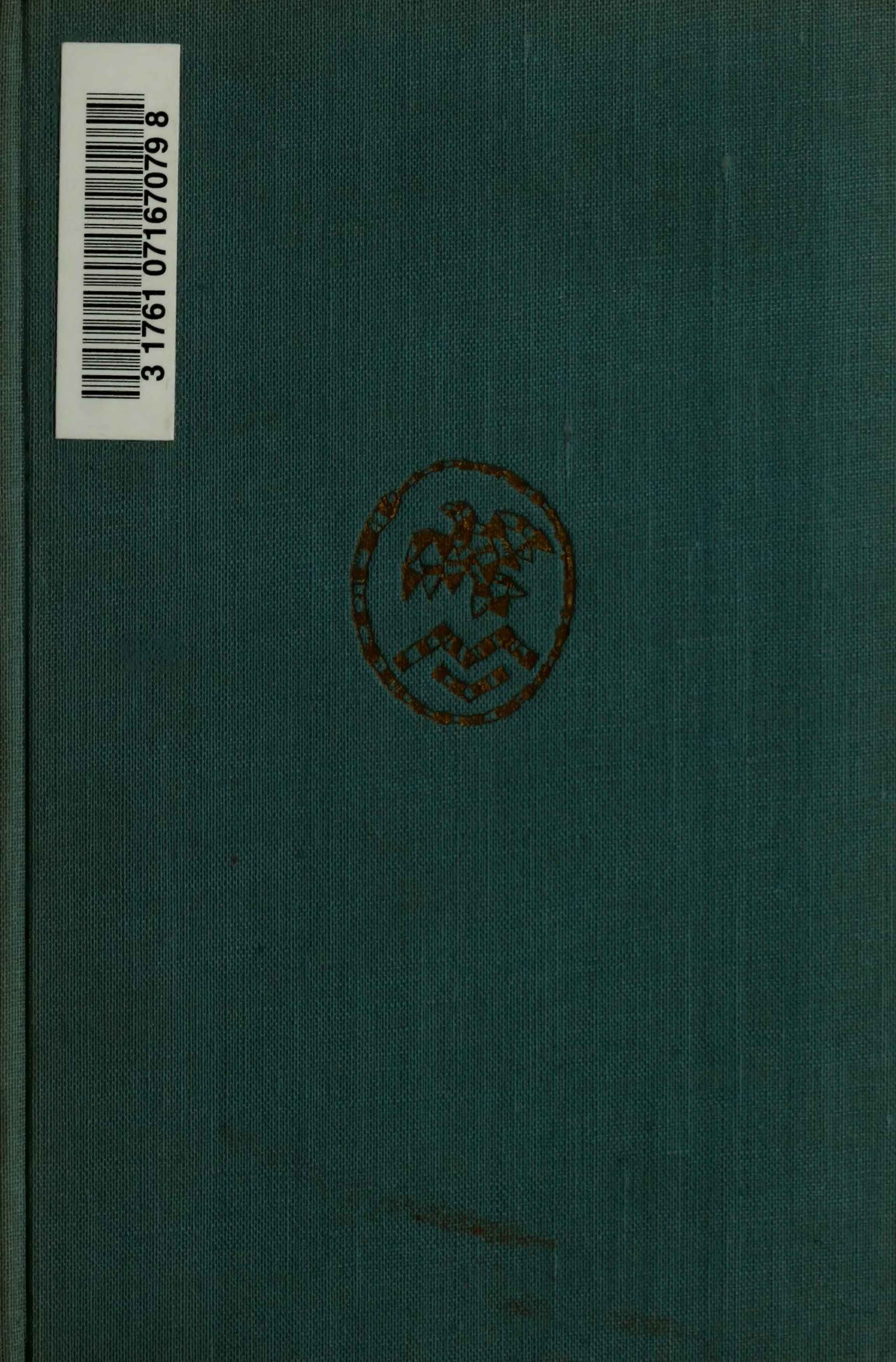

3 1761 07167079 8

Am toten Punkt

Kultur-Romane * Band 1

Dieses Buch wurde gedruckt bei Gebrüder Kennert, Berlin. Einband und Druckanordnung von Erich Büttner.

Johannes Schlaf

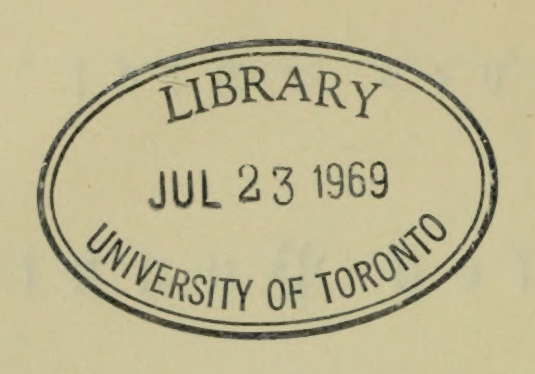
Am toten Punkt

Roman

Dritte überarbeitete
und veränderte Auflage



Im Mosaik Verlag zu Berlin.
1 9 2 2


LIBRARY
JUL 23 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

1.

Als die großen Ferien zu Ende waren, kehrte Martin Grunert für diesmal nicht wie sonst nach Berlin zurück, wo er bis jetzt studiert hatte, denn es galt das philologische Staatsexamen zu bestehen.

Martin gehörte zu der unglückseligen Klasse der armen Studenten. Sein Vater war zwar ein auch kaufmännisch begabter Ingenieur gewesen, der sich mit der Zeit zu ansehnlichem Wohlstand emporgearbeitet hatte: aber eines Tages war er vom Teufel geritten worden, alles auf die Karte einer gewagten Unternehmung zu setzen, hatte bis auf ein geringfügiges Sümmchen mit einem Schlage sein ganzes Vermögen verloren, der Gram darüber hatte ihm den Revolver in die Hand gedrückt, und die Witwe war mit Martin, dem einzigen Sohn, in drückenden äußeren Verhältnissen zurückgeblieben.

Martin war damals gerade Oberprimaner des Domgymnasiums geworden. Und zwar, obgleich ihm seit der Untersekunda die Schule alles Gegenteil von Freude gemacht, als einer der ersten. Nach dem Wunsche des Vaters hatte es gegolten, das Reifezeugnis zu erlangen und zu studieren.

Freilich machte sich Martin aus dem Brotstudium, das es galt, so wenig wie aus der Schule. Denn seine geistigen Anlagen waren über seine Jahre und den Bereich der Schule hinaus nach anderen Richtungen hin in Anspruch genommen gewesen, auch war er schon damals in eine besondere Entscheidung seiner inneren Entwicklung eingetreten.

Er war ein zusammengesetzter Charakter. Vielleicht von seiner Mutter her neigte er zu feinen, tiefgehenden Gedanken,

sogar zu gelegentlichen Träumereien; dabei hatte er von seinem robusten, praktischen, regsam unternehmungslustigen, bis zur Heißblütigkeit lebhaften Vater viel von dessen Eigenschaften geerbt.

Gerade damals aber war er zu einer Lebensauffassung gelangt, nach welcher unsere augenblickliche Kultur (er war in der Zeit des Sozialistengesetzes herangewachsen) sich in einer Stockung befand, in der es für einen Menschen seines Schlages keinen rechten Spielraum gab. Denn er hielt sich für einen Charakter, der in die Bequemlichkeit fertiger und zu reichlicher Verhältnisse nicht hineintaugte, der Schwierigkeiten im Weg haben mußte, um sich an ihnen gewahr zu werden.

Das war eine Auffassung, die ihn kurz vor dem Tode seines Vaters, mit dem er in fortwährenden Mißverständnissen gelebt hatte, in eine kaum zu ertragende Stimmung hineintrieb. Die Zustände zur Zeit des Sozialistengesetzes hielt er nicht für eine von den Schwierigkeiten, deren er bedurfte, obgleich sie für eine Anzahl seiner gereifteren Mitschüler, mit denen er eine Zeit lang mitgehalten hatte, eine solche bedeuteten. Nicht bloß weil ihm der Trieb für das Politische abging, sondern vor allem, weil er nicht daran glaubte, es bedürfe noch eines großen, gewaltsamen Umsturzes, um die Macht des Sozialistengesetzes zu brechen; doch selbst wenn ein solcher sich noch ereignen sollte, so glaubte er nicht, daß damit etwas Besonderes an der durchschnittlichen Lebensweise der europäischen Gesellschaft sich ändern würde. Hier war er vielmehr, nicht sowohl nach der Verstandesseite hin als auf Grund eines festeingewurzelten Gefühlserlebnisses, schon damals zu der Ueberzeugung gelangt, die europäische Kultur sei in eine Stockung geraten, sie habe eine Grenze und einen Abschluß erreicht, über die sie in irgendwelcher wesentlichen Hinsicht nicht mehr hinaus vermöchte.

Er war also schon drauf und dran gewesen, kurzerhand auf und davon und nach Amerika zu gehen, und dort, einerlei was, und sei es das einfachste Handwerk, zu ergreifen, als sich der Zusammenbruch seines Vaters ereignet hatte.

Da erwies es sich dann aber, daß er nicht imstande war, seine schon seit Jahren kränkelnde Mutter in ihrer nunmehrigen Lage allein zu lassen, und so hatte er sich entschlossen, die Abgangsprüfung zu bestehen und zu studieren.

Da der Geldkosten wegen an ein anderes Studium nicht zu denken gewesen war, und es die Theologie aus anderen Gründen nicht sein konnte, so war nur noch die Philologie in Betracht gekommen. Die Philologie und der Lehrerberuf, hatte er schließlich gedacht, sind mir sehr gleichgültig: doch gerade deswegen kann ich sie ja als eine von den Schwierigkeiten auffassen, die dem innerlichen Menschen in mir zu statten kommen könnten; vielleicht ergeben sich im übrigen später Umstände, die mir eine bestimmte Richtung geben, denn was weiß ich vorderhand sonst anzufangen? Soviel fühl' ich auf jeden Fall, und vielleicht liegt gerade darin etwas Besonderes und Eigenes, daß in einer gewissen Hinsicht heute alles vollkommen gleichgültig ist, und daß es nur darauf ankommt, sich in diesen rund und fertig gewordenen europäischen Zuständen mit aller Entschiedenheit nach innen auszubilden. Vielleicht konnte dann irgendeinmal gerade mit dieser Entwicklung eine ganz besondere seelische Lebensweise, oder, wie er es schon damals ausdrückte, „Dimension“ erreicht werden, die von einer nie dagewesenen Wichtigkeit war. Was für eine: er wußte es nicht; aber gerade darin lag ja ein so besonderer Ansporn.

Nach außen hin war seine damalige Lage also in einen Verzicht ausgelaufen, über den seine bisherigen Freunde die Achseln zuckten, aber das hatte ihn erst recht bewogen, bei seinem Entschluß zu verharren.

Er hatte also seine Abgangsprüfung, und zwar mit der ersten Nummer, bestanden, und danach, immer in Berlin, acht Semester hintereinander neue Sprachen studiert. Was er sonst nebenher noch getrieben — und das war viel gewesen —, hatte ihn in seiner Anschauung nur bestärkt. Er hatte es dabei immer entschiedener mit der Auffassung bekommen, daß sich irgend etwas Besonderes in ihm, wenn er's auch nicht fassen konnte, bis zu irgend einer äußersten Grenze und Möglichkeit und er wußte nicht was für einem schließlichen Aus-

trag, wie er es ausdrückte, zusammenzog. Und gerade je tiefere und schmerzlichere Niedergeschlagenheiten er durch seine vereinsamte und ihm selbst, wie anderen, unverstandene innere Lage erfuhr. Ein dunkler Widerstand, irgend ein heimliches Kraftgefühl, schien sich wehrhaft in irgend einer Region seiner Seele zusammenzuziehen, von allen Seiten und Richtungen her eine unbewußte Erstarkung zu saugen und seines Augenblickes zu warten. Das war sein eigentlichstes Erlebnis . . .

Ueber Geldmittel hatte er, als er nach Berlin ging, von einem Viatikum, das ihm das Gymnasium mit auf den Weg gab, und einem Stipendium abgesehen, nicht verfügt. Die paar Mark, mit denen die Mutter ihn im Notfall hin und wieder unterstützen konnte, kamen so gut wie nicht in Betracht. Aber er hatte Stundenschüler und diesen und jenen Nebenverdienst zu erlangen gewußt und sich schlecht und recht über Wasser gehalten. Jetzt aber, wo es galt, die Staatsprüfung zu bestehen, ging es damit nicht mehr an. In einer Stadt wie Berlin mit ihren weiten Entfernungen neben den Prüfungsarbeiten auch noch Unterricht zu geben, war unmöglich. Also war guter Rat teuer gewesen.

Da hatte sich Frau Grunert aber auf einen ihrer Brüder besonnen.

Das war ein gewisser Dr. Marx Altmann, der in einer mitteldeutschen Universitätsstadt seit einigen Jahren als medizinischer und naturwissenschaftlicher Privatgelehrter lebte, dort ein Landhaus besaß und als sehr wohlhabender Mann galt. Zwar hatte Frau Grunert mit ihm kaum in näherer Beziehung gestanden, der Zusammenbruch ihres Mannes hatte sie sogar ganz mit ihm auseinandergebracht; aber was half's? sie überwand sich, setzte sich hin und schrieb ihm.

Halb und halb gegen ihr Erwarten war nun aber eine günstige Antwort erfolgt. Altmann erbot sich, Martin für die ganze Zeit bis zur bestandenen Prüfung bei sich aufzunehmen und ihm auch sonst behilflich zu sein; Martin hatte nur die Gegenleistung zu tun, ihm jeden Tag ein paar Vormittagsstunden als Sekretär zu dienen.

Was Martin anbetraf, so nahm er die Angelegenheit mit einer Stimmung auf, die seine Mutter einem wortkargen Phlegma zuschrieb, das er ihrer Ansicht nach im Laufe der letzten Jahre sich angewöhnt hatte. In Wahrheit sah er der Abreise zu seinem Onkel mit Mißbehagen entgegen; war er doch ein ganzes Jahr hindurch von einem Menschen abhängig, der sich seiner leiblichen Schwester gegenüber gerade während ihrer schlimmsten Zeit alles eher als brüderlich erwiesen hatte.

Persönlich kannte er ihn noch so gut wie gar nicht. In seinem neunten Jahr war die Mutter zwar gelegentlich mal mit ihm nach Hamburg gereist, wo Altmann damals als Arzt gelebt hatte: es war ihm von diesem kurzen Besuch aber nur eine ganz unbestimmte Erinnerung an einen lebhaften kleinen Mann mit mobilen Aeugelchen hinter einem goldenen Zwicker und abstehenden Ohren geblieben. Später, als Altmann seine Praxis aufgegeben und sich in Mitteldeutschland angekauft hatte, war man schon miteinander veruneinigt gewesen, und nur auf indirektem Wege hatte Frau Grunert von dem Wechsel in seinen Lebensverhältnissen und außerdem von seiner späten Verheiratung erfahren.

*

Am Tage vor Martins Abreise geschah es, daß er zur Nachmittagszeit bei trübverhangener, schwüler Witterung seinem Schulfreund Paul Wellhausen einen Abschiedsbesuch machte.

Paul war der Sohn eines Regierungsrates und einer von Martins nächsten Schulfreunden. Sie hatten zu gleicher Zeit ihre Abgangsprüfung bestanden und auch später noch, wenn sie sich in den Universitätsferien zu Hause trafen, miteinander Verkehr und Gedankenaustausch gepflegt.

Seine Eltern wohnten dicht hinterm Dom in einem großen, altertümlichen Hause, das sich schon seit Generationen im Besitz der Familie befand. Paul hatte im ersten Stock sein Zimmer mit einem einzigen großen Fenster nach dem Dom und dem Domgarten hinaus.

Ein geräumiges, altes Zimmer war es, mit einer lichten Tapete, alten Möbeln, verdunkelten Oelbildern, Büchern, einer

wunderbaren Räkelchaiselongue und einem Piano, denn Paul war musikalisch.

Sie hatten hier im Laufe der Jahre manche unvergeßlich schöne Freundschaftsstunde miteinander durchschwärmt und durchdiskutiert, diesmal war es aber ein Zusammensein mit vielen nachdenklichen Pausen geworden.

Nach solch einem Schweigen war es geschehen, daß Martin Paul schließlich bat, ihm Beethovens „Eroika" vorzuspielen. Aus dem Adagio die bewußte Stelle des großen Trauermarsches hatte es sein sollen; und dann noch das Allegro molto, die Apotheose; die aber ganz . . .

Während der Freund dann spielte, saß er in einer aufrechten, eher unbequemen und gekniffenen Haltung in der Nähe des Fensters auf der äußersten Kante der Chaiselongue; noch nie hatte er sich, so oft er in den letzten Jahren hier gewesen war, gemütlich ausgestreckt. Unter dem Vortrag hielt er, in solcher Haltung, den Blick unverwandt auf das Fenster gerichtet, das weit offenstand.

Das große Quadrat faßte außer dem Anblick des Himmels noch ein ansehnliches Stück des alten Domgartens. Und da das Wellhausensche Haus sich am südlichen Teil der Chorseite dicht hinter dem Dom befand, bot dieser seine gewaltige Masse in einer schrägen Verkürzung; dergestalt, daß jenseits des vorspringenden Mittelschiffes das vordere Längsschiff, so lang es in Wirklichkeit auch war, eher noch um etwas kürzer wirkte als sein kurzer hinterer Teil. Vorn, am westlichen Ende, sprang dann die Fassade mit machtvoller Kompaktheit weit über das Längsschiff vor und wurde fast überwältigend in ihrer Wirkung durch den sehr hohen Zwischenbau zwischen den beiden, sehr einfach angeordneten, aber ungewöhnlich hohen und massigen Türmen.

Die ganze, gewaltige, grau verwitterte Sandsteinmasse hob sich aber, in ihrem ehrwürdigen Alter von über siebenhundert Jahren, todstarr und beinfahl, bis zu den obersten abschließenden, breiten Steinrosen der beiden Turmspitzen gegen eine ungeheuere, bis zum Unheimlichen dunkle Wolkenwand ab, so daß die Wand noch ein gut Stück über die beiden Turm-

rosen hinaufging und den ganzen Rahmen des Fensters füllte.

In der gleichen Fahlheit starrte unten der Garten mit seinen sehr alten Akazien, Blutbuchen, Platanen, seinen Büschen, Rasenstrecken, Blumenrundteilen und bis zum Schwärzlichen altersgrauen Grabmälern. Drüben aber, den Garten schräg in südwestlicher Richtung abschließend, erstreckte das Gebäude der alten Domschule seine Hinterfront mit dem Kreuzgang drunterhin. Hier und da blickte man zwischen dem Efeu, der in schwärzlichen Massen das Gebäude und den Kreuzgang überwucherte, in das Innere des Ganges hinein, in eine mystische Nacht, aus der fahle Säulchen sich abhoben.

Kein Blättchen, kein Halm rührte sich in der für die Jahreszeit unnatürlichen, todstarr gespenstigen Schwüle.

Das riesenhafte, alte Bauwerk, in gar so unmittelbarer Nähe, gegen die unheimlich blauschwarze, starre Wolkenwand, die das ganze Firmament verschlungen zu haben schien! So übergenau der Umriß jedes kleinsten Zierwerkes, jeden Steines in seiner stumpfgrellen, beinhaften Fahlheit! Die Strebepfeiler, die Säulen und Säulchen, Rosetten, Fialen, Giebel und Giebelchen, die verwitterten Dämonenfratzen und starr vorgereckten Scheusale der Wasserspeier! Alles so seelenlos phantomhaft, wie in einem plötzlichen Grausen erstarrt. Alle liebliche, feierliche, erhabene, ernste Idylle der weltentrückten Garteneinsamkeit jäh erstarrt und erstorben. Oben die Dohlen und Turmfalken, die gewöhnlich munter lärmend um die Turmspitzen zu kreisen pflegten, so ängstlich und schwer verstummt und in all ihre Schlupfwinkel verkrochen. Die feierlich hohen Fenster mit dem Dunkel ihrer Scheiben, aus deren Bleifassungen die Gestalten der alten Glasmalereien sich mit starren, schwärzlichen Umrissen ahnen ließen.

Nur noch eine riesenhafte, ungeheuerliche Sphinx, die fahl in ein schwarzes, schwüles Grausen hineinragte . . .

Doch nicht gänzlich schwarz war die Wolkenwand. Da gab es in ihr etwas, das sie eigentlich erst unheimlich machte. Es waren riesenhafte, runde, zu Todruhe erstarrte Gebilde von Wolkengebirgen, die sich unten von dem übrigen gleichmäßig schwarzen Untergrund mit bleibleich- und gelblich-grauen Rän-

dern abhoben. Ueber ihnen aber zog sich eine schnurgerade Linie von kleineren, bis zum Erschrecken ausgebildeten, gleichfalls bleibleichen und gelblichgrauen Wölkchen hin, die sich, in Abständen voneinander, ausnahmen wie eine Reihe von indischen Schriftzeichen; so täuschend solchen ähnlich, daß sie einen gegen allen Sinn und Verstand fast zwingen konnten, sie zu entziffern, wenn man auch keine Vorlesung über Sanskrit gehört hatte . . .

Da aber, plötzlich — Martin fuhr zusammen — hob die alte Domglocke aus.

Erst in gemessen festen Abständen vier mächtige Schläge, denen sich dann noch vier in tieferer Lage zugesellten. Es war vier Uhr.

Seltsam verschlangen sich diese Wächterstimmen der Höhe mit den Klängen des Adagios und seines Trauermarsches. Die Sphinx draußen hatte plötzlich gesprochen. Und so wundersam gelassen ein so alltägliches, vertrautes, zuverlässiges, unbeirrbares Wort! . . .

Der letzte Schlag verhallte. Und es traf sich, daß nach einigen Takten noch auch die Stelle des Adagios ausklang, die Martin von Paul erbeten hatte.

Ein paar Minuten ließ Paul ein tiefes Schweigen.

Dann begann er das Allegro molto, die große Apotheose . .

Selber so grau, fahl und rätselhaft wie die Stimmung da draußen, stand Martin jetzt am Fenster und hob sich von dem blauschwarz starren Hintergrund ab, dem er noch immer unverwandt den Blick zugekehrt hielt.

Er trug einen hellgrauen Jackettanzug, der abgetragen war und seinen guten Wuchs fast bis zu einer kleinen Komik verunstaltete; denn er war fertig aus einem jüdischen Kleiderwarengeschäft gekauft, weil man ihn da am billigsten bekam. Weiße Manschetten sahen aus den Aermeln hervor, aber sie waren von den vielen Wäschen, die sie schon bestanden hatten, abgenutzt. Auch der saubere, weiße Hemdkragen zeigte die Spur oft bestandener Wäschen. Ein kleines, dunkles Krawattchen lag um ihn herum.

Auf Martins schlankem, doch nicht schwächlichem und engbrüstigem Körper saß ein gut und regelmäßig geformter Schädel mit schwarzem Kraushaar. Die Schläfen waren hoch, und ihr Bau deutete auf musikalischen Sinn. Auch die Stirn war hoch, doch angenehm rund. Unter ihr saßen unter schön gezeichneten, dunklen Brauen zwei Grauaugen, deren Blick ruhig, bescheiden und klug wirkte und etwas von unten herauf kam, als verriete er Mitleid und hilfsbereite Anteilnahme. Die Nasenwurzel war breit und kräftig, und es ging von ihr eine Falte in die Stirn hinein. Die Nase bot sich groß und in der Mitte gekrümmt, ging nach unten aber nicht scharf aus, womit sich verhalten feinbewegliche Nasenflügel vertrugen. Die Backen waren bräunlich bleich, angenehm in der Linie, zeigten aber Schatten von Entbehrungen und tiefdringenden Gedanken. Backenknochen und Kinnladen besaßen eine Neigung zu slavischer Breite. Das Kinn war breit, aber rund, mit einem anmutigen Grübchen. Der Mund war klein und hatte angenehme Lippen; die Unterlippe wölbte sich, wenn auch nicht in auffallender Weise, mit einer gewissen Sinnlichkeit nach vorn. Auf der Oberlippe saß ein kräftiges, dunkles Schnurrbärtchen. Die Ohren waren klein und der Hals kräftig schlank; die Hände, zwischen lang und kurz, hatten eine durch Anmut gemilderte Breite. Seine Haltung bot sich aufrecht und, wie er da am Fenster stand, bewegungslos ruhig, oder vielmehr still. Bescheiden stand er da; bescheiden, gescheit und aufmerksam, und in einer so besonderen Weise ganz und gar für sich. Er stand, obgleich seine Aufmerksamkeit von der eigenartigen Stimmung draußen in Anspruch genommen war und er die Tonwelt dieses Beethovenschen Allegros gänzlich aus ihr hervor lebte, nicht so, daß er dem Zimmer und Paul ganz den Rücken kehrte. Mehr und mehr hatte sein Gesicht aber eine feine, gleichmäßige Bleichheit angenommen . . .

*

2.

Als jetzt auch die Apotheose verklungen war, erhob sich Paul und trat zu ihm ans Fenster.

Noch die letzten Takte vor sich hinsummend, schlang er vertraulich den Arm um des Freundes Schulter.

Martin duldete die Berührung, ohne seine Stellung zu verändern oder sein Schweigen aufzugeben, denn sie konnte ihn in diesem Augenblick von seinen Gedanken und Sorgen nicht befreien.

Paul war ein schlanker, kräftig gewachsener junger Mann, er überragte Martin gut um einen halben Kopf. Er trug einen schmucken Jackettanzug aus feinem, marineblauem Tuch. Am Mittelfinger seiner wohlgepflegten, muskulösen Rechten blitzte ein Diamantring. Sein lichtblondes Gesicht zeigte eine heiter sorglose, einnehmende Offenheit. Ein munter aufgewirbeltes Schnurrbärtchen saß ihm wie ein weißliches Flämmchen unter der geraden Nase und zwischen gesund bräunlich roten Pausbacken, die der Linie seines etwas länglichen Gesichtes in angenehmer Weise entsprachen. Auf Quartseite zogen sich zwei rosige „Durchzieher“ über die Backe, denn er war von Anfang seiner Studienzeit bis jetzt, wo er im Begriff stand, seine juristischen Prüfungen zu machen, Korpsstudent gewesen. Unter seiner freien, hellen Stirn blickten zwei klare, lichtblaue Augen mit einem Ausdruck von gutmütiger Schelmerei und Intelligenz in die Welt.

So standen, ein recht verschiedenes Paar, die beiden Freunde beieinander.

Martin war es, der das Schweigen als der erste unterbrach.

„Du machst ja nun auch Dein Examen. — Wer weiß, wie wir dann auseinanderkommen. Vielleicht ist es wirklich das allerletzte Mal, daß wir im Leben so nebeneinanderstehen.“

Er hatte leise, ein wenig unsicher, wie zerstreut gesprochen, hatte in einer Weise eingesetzt, die zu verraten schien, daß er eigentlich etwas anderes hatte sagen wollen, aus irgend einem Grunde es dann aber unterlassen.

„Hm?“ machte Paul, während er das Gesicht gegen ihn herabbeugte und liebkosend Martins rechten Ohrenzipfel zwirbelte. Er hatte, auch seinerseits in einer Zerstreutheit, wohl auch weil Martin zu leise gesprochen, dessen Rede gar nicht verstanden. Aber auf gut Glück den ersten besten naheliegenden Zusammenhang ratend und aus einer plötzlichen Anteilnahme fragte er:

„He, sag' doch mal, Grunertmartin, was is Dein Onkel eigentlich für 'n Kerl?“

„Ich kenn' ihn gar nicht.“

Er sann nach, während Paul, ihm immer noch den Ohrzipfel zwirbelnd, halb zerstreut, halb wartend zu ihm niederblickte.

„Nach allem, wie er sich meiner Mutter gegenüber benommen hat, muß er ja wohl so eine Art von Original sein. — Auf alle Fälle ist er eben eine Etappe, die ich ein ganzes Jahr lang zu erledigen habe“, fuhr er endlich fort.

„Armer Tino!“ lachte der Andere. „Da mußt Du Dich also auf die Diplomatie legen. — Na, wenn schon! Du wirst das Jahr schon abreißen. — Ja, was schreibt er denn eigentlich?“

„Ich weiß gar nicht. — Ich vermute aber doch, er hat sich in irgend ein medizinisches Spezialfach eingearbeitet und seine Arbeiten werden nicht besonders beachtet. Verlautet ist bis jetzt wenigstens noch nichts über ihn.“

„Ach was, Courage, Tino! — Zähigkeit ist ja eigentlich schon geradezu Dein Laster. Wirst Dir die Sache sicher um die Ohren schlagen.“

„Wohl schon, ich denke. — Mir ist ja auch gar nicht bange, ich hab' mich ja schon abgefunden. — Uebrigens hat er ganz gute Verbindungen mit den dortigen Professoren-

kreisen, vielleicht kann er mir da manches erleichtern. — Ich ... ich denke ja eigentlich gar nicht an ihn."

„Sixte!"

Paul kicherte und kniff ihn in die Schulter.

„Uebrigens: prachtvoller Beleuchtungseffekt da draußen! Unser oller Dom gegen die schöne, schwarze Wand, nich'? — Bloß es wird morgen Sackstrippen regnen."

Es blieb ein Schweigen.

„Ja!" setzte dann Martin plötzlich ein, wieder mit einer Hast, als wollte er sich von irgendetwas abbringen. „Was wir eigentlich innerlich empfinden, wenn wir heute die ‚Eroika' hören, nicht? — Es heißt ja, Beethoven habe an Napoleon gedacht. Das aber fühlen wir sicher nicht heraus. — — Uebrigens: vielleicht empfinden wir den ‚Helden' heute überhaupt nicht mehr? Ich weiß nicht. — Ob's wirklich keinen mehr gibt? Ob wir deshalb den Sinn für ihn verloren haben?

Bismarck? Aber doch, ja! Bismarck war Held! Unter allen Umständen hat er seinen tragischen Einschlag. — Er litt nicht umsonst an ‚Neuralgie'. — Was mag es ihn bloß gekostet haben, Wilhelm I. zu bewegen, Kaiser zu werden!

Die Hölle, die allernotwendigste Sicherheit der großen heldischen Vision zu haben und mit ihr an der blinden Borniertheit des ‚Normalmenschen' zurückzuprallen!

Ja, Bismarck hat gelitten, er war Held. — Aber — man fühlt sich so ganz und gar versucht zu sagen: noch Held. — Man hat immer wieder die Empfindung, daß es mit dem Helden hoffnungslos vorbei ist. Und," setzte er nachdenklich und mit irgendeiner inneren Unruhe hinzu, „man weiß eigentlich nicht, ob das ein bängliches Gefühl ist oder nicht?"

Er hatte bald zu laut, bald zu leise, bald mit eiligen, bald wieder mit stockenden, gleichsam zerrissenen, ja wohl auch unaufmerksamen Worten gesprochen. Doch davon merkte Paul nichts. Er fand nur, daß es jetzt ‚hübsch' wurde, daß nun endlich eins ihrer theoretischen Gespräche in Gang kommen wollte.

„Jaja! Aber, eigentlich, wieso ‚bängliches Gefühl', Tino? — He! Nich'? Steht nicht das Werk aller Helden — ich meine

wenigstens, versteh' mich, daß nicht verschiedene Helden verschiedene Werke vollbracht haben, sondern der Held sein Werk! —: steht also nicht aller Helden Werk in einem ganz bestimmten, fest determinierten Zusammenhange? Ja, wenn das aber der Fall ist, so ist es ganz selbstverständlich, daß das Werk aller Helden, oder also das Werk des Helden, auch ein Ziel, einen Abschluß erreicht. Wenn aber das Ziel erreicht ist, dann ist etwas fertig geworden, und es braucht keinen Helden mehr."

„Ja! Oder eben: — der Held schlägt um. Denn er ist ja doch und bleibt nach wie vor in der Welt. — — Ja! Wie, wenn er nun etwas anderes würde, ohne daß er sich im Grunde dessen entäußert, was er ist und war?"

„He, wart' doch mal!" lachte Paul, jetzt ganz in Zug gekommen, ohne direkt zu antworten. „Wie steht denn geschrieben — Schopenhauer, Pagina pp, pp . . . ?"

Er eilte zu den Büchergestellen hin und zog einen Band hervor, in dem er zu blättern begann.

„Da! — Irgendwo so . . . Na? ‚Parerga und Paralipomena', 1. Band . . . Doch wohl? — Aha! Heurekamen! ‚Aphorismen zur Lebensweisheit'!"

Er las:

„Le bonheur n'est pas chose aisée: il est très-difficile de le trouver en nous, et impossible de le trouver ailleurs'. — Chamfort! Motto! — Närr'sche Jacke, nich'? — Aber ich meine nich' das! — Ein Augenblickchen, ein Augenblickchen!"

Er blätterte eilig weiter.

„He! Hurrah! Dahier! — Also, hör', Gurnertmartin! — Hier, das mein' ich! — Hör' mal! — ‚Der Ruhm beruht eigentlich auf dem, was einer im Vergleich mit den übrigen ist. Demnach ist er wesentlich ein Relatives, kann daher auch nur einen relativen Wert haben. Er fiele ganz weg', las er mit betonter Stimme weiter, ‚wenn die übrigen würden, was der Gerühmte ist.' —

So, das meint' ich, Tino! Verstehst Du? — ‚Fiele ganz weg, wenn die übrigen würden, was der Gerühmte ist'! — Da wir nun aber heutzutage, vom

Kaiser bis zum Lausewanst ganz nolens volens mehr oder weniger bereits — Dezimaldemokraten, respektive Spezialdemelkraten sind, alle durch die Bank, — erjel merjel?".

„Ja," lachte Martin, von des Freundes muntrer Laune berührt und belustigt über den naiven Ausdruck seines Stolzes, die Schopenhauerstelle so schnell gefunden zu haben, „Du willst sagen: Da aller Helden Werk ein und das gleiche und also auch auf ein und das gleiche Ziel hinaus ist, und da aller Helden Werk nichts ist als ein beständiges Vorrücken der gesamten Gattung auf ein allgemeinsames höchstes Niveau, so wird es, sobald dies Niveau von der Gesellschaft, der Rasse, der Gattung erreicht ist, keinen Helden mehr zu geben brauchen. — Oder, wie man eigentlich sagen müßte: die Gattung wäre gänzlich mit dem Helden und *seinem* Niveau identisch geworden. Oder: sie *erwiese* sich als überhaupt mit dem Helden identisch, und der Held wäre nichts als ein unveräußerliches motorisches Organ gewesen, mit welchem Gesellschaft, Rasse Gattung sich selbst, allmählich vorschreitend, auf ein ihr von vornherein immanentes höchstes Allgemeinniveau hinaufgebracht hätte, und auf ein höheres, als das — hm! — von dem aus sie ehdem ihren . . . Ursprung genommen hatte?"

Martin hatte die letzten Worte mit einer gewissen nachdenklichen Erregtheit gesprochen, als sei ihm hier ein ganz besonderer Gesichtspunkt aufgestoßen.

Einen Augenblick schwieg er, dann aber fuhr er fort:

„Doch — hier gibt's nun freilich noch ein ‚Aber'! — Was hat es mit diesem Ausgangspunkt und diesem immanenten Zielzustand zu bedeuten?"

Er fing an, auf und ab zu schreiten.

„Ein ‚Aber'?"

„Wie?"

Fast erschrocken fuhr er gegen Paul herum, so gänzlich schien er sich an irgendwelche besonderen Gedankengänge verloren zu haben.

„Ah so, ja!" Er strich sich über die Stirn. „Wart' mal! Ja, was wollt' ich doch sagen? — Der Endpunkt und der Anfang, das Ziel und . . . Nun ja!"

Er ächzte, lachte aber zugleich, als wollte er sich Paul gegenüber verbergen.

„Ah so, Tino! — Hm! — Ja! Wart' mal!"

Paul hatte sich's inzwischen auf der Chaiselongue bequem gemacht. Das hieß: Er hatte sich vorn auf sie niedergelassen und seinen langen Körper rückwärts gelehnt, so daß er mit dem Rücken die Wand berührte, während er das eine Bein über das andere gelegt und die Hände über die Knie, mit denen er wippte, verschränkt hielt. In dieser Haltung hatte er den hin und her schreitenden Martin mit allem Eifer seiner theoretischen Disputier- und Spiellust genau verfolgt.

„Ah so, ein ‚Aber' bedeutet der Anfang- und der Endpunkt! Und zwar, nicht wahr, in dem Sinne: Gewiß sind Gesellschaft, Rasse, Gattung mit dem Helden grundidentisch, sie sind beide dieselbe organische Einheit: trotzdem ist der Held als solcher aber auch wieder gegen sie und die Gesamtheit unterschieden; und Du meinst nun, nicht wahr, daß das ein Haken ist, den Identität, Gesellschaft, Rasse, Gattung, Held haben, gelt?"

„Wie? — Jaja!" machte Martin zerstreut. „Ein Aber der Identität, der tatsächlichen und unausweichlichen Identität!"

„Hm! Richtig! Und . . ."

„Jajaja!" fuhr Martin da aber mit einem Mal und ganz unversehens aus seiner Zerstreutheit auf. „Ich sagte vorhin schon: Wenn das Ziel erreicht ist, so schlägt der Held um — der Held als solcher, als Funktion, als Sonderorgan der Gattung. — — Hm! Er geht ein? Verschwindet in die Tiefe der Gattung? Geht andrerseits aber — über sie hinaus, löst sich von ihr ab? — Das nun aber . . . Ja, das nun aber . . ."

Er stockte, schien sich zu verwirren, schien irgend etwas innerlich zu fixieren, gleichsam anzustieren. Er war sehr bleich. Man wußte nicht, ob seine Stirn und seine Brauen ein angestrengtes Nachdenken ausdrückten, oder Grauen.

„Das würde also bedeuten", fuhr er endlich mit stammelnder und fast zusammenhangsloser Redeweise fort, „daß der Held als solcher, das besondere, treibende Lebensorgan der

Gattung — sich funktionell teilte, spaltete? — Ich . . . Ich meine: wenn er sich nicht teilte . . . müßte dann Gattung nicht . . . Ich meine: alles müßte dann ja doch aus sein, zugrunde gehen . . . irgend ein Unbegreifliches, Unmögliches müßte sich dann ereignen?"

Wieder ächzte er.

„Aber das ist das Unmögliche. — Also geht er weiter, drüberhinaus? Und die Gattung bliebe im Gleichgewichtszustande hinter ihm zurück? Würde ein fertiges, vollkommenes Organ, das er sich ausgebildet hätte? — Er aber ginge mit den Seinen, mit irgend einem Auszuge von Gesellschaft, Rasse, Gattung weiter, wie er in gleicher Weise vom Tier her, bis hierher, zu diesem Punkte, weitergegangen war?"

Sein Gesicht bot sich in diesem Augenblicke so bleich und verzerrt, daß es Paul endlich auffiel.

„Du, Tino! Ist Dir unwohl?" rief er ihn an.

„Wie? — Ach, dumm' Zeug. Unsinn!" — wehrte Martin ungeduldig ab. „Ich meine, verstehst Du, das ist das ‚Aber'! — Denn — wie schlägt der Held um, wie geht er weiter? Wo ist er, und was ist er, wenn es eines Tages endgiltig wirklich ‚keinen Helden mehr gibt'? Und dieser Tag wird kommen, wird kommen, ist schon angebrochen! —

Haha! — Wir glaubten beide, unsrer Zeit, ja selber, natürlich! das Zeug zum ‚Helden' zu haben, und haben beide entsagt. Und wir wissen sogar, daß die, die heute künstlich und parforce eine ‚Heldenkultur auf tragisch-pessimistischer' oder, richtig! — haha — ‚tragisch-optimistischer Grundlage' herstellen wollen, um die ‚Situation zu retten', weiter nichts als Don Quichotes sind, ‚Nachlesehalter hochgemuter Triebe', wie Paul Verlaine so schön gesagt hat. — Und doch! Vorhanden sein, betätigen muß der Held sich ja auch jetzt noch! Aber — wo, wo, und wie?"

Er stand jetzt wieder beim Fenster. In seinem bis zum Komischen schlecht sitzenden, abgetragenen grauen Anzug jetzt wieder in dieser sonderbaren, wie bescheiden stillen Haltung gegen die ungeheuere, stockende Wolkenwand da draußen mit dem beinfahlen Ungetüm des alten Domgebäudes davor.

Paul, der ihn beobachtete, geriet hinsichtlich seiner Disputierlust in eine etwas unsichere Stimmung, eine unbestimmte, freundschaftliche Rührung, in die vielleicht gar ein unbewußter kleiner Abstand mit hineinspielte. Laut aber äußerte er endlich, jetzt zum ersten Mal im Verlauf des Gespräches in ernstem Ton, bedächtig, mild und freundschaftlich beruhigend, Martin zugleich ein wenig berufend:

„Ob wir uns so sehr den Kopf darüber zu zerbrechen brauchen, Tino? — Genug: z. B. zunächst mal wir beide haben uns ja zufrieden gegeben, haben's immerhin auch gedurft. In dem Sinne, daß, wenn wir uns unsrer Laufbahn zuwenden, wir uns bewußt sind, daß wir in ihr unter allen Umständen Menschen sein und bleiben können, ohne uns einer Täuschung hinzugeben, wenn wir davon überzeugt sind. — Was aber den Helden anbetrifft, so kann ja doch, sieh mal, die unbestreitbare Tatsache, daß er, wie niemals, mit Gesellschaft und Gattung identisch ist, ganz einfach nur so viel besagen, daß er, wohin er sich innerhalb der Gesellschaft auch wendet, auf sich selbst trifft; daß er also, wie niemals von allem Anfang an, bei sich selbst und zu Hause ist."

Martin antwortete nicht. Er schien gar nicht hingehört zu haben. Denn plötzlich sagte er leise:

„Vor zehn, zwölf Jahren bin ich da drüben noch jeden Sonntag vormittag als Sopransänger im Schülerchor zum Domchor 'naufgestiegen und habe die Liturgie und Motette mitgesungen. ‚Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln'; oder ‚Sicut cervus desiderat ad fontes aquarum'; oder, in der Adventszeit, ‚Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch!'; oder ‚Salve caput cruentatum' in der Passionswoche."

Er schwieg einen Augenblick, dann aber sprach er leise, mit tiefnachdrücklicher Betonung:

„Salve caput cruentatum,
Totum spinis coronatum,
Conquassatum, vulneratum,
Arundine verberatum,
Facie sputis illita.

Salve, cujus dulcis vultus
Immutatus et incultus
Immutavit suum florem,
Totus versus in pallorem,
Quem coeli tremit curia. — —

Weißt Du, der dunkle Aufstieg die alten, hundertjährigen Sandsteinstufen im Turm zum Chor hinauf; die dumpfe, kühle und doch feierliche Luft; die kleinen Lichtluken mit den tiefen Nischen. — Manchmal stiegen wir bis zu den Glocken in die Höhe und haben durch die hohen Fenster da oben über die Stadt, die Landschaft und den Strom hingeblickt. Das ist mir doch alles recht viel, sehr, sehr viel, so ganz eigentümlich viel gewesen.

Du für Deine Person hast das ja nie recht gekannt. Ich glaube, Du bist aus Anlage von jeher der Voltaireaner und für Schopenhauer vorbestimmt gewesen. Du bist ein gemütvoller Urbaner, die verständige, tolerante, liberale Natur ganz und gar. Du wirst in Deiner Weise im besten Sinne der feine Lebemann bleiben, und von da aus wirst Du Deine spätere Amtstätigkeit mit einer sicherlich sehr schönen, klaren Ethik durchdringen. Als Psycholog bist Du ja auch nicht auf den Kopf gefallen. Das gibt alles einen Juristen ab, der's zu was bringen kann.

Mir aber ist das alles sehr viel gewesen. Mehr und Tieferes und Verzweigteres, als ich sagen kann. Immer. — Und ich glaube, es wird mir ein- für allemal sehr viel bleiben. — Es sitzt da in mir so eine unveräußerliche, so deutlich bestimmte religiöse Grundgestimmtheit; ein derartiger — Beruf?“

Er wurde wieder unruhig.

„Uns liegt ja — in gewisser Hinsicht ja auch Dir — trotz des halben Jahrhunderts ‚exakter Wissenschaft‘ die ‚Romantik‘ doch noch in den Gliedern; wir müßten ja nicht deutsch und — treu sein. — Du, wie wird sich das um- und weiterwandeln? — Jedenfalls: was für mich nie, niemals verblassen wird, das ist der Christus.“

„Ja, ich verstehe Dich doch nicht so ganz,“ drängte Paul, zu erfahren, worauf er hinauswollte. „Aber Martin, übrigens, sag' mal wirklich: Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Aber nein, nein, nein doch!“ wehrte Martin abermals ungeduldig ab. „Selbstverständlich geht mir jetzt alles mögliche im Kopf 'rum, mir ist das ja immer gleich anzusehen, es schlägt mir sofort auf die Nerven. — — Aber das ist es nicht, das ist bloß äußerlich. Du weißt ja, wie zäh ich bin, daß mich innerlich nichts unterkriegen kann. Ich denke, es ist der Wille in mir. Was für ein Wille, weiß ich ja nicht. Wenn ich's wüßte! — Aber so oft ich mich krank und angegriffen fühle, wird der Wille, das — Sonderbare in mir lebendig und beobachtet das, bricht es. — Ich bin eine ganz außerordentlich lebendige, lebendig in Anspruch genommene, eigentlich eine ganz und gar ‚harmonische‘ Natur. So unglaublich es sich anhören mag, wenn ich's sage, und wenn ich's meinetwegen, in diesem Augenblicke sage. — Wir haben uns ja schon oft darüber gestritten: aber ich bin ein Mensch der Bejahung, — es gibt so leicht keinen zweiten, so wie ich es bin —, ich bin sogar — unglaublich, nicht wahr? — ein Mensch der Lebensfreudigkeit, sag' sogar: der Lebensfreude! Ja vielleicht sogar in dem bewußten Sinne — nur zu sehr! . . .

Aber freilich: was ist Lebensfreude? Denn darin mag unsere Zeit ja recht haben, daß es nachgerade auf die Lebensfreude ankommt. Aber — ich weiß ja selber noch nicht, wo's mit meiner ‚Lebensfreude‘ hinauswill.“

„Tino! Ja, das ist merkwürdig! — Du bist ja sicher und gewiß nichts weniger als ein Mensch des Paradoxen! Du bist so ganz und gar nicht ein ‚geistreicher Mensch‘: aber, wenn Du von Lebensfreude sprichst . . .“

Paul hatte wieder eine besondere freundschaftliche Anteilnahme, ja eine direkte Rührung in seine Worte gelegt, die Martin in diesem Augenblicke wohltat, weil sie bewies, wie dieser immer heitere und muntere Mensch, der sich niemals allzu viele und tiefe Gedanken um etwas machte, sich nach dieser Richtung doch mit ihm beschäftigt hatte.

„Na, warum nicht?“ Er lachte und schickte einen warm verweilenden Blick zu ihm hinüber. „Es ist einfach so: nur zu lebensfreudig bin ich. — Nur daß ich mich noch so ganz und gar nicht fertig fühle, daß ich so gar nicht weiß, wo es mit mir hinaus will. — Ich bin viel, viel weniger fertig als Du. In der Grundlage, versteht sich. Denn sonst, Du lieber Gott, wie sollten wir mit unseren kaum vierundzwanzig schon so besonders fertig sein.“

Er unterbrach sich für einen Augenblick.

„Es hat übrigens mal einer ausgesprochen — ‚geistreich‘ natürlich —, daß ich ein Philister wär',“ fuhr er dann, nach einem Lachen, fort.

„Ach, wer?“

Martin nannte den Namen eines ihnen beiden bekannten Mitschülers.

Paul lachte, äußerte sonst aber weiter nichts.

„Wenn schon! — Vielleicht hat er sogar wirklich nicht mal so ganz unrecht. — Aber das ist ja alles Unsinn,“ brach er plötzlich ab; es tiefte sich ihm die Falte in die Stirn hinein, und er hatte eine kurze, ungeduldige Handbewegung. „Ich wollte was ganz anderes sagen. — Von Christus wollt' ich sprechen; von der ganz bestimmten Empfindung, die ich von ihm habe. — Wir stimmen ja hierin nicht überein, Du hast ja eine ganz andere Auffassung von Religion (ich vielleicht eine unverbrüchlich orthodoxe). Vielleicht bist Du ja überhaupt keine religiöse Natur. — Aber mir ist nichts so sehr gegen den ‚Strich‘, als daß Christus bloß so ‚einer der edelsten und besten Menschen‘ gewesen sein soll. Ja, darin liegt sogar ein verhängnisvoller, im Grunde ganz grauenvoller Irrsinn!“

Es geschah in diesem Augenblick, daß Paul sich, im übrigen mit ernstem Gesicht und etwas nervöser Hand, eine Zigarette anzündete.

„Wir gingen vorhin vom Helden aus,“ fuhr Martin fort. „Und der Christus! — ‚Mir nach, spricht Christus, unser Held‘. — Du, der Vers hat mich von jeher so tief berührt! — Aber ich spreche nicht etwa bloß so von einem ‚Ideal‘. Das Wort ‚Ideal‘ existiert schon lange für mich nicht mehr. Es ist eines

von den jämmerlichen Weder Fisch- noch Fleisch-Worten, von denen es heute wimmelt. — Ich spreche solcher Nachfolge Christi gegenüber von einer zwingenden organischen Notwendigkeit, verstehst Du? — Ich will Dich nicht ‚bekehren‘, ich will mich Dir bloß verständlich machen.“ Er lächelte. „Und zwar wieder nicht bloß von einer ‚geistigen‘ Notwendigkeit — auch so eine vertrackte, flaue Unterscheidung! —, sondern von einer ganzen, ungeteilten, unabzüglichen! (Freilich, wer und was ist Christus?). — Wenn doch erst begriffen würde, wie gut es ist, daß die Wissenschaft dem ‚Ideal‘, dem ‚Geistigen‘, der ‚Seele‘ und all solchen verwünschten Spitzfindigkeiten von Gnaden der Platonischen Dekadenz den Garaus gemacht hat! Verstehst Du? — Ich, ich, bin ganz und gar kein ‚Idealist‘, solch' eine Vogelscheuche aller schönlichen Verlogenheit unserer Zeit. Ich spreche von einer ganzen Notwendigkeit, einem organisch physiologischen Zwang; vielleicht von einem ganz bestimmten, ganz neuen, wenn ich ihn selber auch noch nicht verstanden habe. Und das ist gewiß und sicher kein ‚ideales‘, ‚geistiges‘, kein schönlich-poetisches Kribbelkrabbel und Sonntagnachmittagsding, sondern eine mannhafte, große, rauhe Notwendigkeit; die tausende und hunderttausende in den Tod getrieben hat, die aber auch zwei Jahrtausende der Menschheit die höchsten, göttlichsten, übermenschlichsten Beseligungen und Steigerungen gab! — Alles große, wahrste, fruchtbar vorwärtstragende, zum Göttlichen und Uebermenschlichen emportragende Heldentum: Zwei Jahrtausende durch hat es seither im Zeichen des Christus gestanden; und dieses Heldentum, das ist und wird das übermenschliche Ziel und der Abschluß der gesamten Menschheit sein. — Aber was hab' ich gesagt?“ Er unterbrach sich, „Sprachen wir vorhin nicht vom Helden? Da sagt' ich's ja, da hab' ich's ja selber aus mir heraus gesagt! Es gibt keinen anderen Helden als Ihn, und es gibt nur das Heldentum und die Helden, die Er erzeugt, und — zu dem Er in diesen Zeiten der Vollendung hinführt. — Und doch, und doch,“ fügte er mit verdüstertem Gesicht hinzu. „Und doch: Ich hab' es ausgesprochen, fühlte

in diesem Augenblick die große Gewißheit aller Gewißheiten, r e i ch t e an sie heran, l e b t e sie, sie, die ewig und unerschütterlich Sicherheit für mich sein wird: Und doch, und doch — versteh' ich mich nicht, ist noch alles dunkel vor mir, dunkel, dunkel!"

Ersichtlich hatte er angefangen, wieder in diese fast peinvolle Erregung hineinzugeraten. Das Aussehen, das er jetzt bot, war vielleicht zum Erschrecken. Er war sehr bleich, seine Augen lagen in Schatten. Doch das Kinn und die Kinnbacken — Paul beobachtete dies alles genau — waren breit und fest, und wie mit einem Messer eingeschnitten, tiefte sich zwischen den Augen die Furche in die Stirn hinein.

„‚Mir nach, spricht Christus, unser Held'!" wiederholte er leise, und als hätte er Pauls Anwesenheit vergessen, fügte er hinzu: „Herr, aber wie? Herr, wie h e u t e, heute? — Nur auf Ihn und eine letzte, äußerste Konsequenz seines großen Gottwillens und -triebes zu; denn das große Rad geht nicht mehr zurück, Tausende und Millionen schon hat es zermalmt, ganze Völker und Rassen hat es zermalmt, die ihm in die Speichen greifen wollten, und Tausende und Abertausende wird es noch zermalmen. — Nur zu Ihm führt der Weg, und wie von Ihm her zu Ihm hin. Und nur E r ist es, der vorwärtsschreitet! Und so wird Ihm und Seiner Elite eines Tages das Erdreich gehören, wie Er vorhergesagt hat, und genau in diesem Sinne. — Aber eine neue, auch physikalisch ganz um- und neugestaltete Erde wird es sein, die Er, der Wiedergekommene, mit den Seinen, ü b e r die Menschen hinaus entrückt, einst beherrschen und umspannen wird! — Die ‚Sanftmütigen', die das Tier überwunden haben werden! Die Sanftmütigen und Fröhlichen! — Aber es ist noch so dunkel, dunkel, dunkel, so schwarz wie die Wolkenwand da draußen. Es ist für mich noch so dunkel. Wie, wie ist der Weg?"

Er ächzte.

Dies hatte er g e s p r o ch e n. Aber dabei verhielt es sich so, daß er jetzt, wie gänzlich erschöpft, und wie um Halt und Stütze zu haben, in seinem schlottrigen, alten, grauen Anzug da, am Piano stand; schlaff und doch so seltsam ruhelos

angespannt in seiner Haltung, mit dem hängend vorgeducktem Kopf, die Faust, Paul den Rücken zugewandt, oben auf die Kante des Instrumentes gepreßt.

Paul fühlte sich geniert und war zugleich in eine ernstlichere, doch fruchtlose und zerstreute Nachdenklichkeit geraten. Er sah, daß Martin also die ganze Zeit her gar nicht nach einer „theoretischen Diskussion" zumute gewesen war.

Das war ihm mit einemmal peinlich.

Was er aber tat, war Folgendes. Er erhob sich langsam, mit ernstem und zugleich peinlich berührtem Gesicht, im übrigen die Zigarette im Mund, und schritt behutsam zu Martin hinüber, trat leise an ihn heran und legte ihm sanft die Hand auf die Schulter.

„Grunertmartin, Dir ist was! Was Besonderes! He?"

Fast erschreckt fuhr Martin gegen ihn herum und starrte ihn mit irren, wie erwachenden Augen an.

„Ach so," stieß er hervor. Aber da hatte er sich schon zusammengenommen, und plötzlich sagte er mit abwehrender Stimme:

„Auf's Wort: nichts weiter. — Aber . . .", er wandte sich, wie um sich Pauls unmittelbarer Nähe zu entziehen, ab und schritt ins Zimmer hinein. „Du meinst die Reise morgen? Aber -- das würde ja eine Schwäche gerade im Wichtigsten sein. Denn ist mir diese Reise nicht etwas Grundwiderwärtiges? — Uebrigens, äußerlich angesehen: die Umgebung ist dort ja so angenehm, die mitteldeutsche Gebirgswelt. — Auch neue Menschen, überhaupt mal Menschen, die ich kennen lernen, mit denen ich in Berührung kommen werde. — Außerdem meine Arbeiten, meine Arbeiten doch. Es sind d o r t ja auch ein paar Gelehrte, die mir was wert sind. — Aber ich bin eben solch' ein Mensch, daß ich in eine objektive Leidenschaft geraten kann. Das sollte nicht sein, wie?" Ganz offenbar wich er hier aus, und es wurde ihm mit einemmal unmöglich, zu Paul weiter von diesen Dingen zu sprechen. „Na, verzeih, ich habe mich gehen lassen."

Paul erwiderte den freundschaftlichen Blick, mit dem er ihn ansah, hatte dann aber einen Vorschlag.

Er hatte Martin eine Mappe mit besonders guten Kunstnachbildungen noch nicht gezeigt, die er sich von einer italienischen Reise mitgebracht. Sie mochte ihn ein gut Stück Geld gekostet haben. Er ging zum Schrank, sie zu holen. Sein Vater, der joviale, kunstsinnige alte Herr Regierungsrat, pflegte Paul das Geld zu dergleichen gern zu geben. Paul war sein genaues Abbild, er lebte im Sohn die eigene Jugend wieder.

Es waren Nachbildungen in großem Format nach Lionardo, Michelangelo — die Propheten und Sibyllen, die Schöpfung und die Erweckung Adams —, Botticelli, Giorgione und Tizian.

Schließlich überraschte sie über der Mappe der Abend, und nun war denn doch der Augenblick des letzten Abschiedes gekommen.

Es ereignete sich hierbei etwas Besonderes. Martin setzte in vertraulicher Weise den Hut bereits im Zimmer auf. Es war ein weiches, dunkles Filzhütchen. Er trug es stets gegen die linke Seite hin bis zum Ohr hinab nach dem Hinterkopf zu, so daß die Stirn völlig frei blieb. Es war das eine Unwillkürlichkeit von ihm. Wer ihn so zum ersten Male sah, mußte ihn für einen munteren, kecken, trotzigen, jungen Mann halten, der zu Fröhlichkeit, sogar zu Uebermut und Verwegenheiten neigte . . .

Wie es die Beiden schon oft in ihrem Leben getan, umarmten sie sich zum Abschied und wechselten brüderlich einen Kuß.

Nur eins war diesmal ungewöhnlich: Paul weinte . . .

Martin zuckte, als er es bemerkte, zurück und machte sich erbleichend aus seiner Umarmung frei, zögerte einen Augenblick, wollte noch etwas sagen, riß sich dann aber endgültig los und eilte hinaus . . .

*

3.

Langsam stieg er die Treppe hinunter und verließ das Haus.

Paul hatte geweint, geweint! — Paul! — Nach dieser Mappe da! — Und nachdem er bis zum letzten Augenblick noch ganz heiter gewesen war!

In einer unbestimmten Verlorenheit verweilte er noch unten vor der Haustür, geriet in eine stumme, sinnende Müdigkeit. Wie er dabei aber mechanisch seinen Blick zur Linken in die kleine, fast nächtig dunkle Schlippe hineinrichtete, die das Haus mit dem Domgarten machte, dachte er, daß er wohl noch einen letzten Blick auf die alte Domschule tun könne.

Mit unruhigen, etwas unsteten Schritten, einer ihn verdrießenden abscheulichen Gangart, die durch das wühlende, grübelnde Durcheinander seiner Gedanken bedingt wurde, zum Teil wohl auch durch den nervösen Druck, den ihm die schwarze Wolke oben mitteilte, passierte er die Schlippe und einen altertümlichen, niedrigen Torgang, der „Unterm Remter" hieß, gelangte dann in eine kleine Anlage, durchschritt sie und befand sich bei der Domschule.

Das alte Gebäude stand schon seit Jahren unbenutzt, denn im neuen Stadtteil war inzwischen eine neue, stattlichere Schule erbaut worden.

Wie ein Gespenst stand der wunderliche, lange, einstöckige Kasten da, mit schorfig wirkender, verwitterter, gelber Tünche; von oben bis unten wie grau verstaubt, so ganz verlassen, einsam und vergessen. Das Portal wirkte morsch und müd, seine Klinke war verrostet, es war fest verschlossen. Nur ein paar

von den Erdgeschoßfenstern standen aus irgend einem Grunde offen. Sie hauchten eine dumpfe Moderluft.

Er starrte das alte Gebäude an. Doch so gedankenlos, daß er schließlich unmutig wurde.

Was stand er eigentlich und gaffte? Er hatte nicht gerade gute Tage hier verlebt.

Er ging weiter, durchschritt am anderen Ende der Schule noch einen zweiten Tordurchgang und gelangte an die vordere Südecke des Domes.

Der Vorgarten mit seinem Eisengitter; das Seitenportal, durch das er jeden Sonntag mit den anderen eingetreten war, um zum Domchor hinaufzusteigen und da oben die Liturgie und Motette mitsingen zu helfen; der mächtige, alte Rosenapfelbaum vor dem Portal, der zur Herbstzeit über und über in rosenroten Früchten stand . . .

Und wieder schritt er weiter. Zur Linken hinter dem Hause des Oberkonsistorialrates mit seiner Linde. davor die Reste der alten Stadtmauer. Drüben, dem Dom gegenüber, der graue Würfel der alten Artilleriekaserne.

Dann kam das riesenhafte graue Viereck des Domplatzes, rings von den Doppelreihen seiner alten Linden eingefaßt. Ueber die Linie der hohen Kronen ragten grau die alten Regierungsgebäude, Rokokopalais und anderen öffentlichen Gebäude, die den Platz umgaben.

Der Platz! Die Mittwochsparaden der Garnisontruppen; die Aufzüge der höheren Schulen am Sedantage mit ihren bunten Mützen, Schärpen, Fahnen und Adlern, die Rede des Direktors, die patriotischen Lieder und der Choral; dann unter Musik der lustige Zug durch die beflaggten Straßen und zur Stadt hinaus, jede Schule in ihren gewohnten Restaurationsgarten; die Herbstmesse, die vierzehn Tage dauerte, mit dem großen Zirkus, mit ihren Schau- und Warenbuden, ihren Schmalzkuchenbuden, ihren Nachmittags- und Abendpoussaden.

Zu dieser Stunde war er leer, grau und düster. Die paar Menschen, die zu erblicken waren, glichen unter der schwarzen Wolke dunklen Strichen, die mit unruhiger Hast sich durch die schwüle, gequetschte Düsterung dahinbewegten. In einer Neben-

gasse heulte ein Hund in die schläfrigen Klänge einer Drehorgel hinein, welche die Mandolinata spielte . . .

Martin dachte an den Uebergang, wie Paul die Mappe herbeigeholt hatte. Der feine Uebergang mit der Mappe!

Hatte er übrigens, als er zu ihm hingekommen war, nicht die Zigarette im Mund behalten? Merkwürdig, daß er sich eine Zigarette angesteckt hatte!

Und nachher die Umarmung, der Kuß, seine Tränen! Galt es dem Abschied von ihm, war es freundschaftliche Neigung, oder war es bloß der Abschied, den er einer Periode seiner eigenen Jugend geweiht hatte?

Der Gedanke grub ihm die Furche in die Stirn.

Sicher, die letzte Wendung, die das Gespräch genommen, war Paul peinlich gewesen. Man war ja über den Christus hinaus. Womöglich bedeutete er ja nichts als eine kaum zu begreifende, verdrießliche Hemmung wahrer „Kultur"; wobei freilich dahingestellt bleiben mochte, was eine Kultur wert war, die sich eine solche „Hemmung" zwei Jahrtausende durch hatte gefallen lassen müssen. Jedenfalls aber eine Unbegreiflichkeit, der Christus, die bis zu der „glorreichen" italienischen, beileibe italienischen Renaissance hin — o, die Mappe, die Mappe! — den hohen „klassischen" Kunstkulturgeist in seinem welterobernden Siegeszuge beeinträchtigt hatte.

Es war „peinlich", war überflüssig, erledigt, von Christus und einem Mannesvorbild zu sprechen, das er in die Menschheitsentwicklung hineingestellt hatte. Und also war er, der darüber noch sprach, für Paul im Grunde eine unverbesserlich problematische Natur, eine hoffnungslos rückständige, ein „Dekadent", der schließlich doch „nicht mehr mitkommen" konnte? . . .

Er überschritt den Platz vollends und bog auf der anderen Seite in die winkligen Straßen und Viertel des alten Stadtteiles ein, die ihn zum Altmarkt hinführten. In einer der Nebengassen des Altmarktes wohnte er mit Mutter.

Sie hätte im neuen Stadtteil zwar eine angenehmere Wohnung bekommen können als in dem düsteren, verschachtelten Viertel, wo es noch dazu Flöhe und Wanzen gab, mit denen man im Krieg liegen mußte: aber die Mietspreise waren hier

billiger, und sie brauchte, da sie vom Abvermieten lebte, eine größere Wohnung. Sie hatte eine für fünfhundert Mark, die im neuen Stadtteil wohl über achthundert gekostet haben würde. Außerdem gab es hier viele Großkaufmannshäuser, Kontore, Niederlagen und Fabriken. Sie kam also nie in Verlegenheit um junge Leute, die auf Aftermiete wohnten.

Es war freilich ein sehr trübseliges, unwohnliches Haus, das zwei Brüdern, Möbeltrödlern, gehörte, wie es denn in dieser engen Gasse wer weiß was alles für Gerümpel und einen Trödlerladen neben dem anderen gab: aber dafür war es eine Vorderwohnung. Vorn zwei große Zimmer, in jedem zwei junge Kaufleute, die Mutter in voller Pension hatte; dann gehörte noch eine geräumige Küche dazu, in der sie den Tag über hauste, mit einer Kammer dabei, wo sie schlief. Nach hinten gab es noch ein Berliner Zimmer mit einer Kammer daneben. Mutter hatte es bis jetzt immer frei gehabt, damit er, wenn er die Ferien über zu Hause war, seine Bequemlichkeit genoß und einen Raum hatte, wo er ungestört arbeiten konnte.

Als Martin zu Hause anlangte, hatte er sich unten im Torflur, der durchdringend nach Lack und Terpentin roch, durch ein Gestapel von frischauflackierten alten Möbeln zur Treppe hinzuwinden. Bei dem Licht eines trüben, stinkenden Flurlämpchens tappte er sich die enge, steile, ausgetretene Holztreppe hinauf und betrat die Wohnung.

Im Vorgelaß war es stichdunkel. Denn da ihre Mieter vor zwei Stunden nicht heimkamen, hatte Mutter aus Sparsamkeitsrücksichten noch keine Lampe herausgehängt.

Er trat in die Küche ein. Ihre Sauberkeit und Gemütlichkeit tat ihm in seinem augenblicklich vergrübelten Zustand unwillkürlich wohl. Mutter saß in ihrem gewohnten, schwarzlackierten Weidenstuhl an ihrem Fensterplatz, der ihr den Blick auf den Hof hinaus gab, vorm Nähtischchen. Vor ihr stand eine kleine Petroleumlampe mit einem grünen Schirm, der den Raum in ein stilles Helldunkel setzte, in dessen kleinem Lichtzentrum, fein, bleich und schwächlich, mit ihrem dunklen Wollkleidchen angetan, sie saß. Weißwäsche lag auf dem Tischchen, auf einem

Stuhl neben ihr und in einem Wäschekorb, der auf dem braungestrichenen Fußboden stand.

Müde ließ er sich, nachdem er Mutter begrüßt hatte, auf einen Küchenstuhl sinken und sah ihr zu.

Er blickte auf die Wäsche, blickte auf die bleichen, zarten Finger, die vorzeitig alt geworden waren, und sah zu, wie sie mit eifrigem Rhythmus Nadel und Faden führten. Und er betrachtete ihr bleiches Gesicht, das von dem schlichtgescheitelten, schon graumelierten Haar umrahmt und von einer großen, blauen Brille rührend verunstaltet wurde.

Es war eingefallen und schmal, die Stirn von vielen parallelen Linien durchfurcht. Die Gramfurchen, die den Mund in die Breite gezogen hatten, konnte keine Rührigkeit und keine umgängliche Laune mehr verwischen oder verfehlen. Ueberhaupt, wenn sie geschäftig und fröhlich war, etwa mit ihren Mietern plauderte, oder sich von den munteren redelustigen jungen Leuten endlos vorerzählen oder etwas anvertrauen ließ: wie dann ihr Auge war, ihr großes, mit Aufmerksamkeit und doch so abwesend einen anstarrendes lächelndes Auge unter den schwarzen Brauen! . . .

Eh! so ging das liebe, bißchen Leben stummgeduldig, so rührend ängstlich stumm, langsam zugrunde! Denn wer wußte, wie lange er sie noch haben würde? Aber das reinlich freundliche Gläschen neben ihr auf dem Fensterbrette mit den blauen und violetten Astern! Sie liebte die Blumen, unterließ es doch nicht, sich ihr Sträußchen zu kaufen, gestattete sich da ihren rührenden kleinen Luxus, ihr liebes bißchen Sonnenschein und Schönheit in ihrem ewigen Küchenwinkel!

Jetzt hörte er übrigens auch, daß oben, im dritten Stock, wieder die Mandoline gezupft wurde. Ein Clown vom Variététheater, das in der Nähe der Gasse an einem kleinen Platze lag, wohnte dort oben in Aftermiete und zupfte, der Uebung halber, die „Santa Lucia“ und mit irgend einer Variation das „Home, sweet Home“. Und unten, in dem unsauberen, alten Hof mit seinem romantisch kunterbunten Gerümpel meckerte in seinem Stalle der prächtige, feiste, weiße Ziegenbock, der den Tag über auf dem Hof herumpromenierte. Auch einen Taubenschwarm

gab es und ein Hühnervolk und einen Hund, und dies Kleinleben gewährte ihr Unterhaltung.

Auch der Wirte gedachte er. Zwei grobe, schwarzhaarige Kerle, plump, geizig, mißtrauisch, verhalten, schlitzöhrig, zwei Erzgauner, die wer wußte was alles für Geschäfte machten, und deren oberstes Gesetz war, auf jede mögliche sich darbietende Weise Geld zusammen zu scharren. Was wohnte da oben, im dritten Stock z. B. alles für Volk!

Der eine von den Biedermännern war unverheiratet, der andere hatte die dritte Frau, die sich in diesem Hause zu schanden rackerte. Die beiden ersten hatte er, als sie gestorben waren, weil er die Kosten für den Leichentransportwagen scheute, auf seinem Möbelwagen selber zum Friedhof hinausbefördert.

In solch einem Hause, unter solchen Menschen saß sie hier in ihrem Korbstuhl beim Fenster neben ihrem Blumengläschen still und stumm wie ein kleiner, dunkler, bleicher Schatten . . .

Aber die Wäsche! — Sie kam den ganzen Tag über nicht aus der Arbeit heraus, und nun flickte sie schlecht und recht zum Abend hier auch noch die Wäsche zurecht. Womöglich bis in die Nacht hinein. Denn da mochte es wohl schon zu flicken und auszubessern geben!

Was hatte sie eigentlich für Aehnlichkeit mit ihrem liebenswürdigen Bruder da, dem Marx Altmann, der jetzt mit einem Mal doch noch die Laune hatte, ihn bei sich aufzunehmen?

Aber da fing Mutter, vielleicht aus Besorgnis über sein langes Schweigen, an zu sprechen.

„Willst Du nicht was essen, Martin?"

„Nein, nein," wehrte er ab.

Schüchtern hatte sie gefragt und etwas ängstlich, ihre Nerven mochten üble Gelauntheit fürchten.

Es bedrückte Martin, machte seine Gedanken noch trüber und unruhiger, rührte ihn zugleich und machte ihm Sorge. So bemühte er sich, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Also morgen früh um Acht. — Das Saaletal soll ja recht schön sein, und die Gegend dort" — er meinte seinen künftigen Aufenthaltsort — „auch. — Freilich wird's morgen

wohl Bindfaden regnen. — Es ist ja eigentlich die erste Reise, die ich mache."

„Nun, den Hamburger Hafen hast Du ja doch auch schon gesehn?" erinnerte Mutter lächelnd. „Und das ist doch sicher ein großartiger Eindruck gewesen."

„Ach so ja! — Also die zweite. — Merkwürdigerweise alle beide gerade zu ihm."

Mutter schwieg.

„Richtig, aber in die Märkische Schweiz bin ich von Berlin aus ja auch schon mal gefahren. — Ich war bei Paul Wellhausen. Er ist eben aus Italien zurück. Hat da so eine Art von Bildungsreise gemacht. Er hat mir erzählt und mir Bilder gezeigt, die er für seine Kunstsammlung mitgebracht hat. — — Aber ich glaube, ich trau' mir nichts zu. Wie man von Hamburg nach New York fahren kann, versteh' ich nicht."

Er lachte.

Aber Mutter sah ihn an und sagte:

„Nu' was Du sprichst! — Es fahren ja doch heutzutage auf den großen, schnellen, bequemen Dampfern sogar Kinder und alte Leute mit 'nüber?"

„Jaja, Mama, das tun sie! Na ja, ich denke ja, ich würde auch hinüberkommen." Er lachte. „Aber doch: kaum acht Stunden fahr' ich morgen, und es ist mir zu mut, als ging es mit einem Mal wer weiß wie weit in die Welt 'nein. Es geht ja wohl auch auf einen recht wichtigen Abschluß zu. Das Examen soll bestanden werden, man wird selbständig. Ich glaube also immerhin, daß ich etwas Reisefieber habe. — Essen? Vielleicht nachher."

Mit einem Mal aber sprang er auf und fing an, hin und her zu schreiten.

„Eh, übrigens: ich hab' ja nicht mal einen rechten Gesellschaftsanzug."

„Du hättest Dir doch damals Vaters herrichten lassen sollen?"

„Aber wozu eigentlich, Mama? Ich hab' ihn ja in Berlin nicht gebraucht. — Ich mache mir auch nichts aus Gesellschaften."

„Marx übrigens auch nicht, sie sollen ganz zurückgezogen leben."

„So! — Na! — Wäre noch nicht die schlechteste Eigenschaft von ihm. — Aber doch: Wie man dort ankommt! Es wird doch . . .", ein lächerliches und schiefes Entree geben, hatte er fortfahren wollen, verschwieg es aber und sagte: „Eigentlich müßte man trotzdem etwas unter Menschen gehen. Ich finde doch, daß ich zu sehr Sonderling geworden bin. Und das ist schließlich nicht gerade mein Ehrgeiz. Es ist ja ganz bestimmt etwas in mir, was kein Spielverderber ist. — Hm! Weißt Du, Mama? Du könntest mir immerhin Vaters Anzug nachträglich noch umändern lassen, der Schneider hat ja mein Maß."

Mutter, die sich innerlich über diesen Entschluß freute, wollte etwas sagen, verschwieg es aber im letzten Augenblick und nickte nur ein paar Mal zustimmend mit dem Kopf.

„Eh', es muß vorläufig eben alles gehn, so gut wie's will."

„Du scheinst nicht besonders gern zu Marx zu fahren."

„Wie? — Ach, nicht doch, Mama! — Aufrichtig gesagt" — er lachte — „ist er mir für seine Person ganz egal. Ich denke nur an meine Examenarbeiten. Ich hab' gar keine Bange, daß ich das Jahr gut abreißen werde, ich bin nicht so heikel; wenn's sein muß, hab' ich ein dickes Fell."

Mutter hatte unter seiner letzten Rede mit Nähen aufgehört und blickte in Gedanken verloren vor sich hin. Sie hatte wohl gemerkt, daß Martin der Gedanke an Marx beschäftigte. Er sprach so viel, vielleicht war er sogar etwas rücksichtslos gegen sie, was er sonst ja vermied. Etwas so besonders schönes war die Reise ja auch wirklich nicht. Aber das Examen würde er bestehn, da war kein Zweifel; und ein vorzügliches. Ein Schimmer von Freude belebte ihr Gesicht und huschte mit einem erleichterten Lächeln um ihre schmalen, blassen Lippen.

„Nun, Du wirst ja dein Jahr herunterbekommen."

„Aber gewiß, Mamachen! Sicher!"

Er stand jetzt bei ihr und sah auf ihre mageren und doch so liebevoll und freudig emsigen Hände nieder.

Das Leben war das Heldentum der kleinen, stillen, starken Gefühle. Selbst im sogenannten besten Fall der ewig selbe Alltag, der zäh mit seiner ewigen Langeweile rang. Hin und wieder bluffte in ihm und draußen in der Welt irgend so eine Temperamentsblase auf und verbluffte. Es raunte davon noch ein Weilchen nach und blieb das gleiche. Wer wußte, wo nun das eigentliche, das wahre Heldentum sich abspielte? O ja, warum sollte man nicht Oberlehrer an einer Realschule werden, sich dabei bemühen, Mensch zu sein und zu bleiben? Warum, warum n i c h t ? . . .

Die feinen, pergamentbleichen, mageren Finger! Das runzlige, krumme Handgelenk! Der emsig und unablässig in die Höhe geführte Faden! Unverdrossen und wer weiß mit was für einer Geduld und wundersamen Zähigkeit bis in die einsame, schlummerstille Nacht hinein! In seinem Herzen quoll eine Träne auf.

Langsam wandte er sich ab und begab sich nebenan zu einem Buch und seiner Pfeife Tabak. Er wußte, daß ihn Mutter hier in ihrer Küche gern solchermaßen da nebenan in ihrer Nähe fühlte. . . .

Einen Freund hatte er heut' nachmittag hinter sich gelassen. Auf Nimmerwiedersehen sicher! Er ahnte nicht, was auch diese Träne, die ihm da eben das Herz hatte quellen lassen, für ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sein sollte! . . .

*

4.

Kurz nachdem er sich am vergangenen Abend in sein Zimmer zurückgezogen, war ein starkes Gewitter niedergegangen, das sich über Nacht in einen strömenden Landregen verwandelt hatte.

Martin erwachte also in einen trübseligen Morgen hinein. Der Hof unten war eine einzige, große Wasserpfütze, auf der zahllose Regenblasen hüpften.

In seinem Mantel gehüllt machte er sich dann mit seinem Koffer und einer Handtasche in strömendem Regen auf den Weg durch die Stadt zum Hauptbahnhof, der am westlichen Ende des neuen Stadtteiles lag. Als er auf den Altmarkt einbog, schritt er durch den gräulichen Wirrwarr eines gründlich verregneten Wochenmarktes mit seinem Gewimmel von wassertriefenden Regenschirmen. Gänsekreischen, Hühnergegackel, Entengeschnatter, Gestank nach naßgewordenen Gemüsen, nach Fisch und Käse, das Hin und Her und Durcheinander der Verkäufer und Käufer und das endlos eintönige Geplätscher des Regens. Dann die Straßen, grau und öde, ihrer ganzen Länge nach mit stumpfen, bleiigen Reflexen auf den langen, blasigen Wassertümpeln und plätschernden, hurtig treibenden oder sich breit stauenden Rinnsalen, auf Dächern und an den nassen Hauswänden.

Nach einer Viertelstunde Weges erreichte er den Hauptbahnhof, löste sich seine Fahrkarte, sorgte für sein Gepäck, saß endlich glücklich im Wagenabteil und fuhr in den trostlosen, grau verregneten Tag hinein. Es war ihm die Nacht über zu viel durch den Kopf gegangen, als daß er hätte schlafen können.

Er war aufgeregt, fühlte sich bedrückt. Ein Zustand, der seinen Schwerpunkt im Unterbewußten hatte, ihm von da aus zusetzte. Man wußte nicht, ob man gesund oder krank, oder wie einem war. Auch hatte er es ganz naiv mit einem Reisefieber, dachte an seinen Onkel, an dessen Frau, sein Hauswesen, die Universität, die Professoren, die ihm ganz neue Landschaft, der er entgegenfuhr.

Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, mit diesem traurigen Wetter an Ort und Stelle einzulaufen: doch als der Zug über Halle hinaus war, heiterte es sich auf, und bei hellem Sonnenschein fuhr er den Nachmittag über durch das Saaletal. Die Sonne wärmte ihn zum Abteilfenster herein, seine Augen lichteten sich, und die Bleichheit seines Gesichtes wich einer munteren Röte. Er kannte das, es konnte geschehen, daß er einen solchen Wechsel seines Aussehens an ein und demselben Tage erfuhr, es brauchte ihm bloß eine lebhafte Freude zu begegnen, und er war dann ein munterer, sogar lebhafter, anziehender junger Mann. Noch immer war er, wie er von sich zu sagen pflegte, wie die Katze wieder auf seine vier Beine gefallen, auf eine sichere, innere Grundlage geraten, wenn er sich auch noch nie über sie klar geworden war. Ja, vielleicht bedeutete das dennoch ein vielleicht sträflich unverwüstliches, ganz naives Grundwohlgefallen am Leben auf all und jeden Fall? Er meinte das auch in diesem Augenblick. Und es war dies Wohlgefallen, das ihm den Blick jetzt förmlich an das Fenster bannte und ihn den freundlich geschlängelten Flußlauf da draußen mit seinen grünen Waldhügeln und Feld- und Wiesenauen unersättlich mit hundert auf das lebhaftigste und unmittelbarste empfundenen Einzelheiten aufnehmen ließ. Denn diese Eindrücke, so bescheiden sie waren, waren ihm neu, frisch und noch nie erlebte.

Wie ein dummes Kind hatte er mit einem Schlage seine gestrige und heutige Mißstimmung, sein tief eindringendes Erlebnis mit Paul, die Sorgen und Rührungen, die ihm Mutter verursacht, vergessen; sogar an sein Reiseziel und Mary Altmann dachte er so wenig, daß er, als der Zug in Kösen hielt, und er die Rudelsburg und Saaleck sah, ganz im Ernst es mit

einer Anwandlung hatte, hierzubleiben und ein paar Tage in der anmutigen Gegend umherzuschweifen.

Bei wolkenlosem, sonnigen Himmel langte er am Spätnachmittage an.

Er verließ das Wagenabteil, gab vorläufig seinen Koffer in die Gepäckverwahrung und machte, daß er mit seiner Handtasche hinaus und in die Stadt kam.

Auf gut Glück ging er los, und die liebe, alte, deutsche Romantik der kleinen, von ihren grünen Waldbergen umgebenen Universitätsstadt berauschte ihn so, daß er über all die gemütlich gewinkelten Gassen, Häuser, Häuserchen, Erker, Giebel, altfränkischen Ornamente, Röhrenbrunnen und das bunte Leben dazwischen hin kaum recht daran dachte, sich zu Dr. Marx Altmann zu fragen.

Schließlich gelangte er zu einer lindenbestandenen Esplanade, die sich mit ihrem abendlichen Treiben, ihren Spaziergängern, buntmützigen Studenten, jungen Mädeln und was sonst für Verkehr am breiten, umbuschten Flusse hinzog. Er verlor sich unter dies Treiben, bummelte mit seiner Tasche die Esplanade hinauf und bog dann auf gut Glück in eine breitere, berganführende Straße ein, um die Ecke eines massiven, alten Steinhauses herum, das einen schloßähnlichen Eindruck machte. Er schritt sie hinauf, geriet in schmucke Anlagen und war unversehens bei der Universität angelangt.

Aber da fuhr er auch schon mit einem gehörigen Schreck jäh vor etwas zurück. Wie von einem riesigen Gummiball war er von einem mächtigen, festen Bauch zurückgeprallt. Vor ihm aber stand starr und steif mitten auf dem gelbsandigen, schmalen Promenadenweg zwischen braunen, gelben, grünen, von der Spätnachmittagssonne beschienenen Herbstbüschen eine große, dicke, rotbäckige, lichtblonde Gestalt in einem weißgrauen, wie friesig dicken Jackettanzug, das Jackett weit offen, die Hosen zu kurz, von prallen, stämmigen Beinen gefüllt. Die Gestalt trug ein dunkelgrünes Filzhütchen von gänzlich unbestimmter Form nach hinten ins Genick geschoben, und aus diesem Hütchen quoll eine trotzig muntere Fülle lichtblonder, struppliger Krauslocken hervor, die an ein paar hohen Schläfen herab bis in die

Mitte der ziegelroten Pausbacken gingen, so daß sie hier zugleich eine Art von krauslich gefranzten, goldig transparenten Backenbart bildeten. Oben aber stieß unter den Locken hervor mächtig rund eine wahre Auerochsenstirn nach vorn, unter der ein paar ungewöhnlich große, runde, lichtblaue Augen hervorquollen, die einen unbestimmt starren Ausdruck hatten. Unter einem zu kurz geratenen, knuppsigen, roten Näschen aber sträubte sich flaumig ein lichtweißblondes Schnurbartfläumchen, und unter diesem leuchtete rot, frisch, gesund ein kleiner, herzhafter Mund, mit einer Oberlippe aber, die wie von einem Bienenstich aufgequollen schien. Dieser Mund stand offen und entblößte ein blitzweißes, kerngesundes Gebiß. Es folgte ein gegen eine mächtige Unterkehle zurückweichendes rosiges Kinn. Ueber die linke Backe zogen sich einige rote, wulstige „Durchzieher". Eine gewaltige, pralle Westenfläche mit vielen, kleinen Horizontalfalten, ohne jede Spur einer Uhrkette. Zwei Herkulesarme mit zu kurzen Rockärmeln, aus denen ein paar rote, dicke Handgelenke mit zwei dicken, biederen Pratzen hervorkamen. Statt irgendwelcher Manschetten aber lugte ein enganliegendes, buntgestreiftes, nicht ganz tadelfrei sauberes Wollhemd hervor. Die eine Pranke hielt einen unglaublich dicken, knotigen Ziegenhainer, und unter dem anderen Arm war eine große, verschabte Ledermappe geklemmt.

Verdutzt starrte Martin sekundenlang diese Gestalt an, die ihn auch ihrerseits anstarrte, reglos wie ein bolzsteifes, dickes, blond-, rosig- und weißgraues Phantom. Schließlich aber erdröhnte ein unendlich tiefer, sehr entschiedener Baß:

„Hallo! Herrrr! He? Tusch oder Dussel?!"

Martin, der endlich zu sich kam, zog höflich, aber noch einigermaßen verwirrt, den Hut.

„O, um Entschuldigung!"

Hierauf starrte ihn der Riese erst noch ein Weilchen an, entschied dann aber lakonisch:

„Also Dussel!"

Darauf schickte er sich an, ohne sowohl den Hut zum Gegengruß zu ziehen oder scheinbar Martin sonst noch weiter zu beachten, an ihm vorbeizugehen. Das tat er denn auch. Als

Martin, der sich noch immer nicht ganz wieder erholt hatte, ihm aber unwillkürlich noch nachblickte, wie seine vlämische Gestalt sich mit sonderbar langen Trottschritten entfernte, Ziegenhainer und Mappe dicht an den dicken Leib gepreßt, — da blieb ganz mit einem Mal auch der Riese stehen und wandte sich auch seinerseits noch einmal um. Und noch einmal geschah es, daß sie sich gegenüberstanden und anblickten. Aber diesmal schien es, als ob er durch Martin hindurch nach irgendetwas hinsähe, sozusagen ihn mit dem Ensemble seines Eindruckes mitramschend. Und plötzlich wurde noch einmal der Baß laut und sazte mit Gelassenheit und Bedeutung folgende mystisch sentenziösen Worte:

„Wie das denn jewöhnlich mit denen Dingen jeht, die es ja jarnich' jibt."

Martin konnte sich nun doch nicht enthalten zu lachen! Und da, plötzlich, haftete das lichtblaue Froschauge mit diesmal offensichtlich belebtem Ausdruck an Martins Augen, so daß sich eigentlich erst jetzt ihre Blicke mit einer entschiedeneren Anteilnahme begegneten:

„Ja, aber sagen Sie übrigens mal: wo kommen Sie denn mit einem Mal überhaupt da so dazu, mit Ihrem Kuffert da, Herr, so da da so dazu zu kommen, wie?"

„Zu was?" fragte Martin darauf eingehend.

„Hm, na! Wer weiß? Wer kann wissen?" fuhr der Riese nach einem kleinen, irgendwie zerstreuten Schweigen fort, während seine Froschaugen einen gemütlich schmunzelnden Versuch machten, ihre Lieder zu kneifen, wobei sich an den Augenwinkeln eine Menge Krähenfüßchen bildeten. „Aber also, sagen Sie mal: Suchen Sie vielleicht was, ‚ein Fremdling nahend unsrem Herd'?"

Ach richtig! Eigentlich ja?" lachte Martin: „Ich habe allerdings bis jetzt ganz vergessen, oder unterlassen, jemand zu fragen, wo Herr Dr. Marx Altmann wohnt, zu dem ich hinwill?"

„Hm! Na also!" brummte der Riese. „Wissen w i r allerdings, wo Herr Dr. Marx Altmann wohnt. — Aber: schwierige Kiste, Sie durch diese Kaffeemühle, respektive dies Labyrinths-

vieh von Nest da hinaus und hinauf zu dirigieren. — Hm! Na, wer' also aber mal nich' so sein, wer' Sie mal in Schlepptau nehmen. — Allons donc!"

Unter den letzten Worten war er mit seinen großen Trottschritten wieder zurückgekommen und war, ohne Martin irgendwie weiter zu beachten, sogleich weiter geschritten, während Martin sich ihm anschloß.

Eine gute Strecke waren sie so miteinander weitergegangen, wobei Martin Mühe hatte, Schritt zu halten.

„Verzeihen Sie: Kennen Sie vielleicht Dr. Altmann persönlich?" unterbrach Martin endlich das Schweigen.

„Wie?" brummte der Riese, ohne ihn anzublicken, fast mit abwehrender Barschheit. „Natürlich kennen wir ihn. Kennen tout le monde, die ganze res publica, alles."

Und wieder ging es stumm vorwärts, durch wer wußte was für ein Gewinkel von Gassen und Gäßchen, die die rote Abendsonne bronzierte, immer bergauf.

„Aber eigentlich nehme ich Ihnen ja Ihre Zeit," wagte Martin endlich, während er stehen blieb, zu äußern. „Vielleicht, wenn Sie mir jetzt eine Weisung geben, finde ich doch schon allein hin?"

Auch der andere war stehen geblieben und starrte Martin ganz erstaunt und anscheinend unbewußt mit seinen lichtblauen Kulpen an. Mit einem Mal aber reckte er, mitten in der Gasse, die von spielenden und schreienden Kindern, Spatzen, Tauben und Leuten wimmelte, die zum Feierabend vor ihren Haustüren saßen, pathetisch den Arm mit dem Ziegenhainer aus und sang sehr schön ausdrucksvoll und richtig nach einer bekannten, nur etwas frei behandelten, italienischen Opernmelodie mit gewaltigem Baß folgendes:

„Von den Bergen,
Unter den Lerchen,
T r o t z den Zwergen,
T r o t z den S c h e r g e n
Strömt das Leeeeben!!
Always! For ever! — Na also! Allons! Allons donc!"

Und ohne weiteres wurde die Wanderung, stumm wie bisher, fortgesetzt, mitten zwischen den Feierabendphilistern und Görenrudeln hindurch, die zuerst vor Erstaunen über die Arie Mund und Augen wortlos sperrauf herumgestanden hatten, jetzt aber mit ohrenzerreißendem Halloh hinter den Beiden hergröhlten.

Wieder ging es eine Weile vorwärts, bis sie in eine schmucke Promenadenstraße gelangten. Ein gut Stück schritten sie nach rechts hinab, dann aber bog der wunderliche Geleiter in einen schmalen Pfad ein, der zwischen abendsonnenvergoldeten Gärten ziemlich steil einen hohen und lang in die Breite ausgedehnten Bergrücken hinaufführte. Schweigend stiegen sie ein Stück aufwärts. Der Berg war in saubere, mit Villen bestandene Gartenstraßen parzelliert. An einer dieser Straßen blieb der blonde Riese endlich stehen und sagte Martin an, daß er in ihr die Villa von Dr. Marx Altmann finden werde. Dann aber, nachdem er gelassen Martins Dank angehört, reckte er abermals den Arm mit dem Ziegenhainer, diesmal gegen den blauen Abendhimmel hinauf, und deklamierte:

„Der Himmel wird blaß,
Das Gras wird naß,
Es geht der Mensch und trinkt sein Glas!"

Darauf starrte er Martin, indem er ihn von oben bis unten und von unten bis oben musterte, zerstreut eine Weile an. Martin wollte nun aber doch seinen Namen erfahren, um zu wissen, wem er zu danken hatte, und nannte den seinen.

„Hm! Nun gut! Nun wohl! Eh bien!" brummte der Riese, mit einem Schmunzeln diesmal. „Wir heißen Gotthold Kuhn."

Martin dankte mit einigen freundlichen Worten, die den Wunsch einer weiteren Bekanntschaft unwillkürlich durchblicken ließen.

„Soso!" nahm der Riese zerstreut Kenntnis. „Also: So Du mich etwa finden willst, Fremdling! so frage am Albrechtsplatz abendlich in den Tiefen des Fischkellers nach. Im übrigen: Good bye! — Hm!" Noch einmal musterte er Martin, und noch einmal rief er dann: „Good bye!" Dann wandte er sich ohne

weiteres und stieg, wieder ohne Martins letzten Abschiedsgruß zu beachten, mit seinen langen Trottschritten bergab in den Abend hinein . . .

Martin sah ihm nach, wie er mit weiten Schritten durch die Abendsonne hinab zu Tal trottete, bis er endlich um eine Hecke verschwunden war und der enge Weg mit seinen Staketen und hohen Zaunrändern plötzlich wieder einsam in tiefer Abendstille lag.

Er wußte nicht wie ihm zumut sein sollte, fast fühlte er sich wie aus einem Märchenerlebnis in die Wirklichkeit zurückversetzt, und wirklich dachte er erst jetzt wieder an seinen Onkel.

Ein Unbehagen überkam ihn, doch war er neugierig und hatte es mit einer gewissen Unruhe. Alles in allem fühlte er sich frisch und wohl. Der angenehme Rausch von all den neuen Dingen und Eindrücken, die er den Nachmittag über erlebt hatte, beherrschte ihn noch.

Langsam schritt er durch die reine Bergluft zwischen den schönen Vorgärten hin die freundliche Straße hinab und schaute nach den an den Eisengittern angebrachten Schildchen. Ziemlich am Ende, zur rechten, fand er eine große blanke Messingtafel mit der Aufschrift: „Dr. Marx Altmann“.

Er verweilte, konnte sich nicht gleich überwinden einzutreten. Doch musterte er mit Anteil den Vorgarten und das Haus. Der Garten zeigte gute Pflege und war bunt von Astern, Dahlien, mehreren Arten von Georginen, Malven, anderen Herbstblumen und den letzten Rosen; fremdländische Büsche und Ziertannen und zwei kleine weiße Ahorne standen auf einer grünen Rasenfläche, die Wege waren mit weißem und schwarzem Kies bestreut. Das Haus selbst bot sich mit weißgetünchten, schlicht glatten Wänden. Es glich einem italienischen Landhause. Hier, nach der Straße her, hatte es nur wenige, von langen, stillen Stores verhangene Fenster. Oben dicht unter dem flachen Dach gab es ein paar kleine quadratische ohne Vorhänge. In einem erblickte er eine Reihe von Büchern, auf der weitere aufgeschichtet lagen. Sie zeigten die rote, gelbe und blaue Farbe ihres Schnittes.

Endlich raffte er sich zusammen, drückte entschlossen auf die Klinke der Gittertür. Er hatte zwar neben dem Schild und einem großen, lackierten Briefkasten das Porzellanknöpfchen einer elektrischen Klingel bemerkt; doch der Gedanke, sie in Bewegung setzen zu müssen, ohne versucht zu haben, ob nicht dennoch offen wäre, sagte ihm nicht recht zu. Tatsächlich war auf, unter dem kräftigen Druck seiner Hand öffnete sich die Tür sofort, fast zu heftig und zu weit.

Er lugte noch einmal aus, eh' er in den Garten hineinschritt, ob er nicht jemand wahrnähme. Aber alles blieb still und einsam. Langsam spähend trat er, nachdem er die Tür leise hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, den Mantel überm Arm und die Tasche in der Hand, in genau dem grauen Anzug, den er gestern angehabt hatte, näher. Der Weg führte zu einem anderen hin, der mit Steinplatten ausgelegt dicht am Haus zu einem Treppenvorbau und zur Haustür geleitete. Aber als er den Fuß schon auf die erste Treppenstufe setzen wollte, blieb er wieder stehen.

Er hatte die Gestalt eines kleinen Mannes bemerkt, die, noch ziemlich fern, auf einem Seitenweg langsam den großen, sich hinter dem Hause noch weit nach hinten den Berg hinaufziehenden Garten heraufkam. In der Vermutung, daß es sein Onkel sei, entschied er sich zu bleiben und ihn zu erwarten.

Der kleine Mann hatte, wie er erst nur undeutlich unterscheiden konnte, eine weiße Mütze mit steif vorstehendem schwarzen Schirm auf, solch eine Sportsmütze, wie man sie in der Sommerfrische zu tragen pflegt. Und ferner bot er sich in einem, wie's schien, dunkelblauen Anzug mit langen Rockschößen, die beim Schreiten um die kleine Gestalt herumpendelten. Unter der Mütze war undeutlich ein gelber Fleck von Gesicht zu erkennen. Mit langsamem Bummelschritt näherte er sich. Er ging mit gekrümmtem Rücken, den ziemlich großen Kopf mit der weißen Mütze nach vorn gehängt. Die Beine unter den abstehenden, pendelnden Rockschößen botteten, wenn man den niederdeutschen Ausdruck gebrauchen wollte, mehr als daß sie schritten.

Langsam kam er, aber nicht gerade ruhig, die Hände in den Hosentaschen, die Arme dicht am Leib. Der große, wie ein

Schnepfenschnabel vorspringende Mützenschirm fuhr mit einem kurzen, schnellen Ruck bald mal nach der, bald mal nach jener Seite, und meist blieb der kleine Mann dann stehen und beachtete irgend etwas. Es kam dann auch vor, daß er in die Hocke ging — alles ganz merkwürdig unversehene Bewegungen — und auf der Rabatte, an der er herkam, etwas untersuchte und hantierte. Und unversehens erhob er sich dann wieder, die Hände wieder tief in den Hosentaschen, und kam, immer in demselben Schritt, langsam näher.

„Ach, das ist er?" dachte Martin. „Was für ein possierliches Männchen!"

Aber da fuhr mit einem Male der Mützenschirm drüben aufrecht in die Höhe, erstarrte, und der kleine Mann blieb stehen.

Eine Weile stand er so, zu Martin herstarrend, dann setzte er sich wieder in Bewegung. Er hatte die Hände jetzt nicht mehr in den Hosentaschen und kam, ohne sich indessen allzu sehr zu beeilen, etwas geschwinder herzu, indem er mit gekniffenen Augen und breitgezogenem Mund unverwandt herblickte.

Martin trat von der Treppe fort auf den gepflasterten Weg zurück, um den Onkel, denn um niemand sonst konnte es sich handeln, besser und deutlicher sichtbar zu erwarten. In demselben Augenblick, als er dies getan, war der andere nochmals stehen geblieben, um noch einmal angespannt prüfend herüberzublicken.

Trotz seinem unglücklichen Anzug machte Martin jetzt mit seiner geraden, bescheiden ruhigen Haltung, seinem klaren, lebendigen Blick und seiner aufgefrischten Gesichtsfarbe einen recht vorteilhaften Eindruck.

Es geschah dabei nun aber, daß er, ohne es zu wissen, während sein Blick dem Onkel zugewandt blieb, ein Lächeln hatte; ein Lächeln, das immerhin der ganzen Situation vielleicht insofern widersprach, als er Altmann ja noch so gut wie gar nicht kannte und eigentlich nach allem, wie er sich Mutter gegenüber verhalten, kaum besonderen Grund hatte, ihm freundlich entgegenzulächeln.

Aber da ging mit des Ankommenden Haltung und seinem Gesichtsausdruck plötzlich eine Veränderung vor. Er wirkte mit

einem Mal geradezu vornehm. Seine Gangart war jetzt ruhig und gehalten, er ging nicht mehr so komisch knickebeinig. Im übrigen sah Martin jetzt, daß er ein dunkles, schon graumeliertes, modisch zugeschnittenes Spitzbärtchen hatte, das ein bleiches Gesicht mit scharf geprägten Zügen einrahmte. Seine Augen waren klein und lebhaft und saßen etwas zu nah bei einer langen, geraden, aber spitz vorspringenden Nase. Es waren merkwürdige kleine, bernsteingelbe Augen. Das graumelierte, dunkle Kopfhaar lugte nur an den Schläfen mit zwei kurzen, dreieckigen Spitzen unter der tiefherabgezogenen Mütze vor an zwei großen, sehr abstehenden Ohren hin.

Er war schlank und ganz gut gebaut, in den Schultern, wenn sie nicht wattiert waren, nicht ohne eine gewisse Breite, auch seine Beine waren keineswegs schwächlich.

Langsam und offenbar zurückhaltend trat er jetzt heran, während Martin, der in seiner Verwirrung und Verwunderung sein Lächeln beibehielt, den Hut vor ihm zog. Altmann beachtete diesen Gruß nicht im mindesten. Merkwürdigerweise gingen seine Aeugelchen jetzt aber in einer Weise an Martin hin, die es vermied, ihn gerade anzublicken. Als er endlich ganz dicht heran war, fuhren die gelben Aeugelchen jedoch unversehens in die Höhe und fixierten Martin mit einem kurzen, scharfen Blick, der dann sofort wieder abglitt.

„Mein Neffe Martin Grunert, nicht wahr?“

Eine scharfe, sehr bestimmte Leutnantsstimme war es, die Martin in's Ohr gedrungen war, eine wahre Polizeistimme, ohne jede weitere Nuance, aber mit einer für so einen kleinen Mann sehr lauten und kräftigen, harten Baßlage.

„Ja, Martin Grunert.“

„Hm! — So! — Schön! Gut!“

Noch einmal gingen die Aeugelchen, wieder ohne ihn anzublicken, an Martin hinauf und hinunter, bis sie irgendwo auf seiner Brust haften blieben. Dann, jäh, plötzlich wieder die laute, grelle, harte Leutnantsstimme, wie aus irgendeiner Zerstreutheit erwachend:

„Na ja!“

Diesmal streckte er Martin die Hand hin, eine merkwürdig und ganz unvermutet große, breite, knochige, rote Hand mit stumpfkräftigen, fast grob plumpen Fingern.

Martin ergriff sie. Kalt, eiskalt und rot, blieb sie einen kaum meßbaren Augenblick in der seinen, dann sank sie ganz unerwartet, schnell, jäh, steif, wie ein Pendel an dem blauen Schoßrock herab, worauf Altmann ohne weiteres auf den Treppenaufgang zuschritt und mit wieder krummem Rücken und knickebeinig schnell die Treppe hinaufbottete.

„Na, komm, komm!“

Er war oben in der Haustür stehen geblieben, hatte zurückgeblickt und es Martin, immer noch ohne ihn anzusehen, ungeduldig und mit einem nörglichen Ausdruck zugerufen. Martin war zunächst gar nicht imstande gewesen, ihm zu folgen, so verwundert, mißgestimmt und zugleich komisch berührt fühlte er sich. Erst jetzt schritt er die Stufen hinan und trat hinter Altmann in einen sauberen, freundlichen, mit einem bunten Tuchläufer ausgelegten Hausflur ein.

Der Onkel stand schon an einer Tür und wartete, die Hand auf der Klinke. Als er Martin aber noch ganz vorn sah, über dem Arm den Mantel und in der Hand die Tasche, rief er abermals ungeduldig:

„Na, was denn, was denn?“

Doch schon hatte er Mantel und Tasche beachtet und setzte etwas gemäßigter, doch offenbar mißgelaunt, hinzu:

„Ach so! Na, stell doch hin! An die Wand! Häng' auf, häng' auf!“

In seiner Verwirrung und Mißstimmung ein wenig zögernd leistete Martin Folge. Altmann verfolgte das mit seinen Aeugelchen aufmerksam und genau.

Als Martin endlich zu Rande gekommen war und sich langsam näherte, wollte Altmann schon aufklinken, besann sich plötzlich aber eines anderen, ließ los und sagte:

„Ach so! — Hm! — Komm 'rauf! Nach oben!“

Darauf schritt er ohne weiteres, mit gekrümmtem Rücken, die Mütze im Genick und knickebeinig, den Flur zu Ende und stieg eine braungebeizte, gleichfalls mit einem bunten Tuchläufer

belegte Treppe hinauf, während Martin ihm, in vielleicht etwas zu großer Entfernung, folgte.

Sie gelangten auf einen ansprechenden Flur, der vom Garten her durch ein breites Fenster die rote Abendsonne empfing. Die Wände waren hellblau tapeziert, ein paar Oelbilder und Stiche hingen da, mit weißer Oelfarbe gestrichene Türen führten in die Wohnräume.

Altmann hatte den Flur bis hinten gegen das Fenster hin durchschritten und schickte sich eben an, die letzte Tür zur linken zu öffnen, als sich drinnen plötzlich ein ohrenzerreißend grelles Gekläff erhob.

Mit leidend weit aufgerissenen Aeugelchen legte er sofort den Kopf auf die Seite und schnitt eine Grimasse.

„O, diese B e s t i e! Dieser H u n d! Dieser H u n d! Dieser un—ver—besserliche Lümmel!“ schrie er, während er ungeachtet aller Wut eine ergebene Sympathie mit dem „Lümmel“ verriet.

Einen Augenblick zögerte er noch, dann aber riß er die Tür, und zwar sperrangelweit, auf. Auf der Stelle schoß, wie aus der Pistole, ein splitternacktes, grauviolettes Scheusal von windspielartigem, kräftigen Köter auf den Flur heraus mit einem schlohweißen, hoch nach vorn und spitz aufragenden, clownartigen Haarstietz zwischen den Ohren oben mitten auf dem Schädel, und einen langen kräftig schlanken, grauvioletten Schwanz in die Höhe gereckt, der nur mit einigen vereinzelten, gelblich weißen Haarborsten und an seinem äußersten Ende mit einem dürftigen Büschel ebensolcher Haare bewachsen war, wie die des Stietzes auf dem spitzschnauzigen Schädel. Ein paar hellgelbe Augen phosphorzierten wütend durch den dämmerigen Flur, und unter ohrenzerreißendem Gekläff stürzte sich der Köter auf Martins Hosenbein, das er mit rasend gefletschtem Gebiß ergriff und mit wütend hin- und hergeschleudertem Kopf herumriß. Altmann seinerseits verfolgte mit derselben wütenden und zugleich leidenden und Sympathie verratenden Miene den Vorgang sehr genau; und zwar eine ziemliche Weile. Er zwinkerte dabei nur in einer ganz unbestimmten Weise unausgesetzt mit den Aeugelchen.

Endlich aber schrie er:

„Na aber, aber . . . Lump! Lump!! — Na, so komm, komm, komm, komm, komm doch! — Na aber was soll denn das! Bist du verrückt? He? Was?“

Der Köter ließ auf diesen Anruf hin wirklich los und wandte seinen grauvioletten Clownkopf einen Augenblick gegen seinen Herrn herum, blickte dann aber gleich wieder zu Martin hinauf, um dann noch einmal sehr bedrohlich, aber zugleich offenbar nachdenklich geworden, dessen Hosenbein zu fixieren.

„Na, wirst du kommen?!“

Altmann schrie jetzt, daß der Flur dröhnte. Diesmal begab sich der Köter denn auch wirklich zu ihm hin.

Der Eintritt erfolgte jetzt dergestalt, daß Altmann, ohne sich weiter um Martin zu bekümmern, eintrat; ihm auf dem Fuße folgte langsam, und noch immer mißtrauisch, der Hund, und als der letzte Martin.

Noch einmal drohte ihm dann eine Attacke, indem das Vieh mit einem kurz abgebrochenen, heiseren Laut auf sein Hosenbein losfuhr, im letzten Moment hob er jedoch den Kopf, blickte erst aufmerksam nach seinem Herrn hin, dann zu Martin in die Höhe, um sich endlich mit mißvergnügt und unorientiert eingezogenem Schweif langsam zum Hintergrund hin zu begeben, wo er bei einer Chaiselongue stehen blieb, auf der ein großes, weiches, purpurfarbenes und mit Goldfäden gesticktes Seidenkissen lag.

Altmann hatte sich, die Mütze aufbehaltend, auf einen Klubsessel an einem großen Arbeitstisch, der mitten im Zimmer stand, niedergelassen und lud, ohne Martin anzusehen, mit einer nervösen Geste, das Gesicht schrecklich und zugleich leidend dem Köter zugewandt, Martin ein, sich in einem zweiten Klubsessel niederzulassen. Martin leistete Folge. Hierauf aber blieb ein Schweigen, dessen Sinn alsbald klar wurde. Denn mit einem Mal erhob der Köter hinten bei der Chaiselongue wieder sein betäubendes Gekläff.

„Nur Ruhe, Ruhe Ruhe!“ winkte Altmann, fast kläglich, Martin zu. „Es dauert fünf Minuten.“

Er zog eine große, goldene Uhr aus der linken Westentasche und sah nach der Zeit.

Das Gekläff dauerte denn auch ununterbrochen und in durchaus unvermindertem Tonfall weiter. Plötzlich aber, bevor die fünf Minuten ganz vorbei waren, wurde Altmann aus irgend einem Grunde krebsrot im Gesicht, fuhr jäh gegen den Köter herum und schrie, daß ihm die Halsadern anschwollen:

„Bestie, verdammte!! — Kusch, kusch, kusch, kusch!! — Kusch sag' ich!!“

Sogleich starrte ihn der Hund aufmerksam an, schwieg ein paar Augenblicke, fing dann aber von neuem an und beendete sein Pensum. Danach tat er einen mächtigen Hoppser auf die Chaiselongue hinauf, stellte sich mit katzenartig hochgezogenem Buckel, so daß seine Beine sich um ihr Dritteil zu verlängern schienen, steif mitten in das mächtige Kissen hinein, starrte mit hervorgequollenen, förmlichen Angstaugen darauf nieder, fing an kläglich zu seufzen und zu stöhnen, drehte sich dann unendlich oft im Kreise um sich selbst herum, das weiche Kissen dabei zu den wunderlichsten und phantastischsten Gebilden verkringelnd und verknitternd, indem er in schier verzweiflungsvoller Hast mit den Pfoten dran herumkratzte und es drehte und wendete, bis er sich endlich, endlich offenbar entsagungsvoll, als eine kreisrund in sich zusammengekringelte, grauviolette Fleischmasse tief seufzend in das über ihm zusammenquellende sinken ließ und still blieb. Aus der goldgestickten Purpurseide vor war jetzt nur noch ein unbestimmter grauvioletter Fleck zu sehen, der schlohweiße Haarstietz, die spitze, behaglich starr aufgelegte Schnauze und die beiden gelbphosphoreszierenden, unverwandt hergerichteten Augen.

Als der Köter solchermaßen endlich zur Ruhe gelangt war, fing Altmann noch nicht sogleich das Gespräch an. Er blickte mit starren Augen um Martin herum, bald dahin, bald dorthin, gab irgendwelche Räusper-, Hüstel- und Schnauflaute von sich, stieß ein paar mal heftig die Luft aus der Nase, als ob er den Stockschnupfen hätte, und betrug sich, als ob er durch irgendetwas in Aufregung versetzt wäre. Endlich aber starrte er Martin an, blickte noch mal, während er sich die großen, groben Hände auf den Schenkeln rieb, an ihm hinauf und hinunter, und stieß dann mit seiner unnüanciert harten Leutnantsstimme hervor:

„Und wie geht's meiner Schwester?"

Martin zögerte zu antworten. Es war ihm, als ob sich etwas in ihm wund und flau zusammenklumpte. Ein Zug von Traurigkeit und Sorge schattete sein Gesicht. Und wie er in reglos steif gezwungener Haltung vorn auf der Kante des Sessels saß, richtete er auf Altmann den sonderbaren, wie bescheiden, klug und zugleich mitleidig von unten herauf fragenden Blick, den er zuweilen hatte. Und leise antwortete er dann:

„Ich danke, es geht ihr wie immer." Er schwieg, setzte dann aber noch hinzu: „Sie läßt grüßen".

Es war jetzt, als ob Altmanns große, abstehende Ohren sich nach vorn bewegten, auch sein Oberkörper stieß mit einer seiner unversehenen Bewegungen nach vorn, sein Gesicht nahm einen belustigt aufmerksamen Ausdruck an, und seine Aeugelchen stachen grell und gelb mitten in Martins Augen hinein, hafteten ganz mit einem Male und beobachteten.

„Hehehe! — Ja, wie denn? Was heißt ‚wie immer'?"

Martin sah vor sich nieder. Ein paar Augenblicke schwieg er. Die Aeugelchen warteten.

„Sie ist kränklich, schon seit Jahren," sagte er endlich leise.

„Eh, ah so! — Jaja! — Na ja!"

Altmann räusperte sich.

„Aber sie vermiet't noch ab?"

„Ja."

„Hat sie 'n Dienstmädchen?"

„Nein. — Eine Aufwartefrau, die vormittags kommt."

Es blieb ein Schweigen. Die Aeugelchen beharrten. Doch mit einem Male änderte sich ihr Ausdruck, und er fragte unvermittelt:

„He, sag' mal: „Du verstehst ja doch wohl das Notdürftigste von Naturgeschichte, wie?"

Martin blickte auf.

„Ja. — Ich habe mich ein Semester lang damit beschäftigt."

„Ach was? — So? — Na, is ja famos, famos! — Soso! Ah wirklich! Ein Semester! Hm! — — Hehe! Sag' mal: in Gesellschaft bist Du wohl nie viel gekommen, wie?"

Martin schwieg.

„Hehehe! — Na egal! — Ich komme ja eigentlich auch nicht groß in Gesellschaften. — Is ja auch ganz Privatsache. — Ja, was ich also noch . . . He, richtig, richtig! — Sag' mal: Du hast hoffentlich 'ne deutliche Handschrift?“

„Ich glaube.“

„Ja, das heißt . . . Ich meine, Du hast ja doch wohl Uebung im schnellen Nachschreiben? — — Aber, he! Halt doch mal! Sag' mal: verstehst Du dich auf's Tippen?“

„Nein.“

„Hm! — Ah, macht nichts, Du lernst es! — Wetter, is ja 'n Gedanken, 'n Gedanke! — 'Ne Schreibmaschine! — Lernt sich ja bei einigem Geschick ganz leicht. Geht dann ja auch schneller als mit der Hand. Kann Dir ja bloß angenehm sein, wie? Sparst Zeit für Dich. — Aber natürlich, natürlich, natürlich! Aber doch ganz selbstverständlich! 'Ne Schreibmaschine, 'ne Schreibmaschine! Selbstverständlich doch n u r 'ne Schreibmaschine!“

Er überlegte einen Augenblick. Aber schon sprang er in die Höhe, fuhr mit fliegenden Rockschößen gegen den Schreibtisch herum, ließ sich im Schreibstuhl nieder, zog mit eiliger Hand irgendwo einen Briefbogen hervor und tauchte auch schon die Feder ein.

„Wer' also auf der Stelle an Töpelmann u. Co. schreiben und noch heut' Abend Auguste hinschicken. Sie sollen sofort, sofort — morgen mit dem frühsten, 'ne Schreibmaschine heraufbesorgen.“

Und ungeachtet, daß das Zimmer schon dunkel wurde, fuhr die Feder übers Papier.

Martin, von allem ganz dumm und betäubt— außerdem spürte er nachgerade doch schon eine Schwäche im Magen —, verfolgte mechanisch die Bewegung der großen, groben, roten Hand. Merkwürdig: sie bemühte sich mehr schnell zu schreiben, als daß sie es wirklich tat. Es schienen große, steiflinige Buchstaben zu sein, die sie machte, und Altmann hatte dabei eine Miene wie ein Bureauschreiber.

„So!“

Er war fertig, kuvertierte, schrieb die Adresse drauf, erhob sich dann und begab sich, den Brief in der Hand, zu seinem Sessel zurück.

„Hm! Ah so! — Ja, Du kannst den Brief übrigens mal an Dich nehmen und mich nachher mal erinnern ... Oder besser: kannst ihn nachher unten gleich selbst mal Auguste geben. Ich bin in solchen Dingen etwas ... Jedenfalls: die Sache ist wichtig. Denn ich muß ... Der Verleger drängt nach dem Manuskript. Es muß so schnell wie möglich eine Kopie besorgt werden. Und es kann selbstverständlich nur Maschinenschrift denkbar sein. Nur! — Du hast ja doch in den ersten Wochen auch gut und gern Zeit, Dich ordentlich einzuüben. — Jedenfalls famos, famos, famos! Ganz famose Idee, mit der Schreibmaschine!

Na, hehe! Im übrigen, denk' ich, werden wir auskommen mit einander. Du bekommst hier im Arbeitszimmer natürlich Deinen besonderen Tisch. Wir arbeiten dann zusammen. Hier" — er wies gegen eine offene Tür zur linken hin — „hier ist die Bibliothek und das Laboratorium. — Die Uebungszeit mit der Maschine und überhaupt die Maschinenabschrift, besorgst Du aber natürlich, der Klapperei wegen, vorn in Deinem Zimmer. Ich bin, leider! gegen Geräusche sehr empfindlich. — Ja, was ich noch sagen wollte ... Na, Du bist also doch wohl einverstanden, wie?"

„O, ganz wie Du willst."

Altmann fixierte ihn einen Augenblick aufmerksam. Aber dann geriet er förmlich in Begeisterung.

„Aber genialer Einfall, das mit der Schreibmaschine! Wie? Was? — Hehe! — Sag' mal, von wem hast Du eigentlich den Blick da ... Hm! Hehe ... Den Blick ... Den Blick ... Hehe! —Na ja, also ... Ach ja, ja! Therese hatte das ja früher manchmal, den Blick. Ich entsinne mich. Wirst ihn von ihr geerbt haben. Auch ihre Gutwilligkeit, nicht wahr? Hehehe! — Na gut, gut, famos! Um so besser!

Ah, aber ich kann Dir ja gleich mal das Manuskript zeigen!"

Wieder war er in die Höhe, zum Schreibtisch herum, hatte es auch schon und wiegte es, den Speichel zwischen den Zähnen ziehend, strahlend, liebevoll und andächtig in seinen groben, breiten, plump knochigen, roten Händen.

„O, ich denke, Du wirst meine Handschrift deutlich finden, hm?" fragte er stolz. Er stand jetzt dicht bei Martin; so vertraulich nah, daß er ihn direkt berührte, und daß Martin deutlich ein Parfüm spürte, das er im Taschentuch haben mochte. „He, nicht wahr?"

Es war allerdings eine kalligraphisch deutliche, regelmäßige Handschrift. Aber die Buchstaben erschienen etwas zu groß, zu steif, und erinnerten irgendwie an eine recht akurate Kinderhandschrift.

„Na also: ich freu' mich, freu' mich wirklich! Wir werden schon Freund miteinander werden. Hehehe! — Auch mit Lump wirst Du Dich befreunden. Wäre mir wenigstens lieb. Er is im Grunde 'n ganz guter Kerl. — Ja na, und . . ."

Aber da schrillte im Zimmer denn doch eine elektrische Klingel auf.

„Was? — Ah so, so! — Ich werde ja zum Abendessen gerufen. Richtig, richtig! — Na, komm, komm! — Ah so, das Manuskript!"

Er wandte sich zum Schreibtisch zurück und legte das Schriftstück sorgfältig erst wieder auf seinen Platz. Martin merkte, daß er in solchen kleinen, äußeren Dingen sehr eigen war.

„Na, also andiamo!"

Im Vorbeigehen faßte er Martin am Rockärmel, zog ihn beiläufig vom Sessel in die Höhe durch das Zimmer auf den Flur hinaus und draußen bis zu einer Tür vorn bei der Treppe. Er öffnete sie, und Martin blickte in ein freundliches, sauber hergerichtetes, kleines Zimmer mit einem Bett hinein.

„Also, das ist Dein Retiro! — Na schnell, schnell! Einen Blick vorderhand!"

„Ja aber — ich möchte mich doch erst etwas herrichten?" wagte Martin zu bedenken zu geben.

„Wie? Ah so, na ja! — Zu, zu!"

Und da lief er schon mit eilig bottenden Beinen, krummem Buckel, Sportmütze im Genick, die Treppe hinab.

*

5.

Bald danach stieg auch Martin, gesäubert, wenn auch noch in seinem grauen Anzug, zum Erdgeschoß hinab. Den Brief, den Altmann ihm anvertraut hatte, hielt er in der Hand, und als er im Hausflur das Mädchen traf, richtete er den Auftrag gleich aus. Auguste zeigte ihm die Tür zum Eßzimmer, er trat hinzu, und klopfte an.

„Treten wir ein, treten wir ein!“ schallte drinnen, wie es schien, gut aufgeräumt, Altmanns Leutnantsstimme. Martin trat ein.

Es war ein großes, gemütliches Zimmer mit einer gelbgrauen Tapete und einer gediegenen vlämischen Einrichtung. Es wurde von einer elektrischen Krone erhellt, die ihr weißes Licht auf den zum Abendessen hergerichteten, weißgedeckten Tisch legte. Außer Altmann war Niemand zugegen. Das fiel Martin auf. Er hatte erwartet, seine Tante vorzufinden. Die Hände wieder in den Hosentaschen bottete Altmann hin und her, offensichtlich bei bester Laune. Da er die Mütze jetzt abgelegt hatte, sah Martin zum ersten Mal sein Kopfhaar. Es starrte in einer graumelierten, krausen Bürste in die Höhe.

Er hatte bei Martins Eintreten sein Hin und Her sofort unterbrochen, und seine Aeugelchen beobachteten jetzt genau und mit vielem Anteil, wie Martin langsam, und, wie es schien, schüchtern beiseittrat und sich in die Fenstergegend stellte, wo er sich im Schatten befand.

Es dauerte einige Zeit, ehe Altmann seine Aufmerksamkeit unter einem kurzen, meckernden Lachen wieder von der Fenstergegend abwandte und sein Auf und Ab fortsetzte.

„Die junge Frau . . . Wie? Hehehe! Ah so, die Tante, die Tante, natürlich die Tante . . . erscheinen sofort, werden sofort erscheinen. — Hehehe!“

Martin schwieg.

„He, aber richtig! Sag' mal, Du hast doch nicht etwa den Brief vergessen?“

„Das Mädchen hat ihn schon.“

„So? — Soso! — Hm! — Na, famos, famos! — S e h r famos übrigens! — Hm, hm! — S e h r famos!“

Aber da öffnete sich drüben, an der Martins Standort entgegengesetzten Seite des Zimmers, langsam, leise, die große Flügeltür. Nur halb tat sie sich auf, und wie durch eine Lücke schob sich eine kleine Frau herein, die, zu Martins Erstaunen, höchstens in seinem Alter stehen konnte.

Ein angenehmes, hübsches, aber bleiches, von blondem Bauschhaar eingerahmtes Gesicht mit sanften, umschatteten Augen; eine kleine ebenmäßige Gestalt in einer schlichten, hellen Leinenbluse und einem dunklen Tuchrock.

Mit zögernden Blicken, den Blick auf Altmann gerichtet, hatte sie sich ein Stück dem Tische genähert, als sie plötzlich unter einem kleinen, schreckhaften Zuck zu der Fensterecke hinstarrte und stehen blieb.

„Hehehe! — Ah so! Richtig! Ich habe ja vergessen, Dir heut' morgen anzusagen . . . Also unser Neffe, unser ‚Nevöh‘ Martin Grunert ist angekommen, inzwischen angekommen, und stellt sich Dir hiermit vor“, unterrichtete Altmann, dem die Situation das unverhohlenste Vergnügen zu bereiten schien. Erst jetzt nahm Martin wahr, daß der Tisch tatsächlich nur zwei Gedecke trug.

Die kleine Frau, die sich inzwischen von ihrem Schreck erholt hatte, wandte ihre Aufmerksamkeit mit einem unsicheren Lächeln wieder zum Fenster hin. Martin trat hervor, begab sich in den weißen Lichtbezirk hinein, den die elektrische Krone in der Mitte des Zimmers machte, und schritt auf das Frauchen zu, das ihm entgegenkam.

Er geriet, als er jetzt vor ihr stand, in eine wunderliche Befangenheit.

Wie konnte er dies Wesen jemals Tante nennen, das gut und gern seine jüngere Schwester hätte sein können? Doch nicht eigentlich das machte ihn befangen. Sondern sie war offenbar in hohem Grade nervös und in irgend einer Weise verschüchtert, verängstigt.

Wie hübsch, wie reizend sie war! Unwillkürlich richtete sich seine innere Aufmerksamkeit auf Altmann, und irgend eine Ahnung von dem Zusammenleben dieser beiden Menschen erfüllte ihn mit einem unbestimmten, peinlichen Schamgefühl, während er zugleich seinen Blick — diesen guten, stillen, bescheidenen, wie anteilnehmenden Blick von unten herauf — unbewußt an ihren fragend lächelnden Augen haften ließ.

Sie hielt ihm, erst ein wenig zögernd, dann aber herzlich, eine zierliche, aber derbe, eine echte Wirtschafts- und Hausfrauenhand entgegen, die er unwillkürlich mit einem festeren Drucke ergriff.

„Ach . . . willkommen", sagte sie leise, indem sie ihn freundlich, aber offenbar verschüchtert und verwirrt, ansah. „Ich wußte nicht, daß — Du" — Sie errötete. — „Ich wußte nicht, . . . Ich glaubte, erst . . . Es fehlt nun noch ein Gedeck . . ."

Sie entfernte sich von ihm und streckte mit einer ungewissen Handbewegung die Hand nach dem Griff der elektrischen Klingel aus, die an ihrer grünen Schnur von der Krone gegen den Tisch herabhing. Im übrigen blieb ein Schweigen. Da's Martin im Gefühl hatte, daß er sie für den Augenblick erleichtern würde, wenn er das Gespräch nicht fortsetzte, begab er sich wieder zum Fenster zurück, während Altmann, die Hände in den Hosentaschen, drüben beim Buffet stand und mit offenbarem Genuß die Situation verfolgte, wie Martin sich wieder in die Fensterecke stellte.

Aber als dieser hier kaum eine Minute gestanden hatte, ging es auch schon los:

„Hehehe! — Na? Wieder in die Ecke? — Und warum in die Ecke? — Bist Du ein Animal, das nur im Schatten gedeiht? Und stehend, stehend gedeiht?"

„Ich stehe ganz gern noch etwas", konnte Martin sich nicht enthalten abzuwehren.

Aber da erschien Auguste und erhielt den Auftrag, noch ein Gedeck zu besorgen. Als sie das Zimmer wieder verlassen hatte, verharrte die kleine Frau in ihrer stehenden Haltung beim Tisch, wobei sie mit einem ungewiß bänglichen Lächeln bald zu Altmann, bald zu Martin hinübersah.

„Na, aber sag' mal", wandte sich jener wieder an Martin, „ein reizendes Zimmerchen, ein pikfeines Zimmerchen, das Du da bekommen hast! Was? He? Nicht?"

„O, sehr!" beeilte sich Martin, zu dem Frauchen hingewandt, zu bestätigen. „Ich habe ganz besonders zu danken. — Es hat auch eine so wunderschöne Aussicht über die Stadt hin."

„Hehehe! — Ah so, die Aussicht! — ‚Eine so wunderschöne Aussicht über die Stadt hin'! — Poetisch, romantisch, nicht wahr?"

Martin schwieg.

„Na — jedenfalls, Du —: um gleich vor allen Dingen noch mal auf das Wichtigste zu kommen: Du kannst das Tischchen dann ja vor das Fenster gestellt bekommen. Kann von Auguste gleich noch heut' Abend besorgt werden. Vergiß nicht, mich nachher zu erinnern, daß ich es ihr sage. Da kommt dann die Schreibmaschine drauf. Daß sie morgen mit dem Frühsten hier ist, dafür garantier' ich."

Er war wieder in Eifer geraten.

„Kannst ja übrigens einen Lederstuhl dazu kriegen. Wir haben da so einen alten, noch ganz guten Lederpolsterstuhl zu stehn. — Ja, und was ich noch sagen wollte: — Na, Du hast doch natürlich morgen den ganzen Tag Zeit dazu, wie? Denn es ist natürlich die Hauptsache, daß Du vor allen Dingen so schnell wie möglich mit der Klaviatur zurechtkommst".

„Vormittag hab' ich in der Universität zu tun", entgegnete Martin nach einem Schweigen. Er achtete jetzt auf nichts, als auf die Haltung der kleinen Frau drüben beim Tisch. Offenbar wollte sie irgend etwas sagen, wagte es aber nicht. Das fing an, seinen Nerven unmöglich zu werden. Um die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken, trat er dann auch aus der Fensterecke vor wieder zum Tisch hin.

„Vormittag in der Universität zu tun", zog Altmann enttäuscht, und mit einem Mal in der besten Neigung gereizt zu werden, durch die Zähne. „Ja, na — aber wieso? Warum? — Ja, na ja! Meinetwegen! Vormittag! Gut! — Aber Nachmittag doch! Den Nachmittag hast Du doch die schönste Zeit?"

„Ja."

Den Blick auf das Frauchen gerichtet, tat Martin bloß noch einen weiteren Schritt vorwärts. Was er damit beabsichtigt hatte, geschah denn auch. Frau Altmann wurde unruhig, sah ihn an und sagte schließlich:

„Wollen wir nicht solange in mein Zimmer gehn?"

„Wie? Ah so! — Na ja, natürlich!" machte Altmann gelangweilt.

Sie begaben sich durch die Flügeltür in das Nebenzimmer und ließen sich hier nieder.

Augenscheinlich war es ihr jetzt peinlich, das Gespräch zu beginnen. Aber es lag wohl die Notwendigkeit vor, Martin nach der Familie zu fragen, mit der man allerdings in so ungünstiger Beziehung gestanden hatte . . .

Die Unterhaltung spielte sich zwischen Martin und ihr ab. Und zwar ausschließlich. Altmann seinerseits war mit einem Mal stumm geworden. Er saß steif nach vorn geneigt, seine großen, groben Hände flach vor sich hin auf die Knie gelegt, die Beine in einer merkwürdig mathematisch genauen Weise zusammengestellt. Seine abstehenden Ohren schienen förmlich nach vorn zu diesem Gespräch hingestellt, und seine Aeugelchen richteten sich mit einer sonderbaren, maulsperrenden Aufmerksamkeit bald auf seine Frau, bald auf Martin.

Dieser fühlte, daß es galt, ihr aus der Verlegenheit zu helfen, und so nahm er das Wort und fing an, ausführlich zu erzählen, was für sie Wert haben konnte.

Mit offensichtlicher Erleichterung hörte sie zu, zugleich mit einem verlegenen, aber merkbaren Wohlgefallen an Martin. Doch nahm er wahr, daß in ihren Augen irgend eine abwesende Anspannung und in ihrem Lächeln ein gezwungener Zug war, der in Beziehung zu ihrem Manne stand. Er empfing fast den Eindruck, daß sich über Tag zwischen beiden ein Auftritt ereignet

hatte. So war es ihm schließlich eine Erlösung, als endlich Auguste erschien und zu Tisch lud. Als hätte auch sie mit jeder Fiber diesen Augenblick ersehnt, fuhr das Frauchen sofort in die Höhe. Auch Martin erhob sich, während Altmann mit einem seiner „Ah so's“ aus irgend einer Dimension, in der er sich bis dahin befunden, zurückzukehren schien und sich erst dann mit einem ganz unmotivierten meckernden Lachen auch seinerseits erhob.

Auch während der Mahlzeit führten Frau Altmann und Martin, so weit von einem die Rede sein konnte, das Gespräch allein. Altmann blieb verwunderlicherweise auch weiterhin stumm. Mit seinem Gesichtsausdruck war eine Veränderung vorsichgegangen, die ihm die Backen in einer merkwürdigen Weise wampig machte und um seine gekniffenen Aeugelchen einen schläfrig-mürrischen Ausdruck legte. Doch bekam Martin Gelegenheit, ihn als einen hingegebenen Feinschmecker kennen zu lernen.

Es gab Gänsebraten. Die Gans war mit großer Sorgfalt zubereitet, und Altmann aß mit Bedacht, ja förmlich feierlich und andächtig, zugleich aber erstaunlich viel, ohne sich dabei im geringsten um seine Frau und Martin zu bekümmern. Nur ein einziges Mal bat er, gegen Ende der Mahlzeit mit vor Andacht leiser Stimme und höchst ernst:

„Reich' mir doch mal das g u t e Kompot!“

Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betonte er das „gute“, und er meinte es nicht etwa in dem Sinne, daß noch ein anderes, minderwertigeres vorhanden gewesen wäre, sondern die Betonung bezeichnete ganz unmißverständlich eine ernstlich andachtsvolle Liebkosung, die er dem Kompot zuteil werden ließ.

Auch von ihm aß er erstaunlich viel, und zwar ohne die mindeste Rücksicht so viel, daß seine Frau und Martin so gut wie gar nichts davon abbekamen, falls ihnen sonst so besonders danach zumut gewesen wäre.

Da nach der Mahlzeit die Unterhaltung wieder gänzlich Frau Altmann und Martin überlassen blieb, während Altmann in irgend einer merkwürdigen Art von feierlicher Versunkenheit in seinem Sessel lag, wurde sie jetzt nicht mehr lang. Schließlich

entstand sogar ein geradezu beklemmendes Schweigen, das Altmann, der seine Aeugelchen zu zwei in sich versunkenen Riesen zusammengekniffen hatte und leise, wohlige Züge von einer „guten“ Importe tat, nicht störte.

Frau Altmann entschuldigte und erhob sich hastig. Es fiel Martin auf, daß Altmann, als sie sich hinausbegab, wenn auch mit schläfrigen Aeugelchen, so doch aufmerksam ihr nachblickte, um dann aber, wie es schien, ganz sich wieder dem Behagen seines augenblicklichen Zustandes hinzugeben.

Das Schweigen dauerte noch ein paar Minuten weiter, bis endlich auch Martin sich erhob und für heute zurückzog.

„Wie? — Ah so!“ . . .

*

In welcher Stimmung er sich auch zu seinem Stübchen hinaufbegab, er fühlte sich befreit und gerettet, als er endlich die Tür hinter sich zudrückte — auch den Schlüssel drehte er um — und mit sich allein war.

Von dem weitgeöffneten Fenster her hauchte ein graues Sternenlicht und die herbstlich frische Nachtluft in die tiefe, ohrenraunende Stille herein.

Reine Luft, die hatte er wohl vonnöten! . . .

So stickig und schwül war ihm nach allem, was er die letzten Stunden über im Hause erlebt hatte, daß er Kravatte und Hemdkragen vom Hals riß, Jackett und Weste von oben bis unten öffnete und tief aufatmend und wieder und wieder aus tiefster Brust aufatmend ans Fenster trat.

Noch nie in seinem Leben glaubte er so unermeßlich viel Himmel gesehen zu haben. Unendliche Sternenflut tropfte ihre Milliarden Lichtfunken hernieder, die Milchstraße mit ihrem geteilten, großen Strom voll und hehr dazwischen und die großen Sternbilder in ihrer heilig mystischen Mathematik, mit ihrer weiß elektrischen Kraft.

Unten dunkelte todstill der Garten. Im ungewissen Sternlicht die Büsche, Tannen, Blumenrabatten und Rasenflächen. Drüben, mit grauen Umrissen, die Nachbarvillen in ihren Gärten. Hier und da ein helles Fensterviereck zwischen dünnbelaubtem Geästel hindurch. An einer freien Stelle ein Blick die Berg-

flanke hinab. Unten mit fernen, roten Fensteraugen die Stadt. Todstill starre, wunderlich ragende Massen und Umrisse in die Sternklarheit hinein. War dieser Schimmer da oben ein unendlich hymnisches Getön, das man vernimmt? Löste es all die heimlichen Flüster- und Wisperstimmen der starrträumenden Nacht hier unten aus?

Aber da schrak er jäh zusammen. Kreischend hatte plötzlich ein Schrei die tiefe Nachtstille zerrissen, ein sonderbarer, gequetscht gedehnter Schrei. Ein Schrei . . .

Hastig den Atem anhaltend, bog er sich hinaus und lauschte.

Wie ein Katzenschrei war es gewesen.

Aber — ein Katzenschrei?

Von irgendeiner Ahnung überwältigt, lauschte er weiter. Doch blieb alles still.

Ein — Katzenschrei? Er würde anhaltender gewesen sein, sich wiederholt haben.

Er wußte nicht, was für eine Vermutung ihm plötzlich das Herz klopfen machte.

Nein, unmöglich konnte es eine Katze gewesen sein!

Doch da vernahm er mit einem Mal unten im Hause — es mußte gerade unter ihm sein — Altmanns grelle Leutnantsstimme.

Ah, sie sprachen unten noch miteinander. Es mochte denn doch wohl eine Katze gewesen sein. Dummheit! Was weiter? . . .

Er schloß das Fenster, entkleidete sich und legte sich, immerhin mit einem unbehaglichen Frösteln, zu Bett.

Noch lange lag er dann und lauschte mit angehaltenem Atem auf die Stimme, die unten noch immer zu vernehmen war. Es dauerte noch Minuten lang.

Endlich fuhr er mit einem erleichterten Atemzug auf. Unten ging eine Tür, und gleich darauf machten in der Stille draußen Schritte die Treppenstufen knacken.

Es war Altmann, der die Treppe heraufkam, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben. Es schien Martin, als ob er vor sich hin spräche. Er hörte noch, wie seine Schritte draußen durch den Flur knackten, wie eine Tür auf und dann zu ging, dann schlief er ein . . .

*

6.

„He!! — Halloh!! — Auf, auf, sprach der Fuchs zum Hasen — hörst du nicht den Jäger blasen?!“

Steil fuhr Martin aus einem traumverlorenen Halbschlummer im Bett in die Höhe. Es war Altmann, der draußen mit seiner Leutnantsstimme diesen Morgengruß geschrien und aus Leibeskräften gegen die Tür gedonnert hatte.

„Ja! — Ich komme!“ rief Martin dagegen. Er glaubte, es sei irgend etwas Besonderes vorgefallen und suchte sich vollends zu ermuntern.

Doch erfolgte draußen keine Antwort weiter, und einen Augenblick später hörte Martin ihn die Treppe hinuntergehen.

Er sah nach der Uhr, es war gleich sieben. Ein gleichmäßiges, graues Licht lag im Stübchen, draußen zeigte sich die Welt von einem milchweißen Frühnebel verhüllt.

Er erhob sich, kleidete sich an, richtete sich her, und ein halb Stündchen darauf begab er sich zum Erdgeschoß hinab.

Im Eßzimmer fand er Altmann am sauber und reichlich, mit einer gewissen Umständlichkeit gerüsteten Frühstückstisch.

Ohne Martins Eintritt und Anwesenheit weiter zu beachten, rührte er, beineben, doch nicht ohne Sorgfalt, mit dem Löffelchen in seiner Tasse umher, während er aufmerksam einen Brief durchlas, den er in der anderen Hand hielt, neben ihm lag ein kleiner Stoß von Briefen, Kreuzbandsendungen und Broschüren.

Martin trat hinzu und bot einen „Guten Morgen“. Ohne sich zu unterbrechen, brummelte Altmann etwas vor sich hin und nickte bloß mit dem Kopf.

Bedacht, ihn nicht zu stören, ließ Martin sich in seiner Nähe nieder, wo er für sich serviert fand.

Eine große Kaffeekanne stand da, über die eine aus bunter Wolle gestrickte Kaffeehaube gestülpt war. Ein silberner Sahnentopf, mit der köstlichsten Sahne gefüllt, eine Butterdose aus echtem Meißner, das ganze Geschirr Meißner. Eine Glaskruke mit Honig, ein durchbrochenes Silberkörbchen mit auserlesen guten, frischen Franzbrötchen, eine gleichfalls silberne Zuckerdose.

Aber es war nur für zwei gedeckt, Martin sollte den ganzen Vormittag seine Tante nicht zu sehen bekommen. Er fühlte sich sofort wieder unbehaglich berührt, bediente sich aber.

Doch mit einem Mal erhob Altmann, ganz unerwartet, das Gesicht und heftete, als dieser sich eben anschickte, die Hälfte eines mit Butter bestrichenen Franzbrötchens zum Munde zu führen, seine Aeugelchen auf Martins Hand.

„Ja na aber, was denn? — Na aber doch mit Honig, mit Honig! Mit Honig! — Aber Du hast ja, um Gottes willen, keinen Honig auf der Butter! Aber das ist ja doch einfach nicht mit anzusehn! — Na, Donnerwetter! aber so beiß' doch nicht 'nein!! — Laß mal! Leg' mal hin!“ kommandierte er.

„O, ich mach' mir nicht so viel aus — Honig“, suchte Martin abzuwehren.

„Was denn, ‚nicht so viel aus — Honig‘! — Na, um Gotteswillen, doch auch nicht etwa Honig aufs bloße Brot! Na aber doch selbstverständlich auf die Butter, auf die Butter! Und doch nicht etwa fingerdick, sondern doch nur eine feine, dünne Schicht! Doch eben bloß so einen feinen Honigtau drüberhin! — ‚Fingerdick‘! ‚Bloßes Brot‘! Butterbrot ohne Honig: aber doch einfach entsetzlich, entsetzlich!“

Martin horchte bei den letzten Worten auf. Hatte Altmann etwa die Gewohnheit, einem Worte in den Mund zu legen, die man gar nicht gesprochen hatte?

„‚Nichts aus Honig‘! — Hehehe! — Aber ich bitte, ich bitte! — Hier! — Hier!“

Mit seiner groben, breiten Hand langte er energisch und noch ganz seiner Entrüstung hingegeben ein frisches Brötchen aus dem Körbchen. Es war nun wirklich bemerkenswert, mit welch' andächtiger und geschickter Sorgfalt und Selbstverständlichkeit er das Brötchen aufschnitt, dann seine beiden Hälften reichlich mit

dieser köstlichen Holsteiner Butter — denn solche war es unverbrüchlich; sie erhielten sie direkt im Fäßchen aus Holstein zugeschickt — bestrich und alsdann auf jede Hälfte ein feines Schichtchen Honig legte.

Nachdem er das getan, schob er mit dem Messer das bereits mit einfacher Butter bestrichene Brötchen von Martins Tellerchen herunter und legte das von ihm selbst hergerichtete sorgsam und delikat auf, wobei er hörbar das Wasser zusammenschlürfte, das ihm aus dem Munde zu laufen drohte.

Die letztere Bemühung nüancierte noch seine Worte, als er jetzt einlud:

„Na, nu' iß mal! Und hol' Dich einfach der Kuckuck, wenn Du noch mal anfängst ‚nicht so viel aus Honig'! — ‚Nicht so viel aus Honig'! — Hehehe! — Hehe!"

Es blieb nichts anderes übrig, als zu nehmen und zu essen.

„Na? — He? — Und? — Nanu?"

„Nu' ja."

„‚Nu' ja'! — Hehehe! — ‚Nu ja'!"

Doch ließ er ihn jetzt zufrieden und wandte sich, sich selbst mit andächtigem Genuß bedienend, wieder seiner Frühpost zu.

Es ging so eine Weile. Martin, der das von Altmann bereitete Brötchen verzehrt hatte, machte sich daran, das andere zu essen, das er sich selbst vorhin bloß mit Butter bestrichen, und das Altmann ihm mit dem Messer vom Teller weggestrichen hatte. Aber sofort — wußte der Himmel, wie er's bemerkt haben konnte, da er doch ganz in seine Post vertieft gewesen war! — war Altmann auch schon wieder vorhanden und starrte ihm auf die Hand.

„Ja, aber . . . aber . . . ?! . . ."

„O bitte, laß nur!" Martin lachte. „Es hat mir ja sehr apart geschmeckt: aber so ist's mir das liebste, ich bin's so gewohnt."

„Wie? ‚Apart'? ‚Apart'? — Ah so! Aha! — Hehehe! — Ja nu' ja."

Er zuckte die Achseln, Martins launige Entschiedenheit schien Eindruck auf ihn gemacht zu haben, er ließ ihn in Ruhe und versenkte sich wieder in seine Post.

Wieder blieb es ruhig. Bis zu einem Grade, daß Altmann der wieder sehr viel aß, Martin überhaupt vergessen zu haben schien.

Es ging so lange, bis plötzlich draußen die Flurglocke schrillte.

Sofort fuhr Altmanns Gesicht in die Höhe und richteten seine Aeugelchen sich gespannt auf die Tür. Draußen schritt jemand durch den Flur auf die Haustür zu, die geöffnet wurde. Stimmen wurden laut, es war Auguste, die mit Jemand sprach, der etwas brachte.

„Ah die Maschine!"

Im Nu war er auf, mit eifrig pendelnden Rockschößen an Martin vorbei und hinaus, wobei er die Tür sperrangelweit offen ließ, so daß die herbfrische, nebelfeuchte Morgenluft hereindrang.

Martin hörte, wie er draußen eifrig schwatzte und in förmliche Schreie der Begeisterung ausbrach. Nach einer Weile erschien er dann aber wieder in der offenen Tür, eigenhändig eine große, schwere Schreibmaschine an dem einen Ende gepackt, während Auguste, die das andere hielt, und den Rücken ins Zimmer herein hatte, von ihm vor Eifer, vielleicht aber auch aus einer merkwürdigen Art von Schadenfreude, ruckweise mit dem schweren Gerät, zu trippelnden Schritten genötigt, geradezu hereingestuckt wurde.

Die Maschine wurde dann unter viel Lärm und Schelten umständlich auf dem anderen Ende des Tisches niedergesetzt, worauf Auguste sich wieder entfernte.

„Hehehe! Da hätten wir sie ja schon, da hätten wir sie ja!" rief er, indem er mit freudestrahlenden Aeugelchen die Maschine liebevoll und begeistert von allen Seiten betrachtete. „Hurrah, da haben wir sie! — Aber, Wetter! nanu? Der Esel von Töpelmann hat ja die Gebrauchsanweisung vergessen? — Ah nein, da ist sie!" beruhigte er sich und zog ein broschiertes Heftchen aus ihr hervor, das er mit einer kurzen, geschickten Handbewegung Martin gleich zuwarf.

„He, sag' mal, bist Du fertig? — ‚Apart'! Hehe! —

‚Apart'! Wie? — Na also: Dann wollen wir sie jedenfalls vor allen Dingen erst mal 'nauftragen! — Allons!"

Martin, der sich diesmal das noch mal wiederholte ‚Apart' ein für allemal merkte, erhob sich und trat hinzu.

„Hehehe! Prompt zur Stelle! Und hättest wohl noch 'n Täßchen geschlürft von dem g u t e n Kaffee, noch 'n Brötchen mit der g u t e n Butter geschleckt? — Doch um die Nüance eines sogar noch gebliebenen Franzbrötchenrestchens promptest zur Stelle, wie ich sehe! — Na bon, famos! Bist 'n famoser Kerl, 'n guter Kerl! Hehe!" Er täschelte Martins Schulter. „Im übrigen also drauf und dran! Ich hier, Du da!"

Damit packte er mit beiden Händen fest zu, während Martin am anderen Ende zufaßte, und so trugen sie die Maschine Schritt für Schritt aus dem Zimmer, hinaus auf den Flur und durch den Flur auf die Treppe zum Oberstock zu.

Hier angekommen, schrie Altmann nach Auguste, die das Tischchen, auf dem die Maschine stehen sollte, „sofort!" auf Martins Zimmer hinaufbringen sollte. Sie waren die Treppe auch noch nicht ganz hinauf, als Auguste unten auftauchte und ihnen mit dem Tischchen nachkam. Martin, der die schwierigere Stellung nach oben zu und rückwärts hatte, und dem von Altmann die schwere Maschine bald gegen die Schenkel, bald gegen den Bauch gestoßen wurde, konnte wahrnehmen, wie unten Auguste, über die Prozession belustigt, sich eins feixte.

Als sie unter beständigen Kommandos und endlosem Geschrei und Geschimpfe endlich oben angelangt waren, wurde zunächst auf dem Treppenflur Halt gemacht, um Auguste mit dem Tischchen voraus ins Zimmer zu lassen.

„Na machen, machen, machen Sie doch zu, Sie Roß!" schrie Altmann auf sie los, ohne jedoch zu erzielen, daß Auguste sich besser beeilte.

„An's Fenster! An's Fenster! Aber doch an's F ä n st ä r!!" schrie er hinter ihr her.

Auguste tat, wie er anordnete, und kam dann, nach wie vor nichts weniger als eilig, wieder heraus, um gemächlich die Treppe hinunter im Hause zu verschwinden.

Diesmal Altmann voran, wurde die Maschine jetzt hineingeschleppt und ein für allemal auf dem Tische vorm Fenster aufgestellt. Befriedigt trat Altmann dann zurück und rieb sich vor Eifer und Vergnügen die Hände.

„Na, sage selber: Aber doch einfach famos, famos! Aber doch schlankweg eine L u st, hier zu sitzen, und zu tippen! — Wirst die Sache ja bald loshaben! — Willig und intelligent! Gutwillig und bescheiden! Nicht viel Worte! Reden Silber, Schweigen Gold, nich'? — Hehehe! — — Na, aber was? Hier sitzen, einen gutenGlimmstengel in der Physiognomie und tippen — hehehe! tippen, wie? — Na aber doch einfach der reine Zucker! Na, sag' selber: Muß Dir doch einfach Spaß machen, wie?

Na, und ganz abgesehen davon, lieber Freund, daß Du hier doch eine Sache, eine Arbeit unter die Hände bekommen wirst, von der Du was profitieren kannst! — Na, aber darüber sprechen wir noch, ich muß Dich natürlich vorher noch etwas einführen", setzte er wichtig hinzu. „He, na also, Du willst ja jetzt wohl erst in die Stadt 'nunter, wie?" Sein Gesicht nahm einen verdrießlichen Ausdruck an. „Sag' mal, hast Du das eigentlich . . . Na ja, denn meinetwegen! — Eh, aber . . . Na ja: also wann wirst Du wieder zurück sein?"

„Zu Mittag bestimmt."

„Ja, aber wieso, wieso? Wieso so lange? Was hast Du denn groß zu tun?"

Martin schwieg.

„Na, meinetwegen."

Endlich wandte er sich, trottete die Treppe hinunter, und Martin war allein.

*

Draußen schritt Martin dann durch den frischen Herbstmorgen auf demselben Wege, den er gestern heraufgeleitet worden war, zwischen den Gartenzäunen den Berg hinab. Die Umgebung und die Eindrücke, mit denen die Stadt ihn erwartete, taten ihm gut, er hatte sich nach ihnen gesehnt wie nach einem freien Atemzug.

Der Nebel hatte sich noch nicht ganz verzogen, aber schon angefangen zu weichen und sich zu zerteilen, sodaß oben ein

Stück blauer Himmel hindurchlugte und ein wenig Sonne durchkonnte. Es war ein herrlicher Anblick. Aus den strichweise verdünnten Schleiern zeichneten sich Bäume und Buschwerk mit den lebhaften Farbentönen ihres herbstlichen Laubes hervor. Lieblich und reizvoll standen sie in einem stillen, verflorten Mattgeld, in das doch fein blinkende, oder hier und da grell hindurchblitzende, flimmernde Perlchen oder regenbogenfunkelnde Edelsteine hineinspielten. Und köstlich war es, wie, je näher gegen einen her, alles immer deutlicher und freier aus diesen feinen, magischen, milchweißen Flören hervortrat, oder an manchen Stellen ganz befreit unter einem Stück klar blaßblauen Himmel und im Morgenglanze lachte. Da waren an der Grenze gegen das schon ganz befreite Licht her wilde Rosenbüsche, über und über mit roten Hagebutten bedeckt; da dunkelte, von Taudiamanten blitzend, das herzhafte Schwarzgrün von Tannen oder Taxus; da waren silberlichte Birkenstämme, dunkle Blutbuchen und Platanenkronen. Und der grasbewachsene Pfad, auf dem er bergab stieg, war mit Millionen von Perlen, Diamanten und bunten Edelsteinen besät, oder glomm in einem reizend geperlten Jetgrau. Und zu gewahren, wie oben sich der Himmel durchrang, wuchs, sich dehnte mit seiner blauen, lachenden Breite; wie diese Schleierflöre woben und woben oder sich auseinanderwirbelten, oder von hellgoldenen, jauchzenden Strahlenströmen der Morgensonne zerrissen, daß mit einem Mal weithin eine farbenherrliche Herbstgartenpracht sichtbar wurde. Und in die Ferne hineinzusehen, immer freier und lachender, ein Stück Stadt befreit mit romantischem Dachgewinkel vor den blau sich enthüllenden Hauchfernen des Berglandes.

Er fühlte sich so befreit und aufgemuntert, daß er vor sich hinpfiff. Mit der Landschaft wenigstens würde er sich sicher befreunden; und wer wußte, wie viel das für ihn noch würde bedeuten können.

Nachdem er unten in der Stadt einen Blick in die Universität getan und seine nächsten Angelegenheiten dort, auch ein paar sonstige Gänge und Besorgungen erledigt hatte, gönnte er sich die Freude, den übrigen Vormittag bei schönstem Sonnenschein in den Straßen und Gassen herumzuschlendern, und

schließlich gab er dem Einfall nach, den Albrechtsplatz und den Fischkeller zu suchen und zuzusehen, ob er durch einen guten Zufall dort Gotthold Kuhn anträfe.

Er fand den Platz und den Keller bei einer schönen, alten Kirche. Ein echter, romantischer Kleinstadtplatz, von altfränkischen Giebelhäusern umgeben, holprig gepflastert, mit einem Bronzestandbild und einem großen, steinernen Röhrenbrunnen. Der Eingang zum Keller lag neben einem dunklen Schlund von altertümlichem Torgang. Auf Steinstufen ging es in eine kühle Tiefe und ein geräumiges Gastzimmer mit einer Tonnengewölbdecke hinab, die auf ein paar gedrungenen Steinsäulen ruhte. Es war ein einfacher, alter Bierkeller mit groben, gebeizten Bauerntischen, Holzstühlen und Bänken, im Hintergrunde ein großer Schanktisch, hinter welchem man ein paar Stufen in die Höhe noch zu weiteren Gasträumen gelangen konnte. Von der Decke hing ein ausgestopfter Haifisch herab, nach welchem der Keller seinen Namen führen mochte, und die getünchten Wände waren mit allen möglichen Seltsamkeiten bedeckt: kreuzweis übereinander befestigten zackigen Schwertern von Schwertfischen, Kriegslarven wilder Völker, Kaffernschildern, Lanzen mit Feder- und Haarbüscheln, Bogen und Köchern mit Pfeilen, Bastmatten, alten Pistolen, Schwertern, bunten Reklameplakaten, kolorierten amerikanischen Karikaturen im Stil der Mark Twain'schen Groteske, Silhouettenschnitten usw.

Das Lokal war zu dieser Vormittagsstunde nur wenig besucht. Um einen großen Rundtisch herum saßen Couleurstudenten, die ihren Frühschoppen abhielten und herumplauderten und lachten mit einem dicken Riesen in einem jägergrünen, bequemsitzenden Jackettanzug, aus dessen Kragen der kurzgeschorene Kopf hervorquoll wie eine mächtige, rosige, glatte, oben wie mit Graphit eingeriebene Fleischkugel.

Martin hatte gleich vorn am Eingang unter einem Fenster Platz genommen, sodaß er sich damit unterhalten konnte, den Verkehr des Bürgersteiges zu beobachten.

Der Riese, ein wahrer, menschlicher Elefant, trat von den Studenten fort und kam mit seinem phlegmatisch ernsten Gesicht langsam herüber, grüßte mit einem dünnen Stimmchen und er-

kundigte sich nach Martins Wünschen. Martin erkannte an seiner Sprechweise, daß er ein Bayer war. Er war der Fischkellerwirt selber. Er bestellte ein Kännchen Lichtenhainer und eine Zigarre.

Als der Wirt mit dem Gewünschten zurückkam, erkundigte er sich auch nach Gotthold Kuhn und erfuhr, daß er allerdings schon seit Jahren täglich hier verkehrte, und weiter, daß er sich zufällig gerade auf seinem Stammplatz niedergelassen hatte.

Es saß sich hier unten ganz unterhaltsam, und halb und halb pflegte er Wunsch und Hoffnung, den sonderbaren Gotthold Kuhn mit einem Mal doch noch hereintreten zu sehen. Das geschah denn zwar nicht, aber etwas anderes ereignete sich, das seine Gedanken dauernder beschäftigte.

Es tauchten nach einiger Zeit oben im Rahmen des Fensters zwei Gestalten auf, die ihm sofort einen ungewöhnlichen Eindruck machten. Die dem Fenster zunächst schreitende war ein kleines, weibliches Wesen in einem abgetragenen schwarzen Kleidchen mit kurzem, schiefstehendem Saum. Ueber dem Kleidchen trug sie ein dunkelgraues Jackett, das mit schwarzer Borde eingefaßt war und gleichfalls abgetragen aussah. An den Füßen hatte sie kurze, braungelbe Schnürschuhe mit flachen, englischen Absätzen. Richtige Traberfüße, fand Martin. Als die Gestalt aber bis mitten in das Fensterbild vorgerückt war, blieb sie ganz unversehens stehen und bog das Gesicht mit einem neugierigen Lächeln lugend hernieder. Es war ein bräunliches, ausländisches Gesicht mit hageren, aber angenehmen Backen und schwarzen Zauslocken, die unter einem einfachen, schwarzen, breitkrämpigen Filzhut herabhingen. Zwei mandelförmige Schwarzaugen waren es, die seinem Blicke begegneten, ihm einen Augenblick zulächelten, um im nächsten aber betroffen zu starren und sich abzuwenden. Er sah noch, wie die kleine Person ihrem Begleiter im Weitergehen zuwinkte und mit ihm sprach, und wie sie noch einmal einen verwunderten Blick herüberschickte.

Was den Begleiter anbetraf, so war er ein langgewachsener, magrer junger Mann in einem gleichfalls anständigen, aber abgetragenen, dunklen Schoßrockanzuge. Seine Schuhe hatten schiefe Absätze. Auch er nahm sich so braun, schwarzhaarig und ausländisch aus, trug ein schwarzes, weichkrämpiges Filzhütchen und,

trotz seiner Jugend, einen länglichen, schwarzen Kinnbart. Beide hatten sie die Hände voller Düten und Paketchen. Martin hielt sie sofort für ein paar russische Studenten aber es beschäftigte und verwunderte ihn, warum die kleine Person stehen geblieben war und ihm so freundlich zugenickt hatte? . . .

7.

Pünktlich zu Mittag stellte er sich wieder oben in der Villa Altmann ein.

Er traf jetzt endlich auch wieder mit seiner jungen Tante zusammen, es war für ihn der erste unwillkürlich angenehme Augenblick, den er heute im Hause erfuhr; aber ihr bleiches, mitgenommenes und bis zum Angstvollen verschüchtertes Wesen fiel ihm auf und stimmte ihn nachdenklich.

Bei Tische saßen sie, Altmann auf demselben Platz wie gestern Abend und heut' Morgen, das Gesicht gegen die Tür — auf einem Platz also, wo er alles, was in seiner Nähe vorging oder etwa hereinkam, am besten beobachten konnte —, Martin auf der den Fenstern gegenüberbefindlichen Schmalseite des Tisches, und seine Tante ihm zur rechten.

Da der Tisch sehr groß war, befanden sie sich weit voneinander ab, was an und für sich schon eine unvertrauliche und kalte Stimmung machte. Außerdem hatte Martin den Blick gerade in die zum offenstehenden Fenster hereindringende Sonne, die eine unangenehme stechende Grelle hatte. Sie fing sich in Gläsern, auf Messern, Löffeln und Gabeln und an den Tellerrändern, splitterte von ihnen ab und stach einem tückisch ins Auge. Auch befand sich keine Uhr im Zimmer, die die Stimmung mit ihrem Tacken vielleicht etwas behaglicher gemacht hätte. So war es ein Zustand, den man zutreffend damit zu kennzeichnen pflegt, daß man sagt: „Es fehlt die Luft."

Immer wieder fühlte sich Martin aber genötigt, auf Altmanns Aeugelchen zu achten. Denn sobald Frau Altmann eingetreten war, hatten sie ihr eine vigilante, stechende Aufmerk-

samkeit zugewandt und sie haften lassen. Es war ganz unverkennbar, daß sich zwischen den beiden etwas zugetragen hatte.

Ziemlich lange herrschte denn auch eine unangenehme, gespannte Stille. Bis Altmann mit einem Mal anfing.

„Na, hast Du nun also die Probe gemacht, wie?“

Kaum merkbar, aber auf eine Weise zuckte das Frauchen zusammen, daß es Martin bis ins Innerste ging.

Sie schien einen Versuch machen zu wollen, etwas zu sagen, war offenbar aber nicht imstande, ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Na? Sag', h a s t Du sie gemacht?“ inquierierte die grelle Leutnantsstimme weiter.

„Ja“, hauchte sie jetzt, während sie mit einem gezwungenen Lächeln vor sich hin und auf ihren Teller niederblickte, tonlos und in irgend einem Sinne „artig“.

„Na, und sie schmecken vorzüglich, v o r z ü g l i c h ! Ist's nicht so?“

„Ja.“

„Also: n i c h t wahr: i c h hatte recht! N i c h t süße Sahne, sondern sauere Milch, Schlippermilch, gibt Omeletten einen aparten Geschmack. N i c h t wahr!“

Ihre Augen waren wie die eines Schulmädchens, dem der strenge Lehrer eine Lektion abfragt, nicht einen Augenblick von den Aeugelchen abgewichen; wahrscheinlich, weil sie das nicht durften, ohne die Situation noch unerträglicher zu gestalten.

„Ja, ganz gewiß: i c h hatte recht! Ich! — Und ich habe i m m e r recht! D u aber warst diejenige, die steif und fest behauptete, Schlippermilch tue man überhaupt nicht an Omeletten, und sie v e r d ü r b e den Geschmack. Und damit hattest Du also, wie Du, nicht wahr, jetzt endlich, e n d l i c h ein für allemal einsiehst, nachdem Du Dich selbst überzeugt hast, u n r e c h t!“

„Ja“, hauchte es leise, bebend, tonlos zurück. In ihren zum Erbarmen verschatteten und, schien's, übernächtigen Augen blinkte eine Träne, ihr Mund zuckte. „Aber es ist ja . . .“

„Wie? Aber? — Eine ‚Kleinigkeit‘, willst Du sagen. — Natürlich, gewiß doch! Eine ‚Kleinigkeit‘! — Sag', h a b' ich Dich verstanden? He? — Aber m e r k e Dir, merke Dir ein für

allemal: Für mich existiert der Begriff Kleinigkeit überhaupt nicht! Du weißt, daß ich eine Natur bin, die große, große Angelegenheiten, verstehst Du, mit Gleichmut hinnimmt. Große Angelegenheiten haben mich noch je in meinem Leben gerüstet gefunden. Ich verachte die Wirkungen, ich verachte die Faits accomplis, aber ich verachte niemals die Ursachen. Die Ursachen aber sind stets — merke Dir ein für allemal: stets! — das, was man ‚Kleinigkeiten' heißt. — Es gibt nichts so Wichtiges und Verhängnisvolles als die sogenannte Bagatelle. Und man kann allerdings mit der Kleinigkeit auch sehr viel machen. — Der, der hierzu berufen ist."

Martin hatte von dieser ganzen langen Rede kaum etwas gehört. Er hatte sich nur sofort an dem sonderbaren Schrei erinnern müssen, den er gestern vor Schlafengehen von unten vernommen, und das hatte ihn in ein finsteres Grübeln versetzt.

Die Mahlzeit nahm ihren weiteren unbehaglichen Verlauf. Altmann war nach seiner Rede in ein Schweigen verfallen, das sich andächtig und feierlich ganz nur der wieder ausgezeichnet bereiteten Mahlzeit hingab. Er aß wieder sehr viel. Es gab eine höchst vorzügliche Suppe, Gemüse mit Beilage, Braten mit Zubehör — es waren Pilze in der Tunke —, und zum Nachtisch die mit Frucht gefüllten Omeletten, die in Rede gestanden hatten.

Martin bemerkte, wie das Frauchen, unter Altmanns Blicken, sich bemühte, von allem zu essen . . .

Das war das erste Mittagessen, das er im Hause erlebte.

Als es endlich überstanden war, entfernte sich Frau Altmann sofort, nachdem sie von Altmann noch den Auftrag erhalten hatte, den Kaffee für ihn und Martin hinauf ins Arbeitszimmer bringen zu lassen. Dann wandte er sich zu Martin und reichte ihm aus seinem Etui eine Zigarre, die er ohne weiteres anzunehmen und anzuzünden hatte. Auch er selbst zündete sich eine an.

„So! — Rauch' diese gute Zigarre!" sagte er, und zwar in demselben leisen, andachtsvollen Ton, mit dem er gestern Abend das „gute" Kompott verlangt hatte. „Und rauche sie mit Andacht", fügte er hinzu. „Und nun komm' also, wir wollen 'naufgehn; wir müssen, eh' wir unsere Zusammenarbeit beginnen,

jo doch wohl erst einen kleinen, vorbereitenden Speech miteinander halten, das können wir oben wohl am besten."

Sie stiegen also zum Oberstock hinauf und begaben sich in das Arbeitszimmer. Als Martin sich hier zufällig der offenstehenden Tür zum Laboratorium näherte, kam Altmann auf den Einfall, es ihm zu zeigen.

Es war ein zweifenstriger Raum, der nach einer anderen Seite des Gartens hinauslag. Rechts vom Eingang befand sich ein großer, länglicher Tisch mit allen möglichen Chemikalien und physikalischen Geräten und Werkzeugen. Die Wände waren von einer stattlichen Bibliothek und geräumigen Glasschränken verdeckt. Die letzteren zeigten sich mit ausgestopften Tieren angefüllt, mit Spirituspräparaten, unter denen sich einige Tiergehirne und ein Menschengehirn befanden, Fötusse, ausgeschnittene Geschwüre und Geschwülste und dergleichen; weiter mit Sammlungen von Muscheln, Seetieren, Skeletten von kleinen Tieren, Steinen, Herbarien und Mappen. Zwischen zweien von den Schränken stand ein menschliches Skelett. Auch eine Sammlung von Menschen- und Tierschädeln war vorhanden. Dann aber gab's noch einen Anblick, der Martin außer Schauder geradezu Unwillen erregte. Auf einem besonderen Tischchen stand ein großer Glaskasten, in welchem sich ein einbalsamierter menschlicher Kopf befand. Das dunkelbraune Präparat mit seinen grellen Augäpfeln und seinem gefletschten weißen Gebiß machte einen scheußlichen und vor allem, empfand Martin, abgeschmackten Eindruck. Ueberhaupt meinte er, daß dies alles ein viel zu wissenschaftlicher Apparat sei, der eher nach Marotte oder gar nach einer Art von Manie wirkte. Es kam hinzu, daß Altmann, redselig geworden, seine Eitelkeit auf seine Sammlungen zu deutlich merken ließ. Er hatte dabei alle möglichen Zynismen und Bravourausdrücke; z. B. hieß er die Spirituspräparate mehrere Male sein „Eingemachtes".

Doch begaben sie sich bald wieder ins Arbeitszimmer zurück. Augenscheinlich trieb es Altmann zu dem „Speech". Er zeigte sich bis zu einer gewissen Ausgelassenheit verjüngt und aufgeräumt. Dabei trug sich aber etwas zu, das Martin nach allem, was sich den Tag über und besonders vorhin zu Beginn

der Mahlzeit ereignet hatte, so seltsam berührte, daß er im ersten Augenblicke erschrak.

Altmann stieß mit einem Male, ganz unversehens, ein lautschallendes, endloses Gelächter aus, das dann in ein ohrenbetäubendes Kreischen und Krächzen überging, und unter diesem Gelächter, oder diesem Kreischen oder Krächzen, rannte er, oder vielmehr warf er sich mit weitfliegenden Rockschößen auf die Chaiselongue zu; über die er sich der Länge nach, das Gesicht nach vorn hinfallen ließ, um mit weitausgebreiteten Armen Lump zu umfassen, der in das große, purpurne Kissen eingewühlt dalag. Er preßte den nackten Köter so fest gegen die Brust und die Backen, daß das behagliche Stöhnen, das das Tier vernehmen ließ, ein paar Mal in ein geängstetes Quieken überging. Dieser erste, leidenschaftliche Zärtlichkeitsausbruch wurde dann ein schäkerndes Talbern, das mit Gelächter, Koseworten, liebevollen Schimpfworten, Krächzen, Lustgeknurr und Gebläff sich so endlos lang hinzog, daß Martin glauben konnte, Altmann hätte den Zweck seiner Anwesenheit ganz vergessen. Die Balgerei ging schließlich so weit, daß er den Hund nicht nur eine Anzahl schallender Küsse auf den nackten Leib drückte, sondern ihm sogar zärtlich mit den Zähnen ein paar Mal die Haut in die Höhe zog.

Endlich erhob er sich aber doch. Aber sich seines Aussehens unbewußt. Denn nicht nur den Rock hatte er sich vorn zerknittert, sondern dieser und die Weste zeigten eine Anzahl Flecke. Als er's endlich merkte, verschwand er für einige Zeit im Laboratorium, wo Martin dann die Wasserleitung rauschen hörte.

Bald darauf kam er mit noch feuchten Rockkanten und nasser Weste, die Zigarre im Mund, nach wie vor, wenn auch nicht mehr in so geräuschvoller Weise, gut aufgeräumt, wieder zum Vorschein, ließ sich im Klubsessel nieder und forderte auch Martin auf, Platz zu nehmen.

„Ja, na aber, wie denn? Was denn? — Aber doch nicht so steif, nicht so steif! Aber, ich bitte, was für eine Barbarei geradezu, sich in einer derartigen Weise auf einen so guten Klubsessel zu kleben! Sich drauf zu hocken wie ein Holzkloben! — Hahaha! — Schüchternes Gemüt? — Sag' mal, nicht wahr: Du bist befangen, nicht? — Na famos, famos! An und für

sich ja eine ganz lobenswerte Eigenschaft für einen jungen Mann von heute. Aber doch natürlich in die Ecke! Lehnen! Lehnen doch! Legen! Sich hineinlegen! — Na, Wetter! aber so leg', leg' Dich doch! — Hahaha! — So — Na aber natürlich! — Und Pedale gestreckt, lang hingestreckt! Gestreckt doch, zum Donnerwetter! — Hahaha! — Beine übereinander legen! — — So! Na, endlich! Na, is doch zum Ansehen! Ich will Dir doch keinen feierlichen Vortrag halten, und Du sollst mir doch keinen halten, wir wollen die Sache doch im allergemütlichsten Kaffeespeech abmachen."

Aber da erschien Auguste mit dem Kaffee. Er war wieder allerbester Güte. Schwarz, ohne Zucker. Eine Flasche Danziger Goldwasser und zwei Likörgläschen dazu, feines Gebäck zum Knabbern, auf einer allerliebsten Porzellanschale einige delikate Stückchen der vorzüglichsten Spekulatius.

Altmann beobachtete, während er sich bediente, jede kleinste Bewegung, die Martin machte.

„He, wirst doch übrigens vertragen können? Hast doch wohl noch nie solchen Mokka getrunken, wie?"

„Nein."

„Hehehe! — Noch keine Gelegenheit gehabt! Mutter kocht ja wohl nicht so stark. — Hehehe!"

Er schenkte Martin auch von dem Goldwasser ein, und es half nichts: er mußte annehmen. Nur als er sich auch von den Spekulatius bedienen sollte, lehnte er ab.

„Eh, sieh mal! Scheinst Dir aus Süßigkeiten nichts zu machen."

Doch wurde das, freilich erst im zweiten Moment, nicht weiter übelgenommen. Denn Altmann kam auf den Einfall, den etwa von vornherein für Martin bestimmten Teil des Gebäckes Stück für Stück nach hinten dem Hunde zuzuwerfen.

„Na aber nun zur Sache! — Du hast ja also bis jetzt wohl, wie mir Deine Mutter schrieb, ausschließlich in Berlin studiert, wie?"

Martin bejahte.

Er hatte sich inzwischen aus der „bequemen" Lage, die ihm sein Onkel vorhin aufgenötigt, in die anfängliche Haltung zu-

rückgebracht. Altmann hatte dabei lebhaft mit den Aeugelchen gezwinkert, seltsamerweise diesmal aber weiter nichts geäußert.

„Auch ein Semester Naturwissenschaft also, nich'? Sagtest ja, gestern Abend. — Beiläufig — hm! —, es versteht sich, daß ich ein ausgezeichnetes Gedächtnis habe."

Er äußerte das nicht ohne eine gewisse Unterstrichenheit, die Martin auffiel, und die er sich abermals merkte.

„Aber sag' mal: Was hast Du in Berlin eigentlich für Anschluß gehabt? — Couleur natürlich ausgeschlossen; aber ich meine: Etwa einem Verein angehört?"

Martin antwortete nicht gleich. Er hatte eine Vorahnung, was für eine Art von Examen ihm drohte, und es überkam ihn eine unmutige, zugleich trüb versonnene und sarkastisch in sich hineingesunkene Niedergeschlagenheit. Einen Augenblick überlegte er, ob es die Vorsicht diesem Menschen gegenüber nicht geböte, wenn ihm auch nicht gerade etwas vorzumachen, so sich ihm doch zu verbergen? Aber im nächsten gelangte er aus einer seltsam beißend humorvollen Stimmung, aus einem wilden, bitteren Uebermut heraus zu dem Entschluß, sich ihm vollkommen intim und als ob er zu ihm in dem unbefangensten Verhältnis stände, mitzuteilen. Vielleicht lag diesem Entschluß aber eine tiefere Schätzung zugrunde, die wenn auch mehr sein Empfinden als bereits sein bewußteres Urteil diesem sonderbaren, ja ihm in gewisser Hinsicht bereits unheimlichen Menschen schon jetzt zuteil werden ließ. Eine Schätzung, die gleichbedeutend war mit einem Gefühl, daß die nächste Zukunft sein Schicksal auf eine Probe und vor seelische Erschütterungen stellen würde, bei denen auf Teufel komm raus etwas besonderes, tief einschneidend entscheidendes sich ereignen müßte. Er betrachtete, fühlte mit jeder Bestimmtheit Altmann als Gegner: aber als einen so ernst zu nehmenden, so gefährlichen, daß er ihn aufnehmen, bestehen mußte. Was auch, dachte er nicht ohne einen trüben Ernst, blieb ihm, wie sein Leben nun schon mal gestellt war, weiter übrig? . . .

Er schwieg also einen Augenblick, während er bleich, aber mit einem festen, konzentriert nachdenklich verdunkelten Blick, in

dessen Tiefe ein seltsames Funkeln war, Altmann ansah; dann aber sagte er, ohne jede Ironie, leise:

„Ich habe gar keinen Verkehr gehabt.“

„Eh, wie? Gar keinen . . .?! . . .“

„Nein.“

„Ja, na aber: Du mußt doch irgend welchen Umgang gehabt haben?“

„Zu Hause. — Mit einem Schulfreund,“ fuhr er — mit Bedachtheit und vollkommen voraussehend, auf welche Weise Altmann seine nächsten Mitteilungen aufnehmen würde — nach einem abermaligen Schweigen fort.

„. . . hast du Umgang gehabt, wie?“

„Ja, in den Ferien.“

„Ja aber, mit was für einem? Ich meine, was war er für'n Mensch?“

„Er macht jetzt in Bonn seine juristischen Examina.“

„Ah so, aus gutbürgerlicher Familie, wie?“

„Ja. — Sein Vater ist Regierungsrat.“

„Soso! — Ja nu aber, wie heißt ‚Umgang‘?“

„Wir haben so über alles Mögliche diskutiert.“

„Ja, was denn?“

„Wissenschaftliches, religiöses, philosophisches, künstlerisches, politisches, soziales, rein menschliche und persönliche Sachen.“

„Ah so! — Na ja, also Intimus! — Ja nu' aber: Du kannst doch trotzdem nicht vier Jahre lang in Berlin ganz allein gewesen sein? Wirklich?“

„Doch. — Ich habe nur den einen F r e u n d gehabt.“

Altmann schwieg eine Weile und fixierte ihn aus seinem Sessel heraus mit gekniffenen Aeugelchen sehr aufmerksam über seine Zigarre weg.

„Hmhm!“ fing er endlich wieder an. „Hmhm! — Ohne jeden Anschluß! — Na, sagen wir also: ohne jeden besonderen. — Im übrigen also ohne eigentlichen Anschluß. — Hm! — Na 'n bißchen originell.“ — Die letzten Worte dehnte er. — „Und in den Ferien also bloß mit dem Intimus da, nicht wahr?“

Martin schwieg.

„Ueber Kunst habt Ihr Euch unterhalten. Vornehmlich — hehehe! — darf ich wohl vermuten, über Kunst, ‚Künstlerisches‘. — Hm! Sag' mal: etwa auch über Musik?“

Martin sah ihn an.

„Ja,“ antwortete er endlich. „Auch über Musik.“

„Ah, soso! — Na, habt Ihr Euch denn aber auch mal über was anderes unterhalten? Bloß immer solche theoretisierenden Gespräche?“

„Doch, auch über anderes.“

„Hm! — Na, alles in allem: Du scheinst die Einsamkeit zu lieben.“

Dieser von der Sache scheinbar abgehende Abschluß überraschte Martin, er entschloß sich, Altmann festzuhalten und fing jetzt seinerseits und aus eigenem Antrieb an zu sprechen.

„Ja! — das heißt: Ich habe mich in Berlin um alles bekümmert, an allem Anteil genommen. Aber — ich habe dabei keinen eigentlichen Verkehr gehabt. — Ich meine: ich habe niemand gefunden, auch nicht gesucht, mit dem ich mich recht verstanden hätte. — Vielleicht, weil sie heute Anschauungen haben, mit denen ich mich nicht einverstanden fühle.“

„Ach, wie denn? Anschauungen?“ griff Altmann sofort eifrig zu.

„Ach, so — rückfällige, mein' ich. — Andere, als sie vor fünfzehn Jahren hatten.“

„Ach so, jaja. — Damals stand ja allerdings die naturalistische Richtung in Blüte. Na, kann ich nu' nicht grade goutieren. — Aber, na,“ fuhr er mit Wichtigkeit fort: „Damals stand freilich auch die exakte Wissenschaft, eh — eh — sozusagen noch charaktervoller auf ihrem Prinzip fest, als heutzutage. — Gewiß, wir haben ja auch die Rückfälle in der Wissenschaft. Da sind die Neovitalisten aufgekommen, die Psychomonisten, die Energetiker und was alles für Kompromißspezialitäten von sogenanntem Monismus.“

„Die lehn' ich auch ab,“ holte Martin ihn aus sich heraus.

„Soso! Du auch. — Hm, na! — Ja, es gibt ja heute nur wenige, die noch bei der Stange bleiben!“ Er fing offenbar an, sich wichtig zu fühlen. „Wir leben tatsächlich in einer Reaktions-

periode. Nur wenige, sehr wenige — eh — haben den nötigen Charakter, die nötige M a n n h a f t i g k e i t, konsequent zu bleiben und durchzuhalten."

Im übrigen setzte er das Gespräch aber nicht in dieser Richtung fort, sondern ging mit einemmal, nachdem er Martin eine Zeitlang fixiert hatte, zu einem sonderbaren Lächeln über und frug:

„Hm! Sag' mal: wie gefällt Dir eigentlich Christine?"

Martin starrte ihn an.

„Ah so! — Hehe! — Na also die Tante, die Tante natürlich."

Martin schwieg.

„Hehehe! — Na, lieber Gott: sie ist hübsch, schön sogar, nicht wahr?" fing er an sich zu vergnügen, die intimen Gedanken eines jungen Mannes einer angenehmen jungen Frau gegenüber zu entblößen. „Apart übrigens auch. Sie hat da irgend so was, je ne sais quoi . . . Nich'? — Hehe! — — Na, im übrigen: ein Weib!" Er stieß plötzlich einen Seufzer durch die Zähne, zog wichtig die Brauen in die Höhe und senkte die Aeugelchen. „Ein Weib! Nämlich das ist sie wirklich: ein Weib, ganz und gar Weib, Weib. — Na, das ist ja aber wohl was, was Du noch nicht verstehst. Obgleich man freilich auch in Deinem Alter eigentlich schon diesen und jenen Strauß mit ihnen ausgefochten haben kann. — Hehehe! — Ja übrigens, sag' mal: Wie stehst Du eigentlich zu den Weibern?" inquirierte er, plötzlich wieder aus einer ganz veränderten Tonart. „Wie hast Du Dich eigentlich in Berlin zum Beispiel so in sexueller Hinsicht eingerichtet, he? Du hast doch natürlich wohl . . . Selbstverständlich doch, als junger Mann . . .? . . ."

„Gar nicht."

„Wie? Was? — Ja — hehe! — wie denn: ‚gar nicht'?"

„Gar nicht", wiederholte Martin, der mit einem Mal die Hände in den Jacketttaschen hatte und Altmann mit seinem Blick von unten herauf ansah. „Ich habe gar nichts mit den Weibern zu tun gehabt."

„Ja — nu' aber . . . Hehehe! — Na aber erlaub' mal . . . Ja nu', Du kannst doch aber . . . Wie denn?"

„Ich habe keine gefunden, die einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte“.

„Hm! — Ja na aber: Was heißt ‚besonderen Eindruck‘? Aber es gibt doch nur einen ‚besonderen Eindruck‘, den, denk' ich, in Deinen Jahren eben jedes halbwegs hübsche Weib auf einen macht?“

Es entstand ein Schweigen. Martin sammelte sich zu dem, was er Altmann mitzuteilen hatte und, seinem Vorsatz getreu, allem wirklichen Tatsachenverhalt nach mitzuteilen gedachte. Er wußte, daß von diesem Augenblick an sein Verhältnis zu ihm in eine für ihn überaus wichtige und schwere Wende treten mußte; denn mit bewußter Absicht gedachte er sich zu „entblößen“. Und in sehr vornehmer Weise fuhr er fort:

„Bei mir nicht. — Ich habe bis jetzt nur ein einziges Mal in meinem Leben von einem weiblichen Wesen einen tieferen Eindruck erfahren. Einen sehr starken und tiefen sogar. Vielleicht einen, für meinen Charakter, zu tiefen. — In meinem sechzehnten Jahr. Ich brauchte sie nur zu sehen, so bekam ich Zittern und Anfälle von Schwindel vor unbeschreiblichem Wohlgefallen. Ich kann aber nicht beurteilen, wieweit es sich um ein sinnliches handelte. Und ich habe mich immer sehr stark nach ihr gesehnt. Wenn ich mal ein paar Worte mit ihr sprechen oder ihr die Hand geben durfte, fühlte ich mich unaussprechlich glücklich. — Ich weiß nicht, vielleicht hat es daran gelegen, daß mir nachher niemals wieder ein anderes Weib gefallen konnte. Und ich bin, als ich nachher bewußter darüber nachdachte, zu der Ansicht gelangt, daß es mit ihrem Typus zusammenhing, daß ich nur einem Typus wie ihrem gegenüber einer starken, überhaupt einer Empfindung fähig bin. Aber ich bin also seitdem noch keinem weiblichen Wesen wie ihr wieder begegnet. Uebrigens handelte es sich eigentlich nicht mal um das äußere Gepräge, sondern um seelische Eigenschaften. — Sie stand in meinem Alter.“

„He! — Interessant! Sehr interessant! — Hehehe! — Hehe! — — — Ja, na aber Menschenkind erlaub' mal: Mag sein, gut, meinetwegen: Aber das andere doch! Ich meine doch

einfach das andere! Du kannst ja doch schließlich . . . Als junger Mann . . . He?"

„Mir widerstehen solche Mädchen."

„Na Gott, aber erlaub' mal: es gibt doch in einer Stadt wie Berlin einfach so viele andere gute Gelegenheiten! Es gibt ja doch schließlich dort eine schwere Menge von netten Mädels, Konfektionösen, kleinen Schneiderinnen, Verkäuferinnen usw. usw., die ja doch ganz gern mit einem hübschen, jungen Manne ein Techtelmechtelchen machen!"

Martin schwieg.

„Das haben mir gewisse soziale Bedenken unmöglich gemacht", sagte er endlich.

„Ah so, der Kostenpunkt. — Na ja, Dein Portemonnaie wird allerdings klamm gewesen sein."

„Ich meine nicht das. — Es ist so: ich habe nicht auf sie geachtet, sie haben mich nicht angezogen. Ich kenne nur das, was ich damals, in meinem sechszehnten Jahr, erlebt habe. Ich fühle, daß nur das das rechte sein kann. Meinetwegen eben für mich. — Das hat mir dann aber nur noch die Freundschaft geben können."

„Ach, aha! Mit dem Schulfreund da, nicht wahr?"

„Ja".

„Ach was? Wirklich? — Interessant! Sehr interessant! Erzähl' doch!" drängte Altmann, der, abgesehen von dem „wissenschaftlichen" Anteil, den er dem „Fall" entgegengebracht, Martin einfach für einen Trottel hielt.

„Ich meine", willfahrte Martin, „daß das ein gleiches Gefühl, oder doch ein ähnliches — ein ähnliches ist natürlich das richtige — war. Ich habe mich nach Paul . . ."

„Ah, so hieß er, der Freund! Paul! Nicht?"

„Ja. — Paul Wellhausen. — Ich meine: ich habe mich nach ihm, wenn ich ihn lange nicht gesehen hatte, z. B. in einer ähnlichen Weise sehnen können."

„Wie nach der Sechzehnjährigen . . . Jaja! — Na? Und"

„Wir haben uns z. B. auch, wenn wir uns lange nicht gesehen hatten, oder wenn wir auf lange Abschied voneinander nahmen, umarmt und geküßt! — Und doch war ein Unter-

schied. — Ich habe in meinem ganzen Verhältnis zu ihm niemals einen Schmerz zu erleiden gehabt, es hat mich niemals so merkwürdig gepeinigt, wie wenn ich meine Freundin damals lange nicht sehen durfte, oder wenn sie mal mit einem anderen sprach und mich übersah. — Das war eine so besondere Art von Schmerz. — Eigentlich ist die Freundschaft also viel schöner als die Liebe. — Haha!"

Martin schwieg und beobachtete Altmann.

Dieser saß in einem Nachdenken da, das, wie es schien, gar nicht gehört, was Martin gesprochen und auch dessen letztes, kurzes Lachen überhört hatte. Er blieb auch noch einige Zeit so, nachdem Martin geredet. Mit einem Mal fuhr er aber auf, holte aus der inneren Seitentasche seines Rockes ein Notizheft hervor, zog den Bleistift und machte sich eine Notiz, worauf er Bleistift und Buch wieder in die Tasche zurückschob.

„Jaja, entschuldige! Ich hatte mir eben bloß mal 'ne Notiz zu machen; aber ich habe alles gehört, was Du gesagt hast. — Interessant, außerordentlich interessant! — Eine Jugendfreundschaft. — So wie bei den Hainbündlern damals, oder zur Zeit Goethes, des jungen Goethe, in der Sturm- und Drangperiode. — Natürlich, natürlich! Genau wie bei den damaligen Jugendbünden. — Vielleicht ein Rückfall. Denn heutzutage sind ja unter den jungen Männern solche ideal gestimmten Freundschaften nur noch eine recht selten gewordene Ausnahme. — Aber natürlich, warum soll es nicht ebensogut vorkommen. — Na, wir sprechen schon noch über das Thema. Es ist ja vielleicht ganz besonders interessant, und wenn man will, auch wichtig; von großer sozialer Bedeutung, will ich sagen."

Er zog seine goldene Uhr hervor und sah nach der Zeit.

„Schade, wirklich schade, daß wir jetzt abbrechen müssen; aber ich muß nachher in die Stadt 'nunter, habe da ein paar notwendige Besuche. — Hm! Na, sag' mal: Du könntest jetzt ja wohl anfangen mit der Maschine zu üben, mein' ich? Je früher Du damit zu Rande kommst, um so besser, nicht wahr. — Zum Abendessen bin ich wieder da und werde sehen, was Du inzwischen zustande gebracht hast."

Er erhob sich, auch Martin stand auf.

„Morgen um diese Zeit sprechen wir hier weiter, hörst Du? — Also auf morgen! Ich habe sehr viel Interesse dafür. — Na geh', geh', geh', geh'!"

*

8.

Doch Martin ging nur auf sein Zimmer, um seinen Hut zu holen.

Diese Mitteilungen waren ihm nicht leicht geworden, sie hatten ihn innerlich bis zu einem äußersten mitgenommen. Er war sich der Gefahr, in die er sich begeben, auf das vollkommenste bewußt. Außerdem versetzte ihn schon jetzt die Gewißheit in die tiefste Niedergeschlagenheit, daß es ihm so gut wie unmöglich sein würde, in der täglichen Nähe dieses Menschen seinen eigenen Arbeiten gerecht zu werden. Und doch war ihm das auch wieder gleichgiltig. Er wußte, daß er sich von dem Augenblick an, wo er ihm das alles gesagt, an diesen Umgang in einer besonderen Weise gebunden hatte, daß er das Haus nicht verlassen würde, nicht würde verlassen können. Aber mußte ihm gerade diese Gleichgiltigkeit nicht den härtesten, bänglichsten Schicksalsschlag bedeuten? Was sollte aus alldem werden? Er wußte in Wahrheit weiter nichts, nichts mehr, als daß er das dringendste Bedürfnis verspürte, sich Bewegung zu machen, wußte nichts als seine nächsten, ganz mechanischen Antriebe.

Als er aber aus dem Hause trat, ereignete sich insofern etwas Ungewöhnliches, als er, anstatt das Haus zu verlassen, von der herbstlichen Pracht des schönen, großen Gartens angezogen, sich eine Vertraulichkeit durchgehen ließ, die ihm in diesem Augenblicke eigentlich ganz und gar nicht lag: er betrat den Garten und fing an, langsam in ihn hineinzuschlendern, um ihn bis zu seinem äußersten Ende oben am Berge kennen zu lernen. Er ging dort in einen von Himbeerbüschen

umgebenen Obstgarten über. Auf einer erhöhten Stelle aber erhob sich, von dichtem Gebüsch verdeckt, eine geschlossene Laube aus ungeschälten Aesten und Baumborke. Die angenehme Uebersicht, die man von dort über den ganzen Garten hier genießen mußte, verlockte ihn, da hinauf zu gehen. Danach gedachte er, wieder nach vorn zu gehen und das Haus zu einem längeren Spaziergang zu verlassen.

Als er aber in die Laube eintrat, sah er sich mit einem Mal seiner Tante gegenüber.

Eine hellbunte, flache Wollmütze auf dem Schoß, saß sie hier, in ihrer weißen Bluse und ihrem blauen Kleid, einsam und in Gedanken versunken da.

Sie erschraken beide, gerieten in Verlegenheit. Im nächsten Augenblick aber fuhr Christine mit einem kleinen Schrei zusammen und fragte unter einem ängstlichen Blick nach dem Garten hin hastig:

„Kommt mein Mann mit?"

„Nein", beruhigte er. „Ich bin allein. — Er geht in die Stadt, will Besuche machen."

„In die Stadt . . . ?"

„Ja. — Er hat hinterlassen, daß er erst zum Abendessen wieder da ist."

„Ah so!"

Sichtbar erleichtert atmete sie auf.

„Du siehst Dir den Garten an?" sagte sie dann unter einem schwachen Lächeln, während sie zugleich errötete.

„Ja", gab er Bescheid. „Es tut mir leid, daß ich . . . daß ich Dich gestört habe? — Ich wollte einen Spaziergang machen."

„Ach ja, es ist ja auch so schönes Wetter", sagte sie, während sie ihn ansah.

Dann blieb ein kleines Verlegenheitsschweigen, unter welchem sie ersichtlich unruhiger wurde, die Schultern bewegte, und mit den Händen auf der Bank umhertastete, auf der sie saß. Sie waren zum ersten Mal allein miteinander, keines wußte, was es mit dem anderen sprechen sollte. Außer einem unwillkürlichen Mitleid, das er für sie empfand, und den Ge-

danken, die er sich über Altmanns Verhältnis zu ihr machte, hatte er eigentlich noch gar nicht recht an sie gedacht, sie kaum beachtet.

Aber da erhob sie sich plötzlich, sah ihn mit einem gezwungen starren Blick an und schlug mit einem Lächeln vor:

„Wollen wir nicht zusammen einen Spaziergang machen? Ich wollte eben auch gehen. — Wir wollen hier hinten den Berg 'naufgehn; es ist da oben eine so wunderbare Aussicht über die Stadt und das Flußtal und weit in die Berge hinein."

„O ja?"

Er lächelte und nickte Zustimmung.

Mit einem zutraulich aufstrahlenden Blick dankte ihm Christine und begab sich dann, an ihm vorbei, während er ihr langsam folgte, vorauf schnell zum Garten hinab und zu einer Brettertür zwischen den Himbeeren, die sie mit einem großen, rostigen Schlüssel öffnete.

„Wir können gleich hier 'raus", lud sie ein, während sie unter einem tiefen, aber offenbar erfreuten Erröten, schon draußen, Martins Herannahen erwartete.

Er sah, wie gut es ihr tat, in seiner Gesellschaft zu sein, und das lenkte ihn mit einer unbestimmten kleinen Rührung von seinen eigenen Gedanken ab; er empfand auch wohl einige Neugier auf das Zusammensein.

„Ja, es trifft sich so", setzte sie, nachdem auch er ins Freie hinausgetreten war, sie die Tür wieder abgeschlossen hatte und sie nun miteinander den Bergpfad hinaufschritten, die Unterhaltung fort. „Ich wollte auch gehn. — Ich hatte etwas Kopfschmerz."

Martin empfing von ihr ganz den Eindruck eines schlichten, vielleicht ziemlich unbedeutenden Frauchens, das aus einfacher Familie stammte. Noch zu sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, hatte er kaum eine andere Beziehung zu ihrer Nähe, als daß er sich ihr darbot, weil er sah, daß er ihr wohltat. Auch bedeutete es wohl ein etwas sonderbares Gefühl, daß er sie nicht als seine Tante zu empfinden vermochte, daß er sie als ein erstes, bestes, angenehmes junges Mädchen empfand, mit dem er da spazieren ging, nicht aus einem Be-

dürfnis dazu, sondern weil er es gegen etwas schütze, aus Ritterlichkeit. Er empfand schließlich sogar nicht mal eine so gar besondere Neugier, nähere Einzelheiten über ihr Verhältnis zu Altmann zu erfahren.

Nebeneinander schritten sie einen schmalen Weg zwischen Gartenzäunen hin und stiegen dann noch ein Stück eine Villengasse hinauf, bis die Häuser und Gärten aufhörten und sie sich auf der freien Bergflanke befanden. Der sich entfaltende Weitblick, den sie jetzt hatten, wurde immer herrlicher, er tat ihm gut, fing an ihn zu zerstreuen.

Es ging jetzt einen steinigen Steg hinan, dessen einer Rand von Heckenrosen- und Schlehdorngestrüpp bestanden war. Der Steig wurde dann steiler und führte im Zickzack hinauf. Oben auf der breiten, freien Berghöhe bot sich ein Wäldchen mit einer schlichten, kleinen Gastwirtschaft davor, die eine verwitterte Holzveranda hatte.

Christine hatte inzwischen ihre Kappe aufgesetzt, was ihr Aussehen sofort veränderte. Sie nahm sich jetzt noch mädchenhafter und zugleich muntrer aus. Und noch eins setzte Martin in Verwunderung: daß sie beim Hinansteigen mehr Rüstigkeit und Ausdauer zeigte, als er ihr überhaupt und besonders in Anbetracht ihrer Stimmung zugetraut hatte.

Sie sprachen dies und das miteinander, gleichgültigere Dinge, meist über Familienangelegenheiten. Christine führte das Gespräch fast ausschließlich, doch gleichfalls ohne besonderen Anteil, mehr der Höflichkeit wegen, da sie von Martins Mutter kaum je etwas erfahren hatte und auch mit ihm selbst noch viel zu wenig vertraut war. Sie sprach immerhin ziemlich viel und hatte dabei große flammende Augen, die bald hin und her gingen, bald ins Weite schauten.

Martin beobachtete sie. Sie tat ihm wieder leid, er glaubte die Anzeichen der Hysterie zu bemerken. Es verlieh ihr übrigens eine Schönheit, die in einem seltsamen Gegensatz zu ihrem offenbar sehr einfachen Wesen stand. Das berührte ihn. Mit einiger Unruhe machte er sich auf irgend einen Ausbruch gefaßt. Und wirklich blieb sie, als sie endlich oben beim letzten Zickzack des Weges angelangt waren, plötzlich mit einer

jähen Wendung stehen und ließ diesen sonderbar flammenden Blick über die herrliche Weitsicht schweifen, die sich hier bot.

Martin betrachtete sie von der Seite. Sie schien seine Anwesenheit vergessen zu haben, mit ihren in ekstatischer Vergessenheit leuchtenden Augen und lieblich geröteten Wangen unter dem rotblonden, ein wenig in Verwirrung geratenen Haar war sie jetzt wirklich außerordentlich schön.

Aber da geschah es, daß er mit einem Mal seinen Unterarm von einem verwunderlich kräftigen Griff umklammert fühlte, einem Griff, der sich vergaß und verweilte.

„Ach! — Ach! — — Ist das nicht herrlich? Ist die Natur nicht schön? Die Natur!“ rief sie, fast jauchzend, mit einer sonderbar volltönig vertieften, förmlich metallisch gewordenen Stimme. „Ach ja, die Natur, das Land hier: d i e sind schön und gut! — Wie der Fluß in der Sonne blitzt! — Ach Gott, ach Gott! D a s ist schön! W i e schön! W i e schön!“

Es geschah dabei, daß sie in ihrer Freude einen Schritt zurückgetreten und unversehens gegen eine Bank gestoßen war, die unter einem hohen, hohl übergewölbten Gebüsch sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand. Es hatte ihr einen Schreck verursacht. Doch im nächsten Augenblick hatte sie, ohne sich wirklich unterbrechen zu lassen, mit einem kurzen, festen Griff die Lehne der Bank erfaßt und zugleich den einen Fuß auf den Sitz gestellt, so daß sie jetzt, gestützt und zugleich vornüber gegen die Fernsicht hingebeugt, halb auf der Bank, halb auf dem Erdboden stand.

Es machte auf Martin einen tiefen, seltsamen Eindruck.

„Ach, und der herrlich blaue Himmel!“ fuhr sie mit einer begeistert ausholenden Handbewegung fort. „Die herrliche Luft! — Wir haben eine so schöne, schöne Luft, sie macht die Menschen so fröhlich. Wir haben ja auch das ganze Jahr Feste hier. Sommer und Winter. — Es gibt immer mal was. Nicht bloß die Studenten bringen Leben her, die Leute haben's im Blute. Es kommen ja auch so viele Fremde her, uns besuchen!“ Im nächsten Augenblick aber fuhr sie gegen den Busch herum und brach in Entzücken über die zahllosen roten Hagebutten aus, von denen es wimmelte.

Aber da geschah es, daß ihr Lachen unvermittelt abbrach, wie mit einem Mal erstickt, und Martin sah, wie ihr eben noch ekstatisch leuchtendes Gesicht sich verzerrte, und sie ließ ein gepreßtes Aechzen vernehmen, als würde sie innerlich von etwas gewürgt. Und wirklich fuhr sie mit einem schnellen Griff nach der Herzgegend hin und krampfte die Hand in die Bluse hinein. Gleich darauf ließ sie aber auch schon wieder, ohne mit irgendwelcher Erklärung ihren Zustand zu berühren, ein munteres, volltöniges Lachen hören; Martin empfand: trotz allem und allem nur zu stürmisch, zu überwältigend, zu weh unwillkürlich von lange, lange innerlich unterdrückter und zurückgepreßter Jugend übermannt. Und dann rief sie, während sie ihn mit einem blitzenden Blick ansah:

„Weißt Du? Wir wollen es uns recht hübsch machen, wir Beide! Wir wollen da oben einkehren und Kaffee trinken, nicht?“

Er sah sie an und nickte langsam Zustimmung, für den Augenblick außerstande, ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Komm! — Komm! — Komm, mein Neffe! Bist ja mein Neffe! Ich hab' einen Neffen!“

Von neuem lachend, zog sie ihn am Aermel ein Stück vorwärts.

Sie erstiegen die Höhe vollends und langten an.

Es war ein kleines Anwesen mit ein paar hölzernen Stallgebäuden für Kleinvieh neben dem Wohnhause. Auf der anderen Seite befand sich ein Gärtchen, das hinten um das Haus herumging, mit einem Bienenhaus, dessen Körbe einen bunten Anstrich zeigten. Hühner gackelten und pickten umher. Idyllisch und heimisch hob sich das Ganze mit seinem verwitterten Holzgrau, mit grüner Tünche, schwarzem Schieferdach und bunten Gartenblumen von dem dunklen Tannenwald ab. Es war ein ungewöhnlich angenehmer, stiller Aufenthalt. Vor dem Hause standen auf dem Angerrasen der Höhe Gasthaustische mit Stühlen und Bänken. Zu der Veranda stieg man auf ein paar Steinstufen hinauf. Ihr blaugraues Holzwerk war mit blutkarminrotem Gerank wilden Weines überwuchert. Sie kamen überein, auf der Veranda Platz zu nehmen. Sie waren die einzigen Gäste.

Die Wirtin erschien, eine schmucke, bräunliche Frau, und sie bestellten ihren Kaffee.

Dann saßen sie, den wunderbaren Fernblick vor sich, beieinander. So nah, wie sie einander, seit sie sich zum ersten Mal gesehen, noch nie gewesen waren.

Um nicht seinen Gedanken zu verfallen, fing Martin an zu sprechen. Ihre Sprache hatte einen fremdartigen Ausdruck, und so fragte er:

„Du bist nicht von hier gebürtig?“

„Nein!“ antwortete sie lachend, noch immer diese leuchtende Entrückung im Blick. „Ich b i n ja eine Deutsche, aber aus Russisch-Polen. — Ich bin erst in meinem fünfzehnten Jahr nach Deutschland gekommen. Ich habe, als meine Eltern gestorben waren, bei Verwandten in Hamburg gelebt.“

„Ach, in Hamburg! — Ja.“

„Ja, in Hamburg.“

„Und dort hat Dich — der Onkel kennen gelernt.“

„Kennen gelernt, ja.“

„Vor ein paar Jahren?“

„Jaja, vor ein paar Jahren.“

„Aber erzähl' mir doch von Deiner lieben Mutter!“ unterbrach sie endlich ein Schweigen, das nach ihren letzten Worten geherrscht hatte.

Er erzählte, was noch zu erzählen war, und in etwas ausführlicherer, vertraulich ungenierterer Weise, als es sich gestern Abend nach Tische hatte ermöglichen lassen. Um nur zu sprechen und sie und sich zu zerstreuen, berichtete er ihr auch von Berlin und seiner Studienzeit.

Sie hörte ihm schließlich in einer gegen ihren Stuhl zurückgelehnten Haltung zu, die Hände im Genick verschränkt und mit weiten Augen verloren vor sich hinblickend. Sie hatte dabei ein Lächeln um den Mund, aber dies Lächeln fing an, etwas verzerrt Starres anzunehmen, ihre Gesichtsfarbe erlosch in eine trübe, fleckige Bleichheit, und mit einem Mal warf sie die Arme lang nach vorn über den Tisch und barg, von einem heftigen Schluchzen erschüttert, das Gesicht.

Ratlos besänftigend, legte er ihr die Hand auf den Arm. Einen Augenblick wandte sie ihm ihr tränenüberströmtes Gesicht zu.

„Es ist nichts," stieß sie im Rhythmus ihres Schluchzens hervor und versuchte ein Lächeln. „Ein krankhafter Anfall, ein Weinkrampf."

Aber schon warf sie das Gesicht abermals nach vorn und weinte, weinte, weinte.

Es blieb ihm nichts übrig, als sie sich ausweinen zu lassen.

Endlich hatte sich der Anfall gestillt, und sie richtete sich wieder auf.

„Es muß Dich nicht verwundern," fing sie an, „ich muß es Dir ja wohl sagen, weil Du's ja sowieso bald merken würdest —: es muß Dich nicht wundern, wenn Du manchmal etwas — Wunderliches an mir erlebst, und wenn Dir dies und jenes sonderbar vorkommt. Ich leide an solchen Anfällen. — Du mußt nicht denken," fuhr sie hastig und nicht besonders geschickt fort, „daß es an dem Onkel läge: aber — er ist ja so klug und gelehrt, und ich bin ja eigentlich viel zu dumm und einfach für ihn. Er hat sich meiner damals ja angenommen; wenn ich ihn nicht gehabt hätte! Ich kann ihm ja nur dankbar sein, nicht wahr? — Ich habe eben manchmal darunter zu leiden, daß ich ihn nicht in allem recht verstehen kann. Aber — ich habe wohl auch früher schon an solchen Anfällen gelitten. — Es freut mich aber so sehr, daß Du gekommen bist. Der Spaziergang heute hat mir so gut getan. Wir haben uns ja hier so schön was miteinander erzählt, nicht? — Wir haben ja so gut wie gar keinen Verkehr, sind immer nur so gut wie ganz auf uns selbst angewiesen, gehen nicht in Gesellschaft. — Es ist manchmal vielleicht ein bißchen zu einsam. Und darum ist es so hübsch, daß wir Dich jetzt bei uns haben. Auch für ihn wird es gut sein." . . .

Aber dann mußten sie gehen. Sie erschrak, es fiel ihr mit einem Mal ein, daß sie für das Abendessen zu sorgen hatte.

Sie bezahlten, und es erfreute ihn, daß es ihr dabei ein kleines Vergnügen bereitete, ihm, bevor die Wirtin erschien, ihr Portemonnaie zuzustecken.

Ohne weitere Unterhaltung stiegen sie dann den Weg zurück. Es zeigte sich, daß Christine in eine gute, ersichtlich ruhige und gleichmäßige Stimmung gekommen war.

Als sie, zu Hause angelangt, sich im Flur trennten, behielt sie seine Hand mit einem herzlichen Druck, wobei sie ihm zulächelte und ihm lieb, ruhig und dankbar in die Augen blickte.

„Sag' ihm weiter nichts, hörst Du?“ bat sie. „Sag' ihm nichts von dem Anfall. — Es hat ja nichts auf sich, es war ja trotzdem ein so schöner Spaziergang und hat mir so gut getan.“

Sie nickte ihm — er empfand es wie einen Abschied für lange — noch einmal zu und huschte dann hinter zur Küche, in der sie verschwand, während er mit all seinen Gedanken zu seinem Zimmer hinaufstieg . . .

*

9.

Oben angekommen, machte er sich über die Schreibmaschine her. Die Verabschiedung unten im Hausflur hatte auch ihn beruhigt und seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Obgleich er sich auch jetzt nicht tiefer mit Christine beschäftigte, außer daß das Wesen, das sie den Nachmittag über gezeigt, einen unwillkürlichen Eindruck auf ihn machte.

Aber seine Stimmung war ernst, sogar trübe. Was Christine anbetraf, so glaubte er nicht, daß sie so bald wieder eine Gelegenheit zu einem solchen Zusammensein haben würden. Doch ließ ihn das, für seine Person, gleichgültig. Vor allem nahm ihn der weitere künftige Verkehr mit Altmann innerlich in Anspruch.

Doch sollte er, als er zum Abendessen hinunterging, auch von ihm eine Ueberraschung erfahren. Es machte schon etwas aus, daß er nicht diesen ziemlich unordentlichen blauen Schoßrockanzug trug, sondern einen, sogar recht eleganten, Jackettanzug aus feinem Tuch. Es ließ ihn jünger erscheinen, machte ihn geradezu elastisch, gab seiner Haltung und seinen Bewegungen etwas Feines, Vornehmes. Außerdem war er bei sehr guter Stimmung und zeigte ein so gesetztes, verständiges, ja sogar fast wirklich liebenswürdiges Wesen, daß es Martin fast verwirrte.

Ganz verständig kam er auf ihn zu, lachte ihn freundlich an, reichte ihm die Hand, die er in ruhiger, fast sympathischer Weise verweilen und nicht gleich wieder abgleiten ließ, wie er es sonst gewohnt war. Auch seine sonst so grelle, harte, unnuancierte Leutnantsstimme hatte etwas Gehaltenes und angenehm Gedämpftes, gegen Christine zeigte er eine gewisse zuvorkommende Aufmerksamkeit.

Bei Tisch benahm er sich angenehm gesprächig und mitteilsam. Er war bei einem Professor gewesen und hatte einen recht angenehmen Fünfuhr-Tee bei einer Baronin Hilsbach verbracht.

Martin verhielt sich schweigsam, aber es tat ihm gut, wahrzunehmen, daß Christine sich wohlfühlte, und daß die gute Stimmung, in der er sie verlassen, von Dauer geblieben war . . .

*

Am nächsten Tage aber ließ Altmann den Kaffee nach Tisch wieder in das Arbeitszimmer bringen und lud Martin, nachdem er ihm wieder eine „gute" Zigarre gegeben hatte, ein, mit ihm hinaufzugehen. Er erklärte, heute von seiner Wissenschaft sprechen und Martin auf die Arbeit vorbereiten zu wollen, deren Abschrift diesem bevorstand.

Er war wieder in seinem langschößigen Hausanzug und bottete in seiner gewohnten Weise mit pendelnden Rockschößen und krummem Rücken vor Martin her die Treppe hinauf. Im Arbeitszimmer angelangt, warf er sich mit seiner „guten" Zigarre der Länge nach zu Lump auf die Chaiselongue. Er bog dabei die Kniekehlen ein, und sobald er das getan, spitzte das Tier die Ohren, fuhr mit seinem weißbestietzten Kopf in die Höhe, lugte aufmerksam nach den Kniekehlen hin und erhob sich, um mit einem gewandten Satz über seinen Herrn hinwegzuspringen und sich's bequem zu machen. Aber zunächst fing er an, sich unter sorgenvollem Stöhnen und mit angstvoll stierenden Augen unendlich oft im Kreise um sich selbst zu drehen und mit scharfen Pfoten auf der Chaiselongue herumzukratzen.

„Na, leg' dich, leg' dich, Bestie! B e s t i e ! !" schrie Altmann wütend, es drängte ihn, mit seinem Vortrag zu beginnen.

Der Anschnauzer hatte zur Folge, daß der Köter aufhörte, sich zu drehen und endlich in seinem warmen, behaglichen Kniekehlenwinkel verschwand.

Martin hatte sich inzwischen auf dem Klubsessel niedergelassen, in welchem er schon gestern hatte Platz nehmen müssen.

„Hm, na! Von der Existenz eines gewissen Krafft-Ebing hast Du ja wohl eine Ahnung wie?" fing Altmann endlich an.

Er hatte erst noch einen Schluck Kaffee genommen, die Tasse wieder auf das indische Tischchen gesetzt und einen behaglichen Zug von seiner Zigarre getan.

„Wenigstens eine notdürftige, glaub' ich. — Allerdings kaum viel mehr, als daß er ein berühmter Psychiater ist," gab Martin zur Antwort.

„Sexualpsychiater! Sexualpsychiater!" ergänzte Altmann mit lässiger Wichtigkeit. „Du scheinst denn also doch wohl so gut wie unvorbereitet zu sein."

Martin schwieg.

„Sag' mal, aber ich denke, Du hast Dich ein Semester lang mit exakter Wissenschaft beschäftigt? Sagtest Du doch, wie?"

„Mit Biologie."

„Ach na, was heißt Biologie! — Biologie war mal! So vor fünfzehn, zwanzig Jahren noch. — War mal Vorarbeit. — Heute dreht sich ja doch das Wesentlichste einfach um die Sexualpsychologie, respektive Sexualphysiologie."

Martin schwieg.

„Was heißt Biologie. — Ich will nicht in Abrede stellen, daß in der Biologie noch dies und jenes auszubauen ist: im übrigen ist sie vorläufig aber zum Abschluß gelangt. Bestes Anzeichen dafür, daß die Biologen anfingen, in die metaphysische Dekadenze zu geraten. Was sollen denn solche Sperenzien da wie Neovitalismus, Energetik usw., auf die die neuesten Biologen usw. gekommen sind! Darwin und Häckel: das sind ein paar rochers de bronce, die eine Abrundung der Biologie bedeuten, über die im wesentlichen einfach gar nicht mehr hinauszukommen ist."

Das war etwas, womit Martin sich bis zu einem gewissen Grade einverstanden fühlte. Er fing an Anteil zu nehmen und mit einiger Spannung zu warten, wie Altmann fortfahren werde.

„Was soll Biologie! — Die exakte Wissenschaft hat heute ihren Schwerpunkt, sozusagen das Punctum saliens ihrer Entwicklung, von ihr weg woandershin verlegt. Die Biologie hat für das, worauf es heute vor allem ankommt, in gewisser Hin-

sicht einen viel zu allgemeinen Charakter. Die Wissenschaft geht doch schließlich auf die Lösung eines Problems hinaus, das vor allem eine eminent praktische und dreimal p r a k t i s ch e Bedeutung hat. — Was aber früher die Metaphysik, das sogenannte, heute gottseidank endgiltig beiseitegeschobene, erkenntnistheoretische Problem war, das ist der Wissenschaft notwendigerweise das bestimmte Problem, von dem ich hier spreche. Und dieses Problem ist das S e x u a l p r o b l e m. — Das Sexualproblem ist das Kardinalproblem. Es ist dasjenige, auf das alle bisherige wissenschaftliche Forschung schließlich hinausläuft, es ist ihre intimste Inklination. Die Lösung des Sexualproblems ist einfach von enormster kultureller Bedeutung. Hier müssen sich Tüchtig und Schlecht, Gesund und Krank, Alt und Neu endgültig ausweisen."

„Aber," wagte Martin einzuwenden, „ist es nicht am Ende doch . . ."

„Was?!" schrie Altmann.

„O, ich meine . . ."

„Na was, was, w a s meinst Du! So sag' doch, sag' doch, sprich!!"

Martin schwieg.

„Na aber so äußere, äußere, äußere Dich doch, zum Kuckuck! Aber denkst Du denn etwa, daß ich Dir Deine freie Meinungsäußerung hier unterbinden will, wie? Imputiertest Du mir eben etwa, daß ich sie Dir unterbinden will? — Oder was soll sonst diese Schüchternheit? Du bist doch schließlich kein Jüngelchen, bist doch kein Bommelschäfchen mehr! Du sollst doch nachgerade ein Kerl sein! — Also raus, raus, raus mit der Sprache!"

„Ich meine," leistete Martin endlich Folge, „es ist am Ende doch gerade sehr beachtenswert, daß die Biologie und die exakte Wissenschaft überhaupt heute wieder auf das erkenntnistheoretische Problem zurückgekommen sind. Mit den einzelnen Versuchen stimmt es ja nicht, aber der Versuch als solcher ist doch gewiß sehr wertvoll und bezeichnend."

„Wie? — Ach so! Ja, nu' ja! Aber . . . — Eh, Deibel?!! Mistvieh verdammtes!!"

Er hatte plötzlich ein unbeschreiblich berührtes Gesicht und fuhr sich mit beiden Fingern nach der Nase, die er fest zusammendrückte. Zugleich aber versetzte er mit einer erstaunlichen Equilibristik Lump einen Tritt, daß er von der Chaiselongue runter und mit Vehemenz durch das Zimmer flog. So ziemlich an der anderen Wand angelangt, stand das Vieh dann, nachdem es die Expedition stumm erledigt hatte, wieder auf seinen vier Beinen und starrte stumm, verwundert, vorwurfsvoll und gänzlich unberaten zu seinem Herrn hinüber. Dieser hatte inzwischen sein Taschentuch, von dem der Parfümduft zu Martin herüberwehte, hervorgezogen und es sich ein paar Sekunden gegen die Nase gedrückt. Und jetzt fuhr er fort:

„Na, hast Dich ja also doch geäußert. Aber — Erkenntnistheorie? Bedauere! Bereits erledigt! — Wenn sich die heutigen Biologen und andere Wissenschaftler wieder dem erkenntnistheoretischen Problem zuwenden, so beweist das weiter nichts, als wie wenig sie sich bewußt sind, daß die Wissenschaft ihren Schwerpunkt auf das Sexualgebiet übertragen hat, und daß auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft sich ein wichtiger, allgemeiner Abschluß der Naturwissenschaften vorbereitet. Wenn wir d e n dann etwa eine Lösung auch des erkenntnistheoretischen Problems noch nennen wollen — notabene: ich erkenne keine andere als eine streng exakte! — dann meintwegen."

Trotz des etwas peinlichen Zwischenfalls mit Lump hörte Martin augenblicklich mit wirklicher Anteilnahme zu.

„Wenn ich mich von meiner ärztlichen Praxis fort der Sexualwissenschaft zugewandt habe, so a u s s c h l i e ß l i c h zugewandt habe, wenn ich sie mir ein für allemal zur ernstesten Lebensaufgabe gesetzt habe, so hat das natürlich und selbstverständlich nur bedeutet, daß ich mir der ganz phänomenalen Wichtigkeit, der geradezu ausschlaggebenden Bedeutung der Sexualwissenschaft bis ins intimste bewußt bin. Selbstverständlich!

Na, hopp, du Raabenaas!"

Der Anruf galt Lump, der sich allmählich, unter vielen abwartenden und rekognoszierenden Pausen, wieder bis zur Chaiselongue herangepascht hatte. Er leistete der Einladung so-

fort Folge und war blitzschnell wieder in Altmanns Kniekehlenbeuge, wo er sich's von neuem bequem machte.

„Also, Krafft-Ebing," fuhr Altmann fort. „Aber nun versteht es sich ja, daß die Beobachtungen von allen möglichen sozusagen gemeinen Sexualpathologien nur Vorstufen sind, Vorstufen zu einer Pathologie der Ausnahmepersönlichkeit, des abnormalen Individuums an und für sich. Ich sage: des abnormalen Individuums an und für sich Und ich, i ch! — sage ferner: das erste Auftauchen des großen Ausnahmeindividuums bedeutete bereits eine Erkrankung, eine anhebende große, jahrtausendelange Sexualpathologie, Sexualkrise der menschlichen Gattung. — Und ich sage weiter: dieser ganze Prozeß lief auf die moderne Wissenschaft, insbesondere auf die exakte Sexualwissenschaft hinaus, auf derem Gebiete sich das Problem eben klären und lösen wird. Die exakte Wissenschaft, die exakte Sexualwissenschaft bedeutet den Anfang des Gesundungsprozesses der menschlichen Gattung und das Ende, ich sage das Ende, des großen Ausnahmeindividuums. Insbesondere also des großen, religiösen Individuums, das seinerseits, versteh! — der allervornehmste Träger der Sexualpathologie ist."

Es blieb ein Schweigen. Martin war unter dieser Rede in eine immer heftigere Unruhe geraten, die er schließlich nicht mehr zurückhalten konnte.

„Fürchterlich!!" rief er und sprang in höchster, vergessenster Erregung in die Höhe, bleich, mit förmlichen Angstaugen. Einen Augenblick stand er so, dann schritt er, um sich zu fassen, zum Fenster hin, wo er stehen blieb und in den Garten hineinstarrte.

Sofort war Altmann auf seiner Chaiselongue herum und hatte sich in halbsitzende Haltung gebracht, in der er ihn mit seinen gelben Aeugelchen aufmerksam beobachtete.

„Hehehe! — Was ist „fürchterlich"? Was? — Höre! Höre!"

Er hatte nach rechts zu dem indischen Tischchen hingegriffen, dem er ein Buch entnahm, ein einziges Buch, das dort gelegen hatte.

„Höre, was Lombroso sagt! In ‚Genie und Irrsinn'! — Höre, lieber Freund!"

Er schlug auf und las, offenbar hatte er sich die Stelle schon im vornherein durch ein Buchzeichen bezeichnet:

„‚Es ist eine traurige Aufgabe, die uns zuteil geworden ist. Wir haben mit dem Seziermesser der Analyse eins nach dem anderen die zarten und verschiedenfarbigen Gewebe und Hüllen zu zerlegen und zu zerstören, auf die der Mensch in seiner eitlen Nichtigkeit und hartnäckigen Selbsttäuschung . . .'"

„Zu zerstören?" rief Martin.

„Ja, na, aber so laß mich doch lesen!! So laß mich doch auslesen!! — Aber was unterbrichst Du mich denn!!"

Martin wandte sich wieder gegen das Fenster herum. Er wußte nichts von dem Blicke, mit dem der andere ihn in diesem Augenblick beobachtete.

„Hehehe! Was übrigens für ein Ton? — Sieh' mal, bist Du's noch? — Hehe! Merkwürdige Anteilnahme! Was für eine plötzliche Leidenschaftlichkeit für die ‚gefährdete' große Ausnahmenatur! He? Was? — Na, aber höre also weiter: ‚. . . auf die der Mensch in seiner eitlen Nichtigkeit und hartnäckigen Selbsttäuschung so stolz ist; und zum Ersatze unsrer Zerstörungsarbeit sind wir nicht einmal imstande, neue und höhere Ideale . . ."

Martin ächzte.

„‚. . . schönere und sanftere Träume zu bieten; dem Jammerrufe der Beraubten und Entblößten können wir nur antworten mit dem eisigen Lächeln des Zynikers! Es ist das Verhängnis, welches über der Religion der Wahrheit waltet! Der Physiologe darf nicht zurückbeben, wenn es sich darum handelt, langsam und methodisch die Liebe auf das Spiel der Stengel und Staubgefäße, den Gedanken auf mechanische Vibrationen der Moleküle zurückzuführen. — Das Genie, jene einzige rein menschliche Macht, vor welcher man in Beschämung sein Haupt beugen darf, wurde von nicht wenigen Gelehrten, zugleich mit dem Hang zum Verbrechen, zu den teratologischen Formen des menschlichen Geistes gezählt und für eine der vielen Formen des Irrsinns erklärt.' —

Also wohlzumerken: Für eine der teratologischen Formen, für eine M i ß b i l d u n g des menschlichen Geistes!"

„Ach, Lombroso!" stieß Martin hervor. „Ein Scharlatan! Ein Anekdotensammler!"

„Wie? Hm! — — Na, sagen wir: er ist allerdings kein Methodiker, er posiert lateinische Klassik. Wohl, wohl! — He, aber bitte — Hehehe! — sag' mal: was ist Dir? Was stehst Du überhaupt dort beim Fenster? — Na aber so setz', so setz', so setz' Dich doch wieder! — Aber — hehehe! — Du nimmst ja alle Gemütlichkeit aus dem Zimmer! — Na setz', setz' Dich!"

Es blieb Martin weiter nichts übrig, er mußte sich zu seinem Sessel zurückbegeben und wieder niederlassen.

„Hm! — Eh, na ja, also Lombroso! — Allerdings, er hat seine Schattenseiten. Er ist viel zu sehr bloß Kompilator und ein Mensch, der mit seiner Wissenschaft schließlich nichts anzufangen weiß, dem . . . Na, dem eben die ausschlaggebenden, großen kulturellen Gesichtspunkte fehlen. Ich gebe überhaupt alles, was Popularwissenschaft genannt werden kann, gern preis. — Na, aber immerhin schleppt er doch eine ganz anständige Menge Material zusammen.

Na, aber genug für heute! Nur noch so viel, daß meine Arbeit, die Du also kopieren wirst, über Goethe handelt. Goethe ist ja bisher kaum konsequent unter den sexualpathologischen Gesichtspunkt gerückt worden. Und doch ist das gerade in diesem Falle vonnöten wie selten sonst. — Also ich weise nach, daß bei Goethe die vier Hirschfeldschen — Magnus Hirschfeld, weißt wohl, wie? — Stigmata der Homosexualität zutreffen und sich nachweisen lassen."

„G . . . Goethe?" stammelte Martin.

„Wie? — Hehehe!"

Es blieb mit einem Male eine sonderbare Stille. Altmann lag in einer Haltung, als ob er angestrengt über etwas nachdächte.

Diesmal endete das „Nachdenken" aber damit, daß er ganz urplötzlich mit einem schnellen, quippen Satz von der Chaiselongue in die Höhe fuhr. Dann aber raste er, unglaublich weitbeinig, mit fast rechtwinklich vornübergeknicktem Oberkörper

und fliegenden Rockschößen, ungefähr wie ein plötzlich wahnsinnig gewordener Oberkellner, unaufhörlich im Zimmer umher, wobei er ein schreckliches, überlautes, krächzendes Lachen ausstieß und zugleich, den rechten Arm im steifspitzen Winkel gegen den Leib gepreßt, die festzusammengeballte Faust beständig nach vorn und wieder zurück gegen die Brust wuchten ließ, den anderen Arm vorn fest gegen den Bauch gedrückt und mit seiner Hand den durchgedrückten Ellbogen des rechten Armes umfassend. Zu diesem ganzen Exerzitium akkompagnierte von der Chaiselongue her der Hund mit ohrenzerreißendem Gekläff.

Von einem mächtigen Schreck überwältigt, war Martin aus seinem Sessel in die Höhe gefahren. Er glaubte diesmal nicht anders, als daß Altmann von einem plötzlichen Wahnsinnsanfall überwältigt worden sei. Schon wollte er eine Bewegung auf ihn zu machen und ihn aus seiner jähen Besorgnis heraus anrufen, als Altmann stehen blieb und, zunächst aber nur erst halb aufgerichtet, ihn aufmerksam fixierte. Als er dies aber eine Weile getan hatte, richtete er sich ganz ernsthaft wieder auf und schien in ein Nachdenken versunken, in dem er dann nachher, ohne scheinbar von Martins Anwesenheit noch etwas zu wissen, auch wieder lang auf der Chaiselongue lag.

„Ach so, Du wirst nun gehen wollen," wandte er sich endlich zu ihm. „Ich sagte ja schon: für heute genug. — Aber wir müssen morgen unbedingt mit dem Thema noch fortfahren. — Also geh' jetzt, geh', geh', geh'! — Halt, richtig! Den Lombroso wollt' ich Dir ja mitgeben." Er griff nach ihm und hielt ihn Martin hin, der ihn entgegennehmen mußte. „Du wirst ihn jetzt ja sicher mal lesen wollen. Ganz bestimmt wirst Du ihn, mit allem Interesse sogar, lesen. — Sehr, sehr lehrreiche Lektüre! — Hehehe! — Du hast übrigens Zutritt zu Laboratorium und Bibliothek und kannst Dir zur Lektüre holen, so viel Du willst. — So, und nun geh', geh', geh'!"

Martin verließ das Zimmer und begab sich auf seine Stube. Zunächst, um sich den Hut zu holen und ins Freie zu eilen. Er stieg den Weg zum Berg hinauf, wobei er aber, ohne innerlich seinem Onkel zu entrinnen, noch einmal von dem Absonder-

lichen überfallen wurde, was er am vorigen Nachmittag hier mit seiner Tante erlebt hatte.

Als er wieder zurück war, begab er sich auf seine Stube und machte sich mit der Maschine zu schaffen. Er mochte aber etwa eine halbe Stunde geübt haben, als sich ohne weitere Umstände die Tür auftat und Altmann hereintrat.

Er kam zu ihm hingeschlendert und sah ihm eine Weile zu. Dann aber bemerkte Martin von der Seite her, wie er in die Seitentasche seines Rockes griff, drei „gute" Zigarren hervorholte und sie neben ihm auf den Tisch legte.

Martin blickte auf, er hatte in Absicht, die Zigarren abzulehnen, unterließ es schließlich aber und dankte.

„Hehehe! — Na, brav, brav! — Wirst Dich ja langweilen, wirst Dir einen Toback in die Physiognomie stecken wollen. — Tu's! Kein Wort! Ich hab' schon gemerkt, daß Du gern rauchst. — Na, und a la bonne heure, s e h r sauber, s e h r akurat schon! — Na, brav, brav!"

Er schickte sich schon an, wieder zu gehen. Kehrte dann aber noch mal um.

„Hm, ach so! — Ja, sag' mal: Du hast doch natürlich kein Geld, nicht wahr?"

Völlig überrascht wandte Martin sich gegen ihn um.

„O doch, doch!" wehrte er ab.

„Na — hehehe!" Altmann winkte ab. „Jedenfalls kannst Du hier ja doch nicht ohne einen Pfennig im Portemonnaie über die Straße laufen — hehehe! — Na also, selbstverständlich hab' ich Dich hier nicht für Naß engagiert; sag' mal, Hand aufs Herz, hast Du mir wirklich solch' eine — Ruchlosigkeit zugetraut? Wie? — Hehehe! — — Na jedenfalls: Du bekommst außer dem sonstigen Unterhalt von mir monatlich 30 Mark bar. Du gestattest doch, daß ich Dir diesen Monat gleich noch voll anrechne, hehehe!"

Er hatte das Portemonnaie gezogen, entnahm ihm drei Zehnmarkstück und legte sie neben die Zigarren.

„Na, enfin, abgemacht also!"

Und damit ließ er Martin allein.

*

10.

Am Abend ereignete sich wieder etwas Unerwartetes.

Altmann fing beim Abendessen mit einem Mal an, eine Besorgnis wegen Christines Gesundheitszustand zu äußern.

„Du bist jetzt wieder mal sehr angegriffen,“ wandte er sich an sie. „Aber Du kommst ja viel zu wenig an die Luft, es fehlt Dir an Zerstreuung.“

Sie starrte ihn bloß an. Noch nie hatte er sich darum bekümmert, wie es mit ihrer Gesundheit stand, ob sie an die Luft komme und „Zerstreuung“ hatte.

„Du solltest Dir jetzt bei dem herrlichen Nachsommerwetter doch Bewegung machen, einfach mal tüchtig drauflosmarschieren, auf die Berge 'nauf, im Wald rum.“

Martin geriet für sie in einige Besorgnis, er glaubte, Altmann könnte hinter den gemeinsamen Spaziergang gekommen sein, den sie gemacht hatten.

„Ihr habt euch ja übrigens wohl noch gar nicht recht kennen gelernt?“ fuhr er fort. „Na aber, da könntet ihr, da Martin als unverbrüchlicher Gewohnheitsmensch — sehr gute Eigenschaft von ihm! — täglich seinen Nachmittagsspaziergang macht, ja doch einfach zusammen losziehn?“

‚Was meint er nur damit?‘ dachte Martin.

„Ich bitte Dich, Du hast ja doch nun endlich mal Gesellschaft im Hause! — Sie liest z. B. auch gern,“ wandte er sich an Martin, „aber es ist ihr zu anstrengend, Du könntest ihr ja manchmal vorlesen.“

Sie erwiderten beide kein Wort. Aber gegen seine Gewohnheit schien Altmann darüber hinwegzusehn. Martin hatte

den Eindruck, als ob er sie heimlich beide beobachte und sich über sie lustig mache.

Es war im übrigen wieder mal ein recht ungemütlicher Abend, und Martin machte, daß er sobald wie möglich wieder auf sein Zimmer kam. Daß er von jetzt ab häufig und regelmäßig mit Christine zusammensein mußte, war unvermeidlich. Freilich, wie er sich zugleich sagte, auf Wunsch und Einfall Altmanns hin und unter dessen aus irgend einem Grunde angelegentlicher Kontrolle. Und das wollte ja etwas heißen! Wußte der Teufel, was für neue Scherereien ihm da wieder bevorstanden! . . . . .

Am weitoffenen Fenster mit sich und der schönen Sternennacht allein, gab er sich seinen Gedanken und Ueberlegungen hin.

Selten in seinem Leben hatte er einen so schönen, freien, klaren Sternenhimmel gesehen. Minutenlang vergaß er alles, was ihn bedrückte, und was besonders dieser Nachmittag angefangen hatte Furchtbarstes in seinem Innern aufzuwühlen, und sammelte sich zu einem großen, starken Trost.

Die heilige Weltblüte sich selbst erschlossen hinter der engen Rundung einer in diesem Augenblicke doch so gar sehr und dunkel bedrängten Schädeldecke; eingeschlossen mit all ihrer Endlosigkeit, mit selbst dem allerwinzigsten und unsichtbarsten Sternchen, dem fernsten all dieser himmlischen Scharen! Sich selbst erschlossen in einer heilig unverbrüchlichen fünffältigen Sinnlichkeit und Wahrnehmung!

„Wie unsagbar einfach und unmittelbar klar diese Tatsache!" dachte er. „Und also was weiter? Alles ist die gleiche, sich selbst unverlierbare Sicherheit und Kraft, ein winzig Pünktchen und Wesen, und in ihm, sich selbst deutlich, begriffen, vorgestellt, sich offenbar mit all seinem erhaben unermeßlichen Inhalt! — Heiliger Gott! Da grimmt und wühlt meine alte, ewige Erkenntnisnot in mir, da hauchte mich diesen Nachmittag eine so seltsam mögliche, öde, kalte, klappertrockene Seele an mit ihrem Eises- und Todeshauch und machte mich bis in mein Innerstes hinein erschauern und irre, ja: irre, ich fühle, sicher: nachhaltender. — Und doch ist dieser Sternenblick und seine hohe, gütevolle, so durchaus unmittelbare Sicherheit zu dieser

Stunde in und über mir, und ist immer und ewig da, und ist noch irgend etwas anderes als ich hier! — Sind hier nicht die diamantenen Fäden, die durch jedes Labyrinth sicher leiten? So werden sie mich auch durch die fürchterliche Nacht leiten, deren dunkelste und grauenvollste Tiefe er vielleicht schon diesen Nachmittag in meiner Seele aufzuwiegeln anfing. — — Aber könnte es mich vielleicht trotzdem, trotz allem und allem, und aller besten Gewißheit der Welt vernichten? Wohl! Rätsel der Rätsel! Diese Möglichkeit besteht wirklich! — — — Denn ich fühle mit all und jeder Bestimmtheit, daß das Heute ein Anfang war, der seinen Ausgang haben m u ß! Hier, in diesem Hause, in dieser Stadt, mit diesen beiden Menschen und wer weiß, welchen Menschen sonst? — Und doch: Wie könnte es anders sein, als daß D u es bist, Du Ewiger und Lebendiger, Du alles Sein, aller Inhalt und Begriff, der das da in mir aufgewühlt und aufgerissen hat, und der es diesmal zu seinem Ausgang bringen wird! Wie auch immer: Du und ich, wir werden nie, eins im anderen und die gleiche Einheit, uns selber verlieren können. Irgendwie sind wir im voraus und sind wir ewig auch mit unsrer H ö l l e vertraut und ihr gewachsen! — — Noch immer werden ja die ewigen Sterne die Zeichen a l l e r Piloten sein! Und sicher sind sie trotz aller und selbst der exaktesten Astronomie nichts Anderes, Besseres und Wirklicheres als dies! — Also nieder, nieder, nieder und unerschrocken zurück zu dem, was es gilt —, und hinein in das nächtige Grausen der Wirrnis, die ich mir nahen fühle! Wirrung, Druck, Wühlen, Fressen, Brennen, Aetzen des schwülsten und trübsten Grübelfeuers! — Hölle schon jetzt, und immer mehr und immer näher Hölle! Frage, Drang, Antrieb und Truggrinsen des kältesten Satans: und doch was schließlich anderes als ewige Gottlockung zu neuen, vorbehaltenen Höhen und Welten, nicht mit allzudeutlichem Glück zufrieden zu sein, sondern es immer wieder zu verdienen und zu erwerben?" . . .

*

Am nächsten Morgen schrieb er einen ausführlichen Brief an seine Mutter, die bis jetzt nur erst eine Postkarte von ihm erhalten hatte. Es war mit der ersten Post ein Brief von ihr

eingetroffen, in welchem sie unter anderem mitteilte, daß der Schneider den Gesellschaftsanzug Vaters herrichte, und daß er den geänderten im Laufe der nächsten Woche erhalten werde.

Diese Briefangelegenheiten taten ihm gut und zerstreuten ihn ein wenig. Auch ein Vormittagsaufenthalt in der Stadt gewährte ihm Ablenkung durch eine Begegnung mit Gotthold Kuhn und ein überraschendes Wiedersehen.

Es war gegen Mittag und Martin stand gerade im Begriff, wieder zur Villa Altmann zurückzukehren, als er auf der Promenadenstraße beim Fluß mit Gotthold Kuhn zusammentraf.

Die Straße war bei dem anhaltend milden, sonnigen Wetter belebt, und so sah er ihn erst im letzten Augenblick. Aber Gotthold war nicht allein, sondern hatte die beiden russischen Studenten bei sich, die er vorgestern vom Fischkeller aus gesehen und auf der Stelle wiedererkannte.

Gotthold reckte, sobald er ihn erblickte, den Arm mit dem Ziegenhainer gegen ihn her und rief:

„Der Fremdling! — Heil! Gegrüßt! Gegrüßt! Gegrüßt!"

Martin lachte vor aufrichtiger Freude und schüttelte herzlich die mächtige Pratze, die sich ihm entgegenreckte.

„Ich habe inzwischen schon auf Ihrem Stammsitze gesessen," rief er ihm zu.

„Wird gewußt! — Schlaaks hat mir erzählt."

Es fiel Martin auf, daß Gotthold Wesen heute um irgend eine Schattierung anders war. Er betrug sich, trotz seiner bisherigen Interjektionen, gehaltener und fast mit einem Einschlag von Empfindsamkeit, dünkte ihn. Unwillkürlich richtete er den Blick auf das fremdartige Paar, das sich nicht ohne eine bescheidene Anteilnahme abseits hielt.

Gotthold, der seinen Blick wahrnahm, machte ihn mit den beiden bekannt. Sie waren seine Freunde, tatsächlich zwei russische Studenten, Geschwister, und hießen Michael und Lisa Kolzow.

Martin mußte sich anschließen, und sie gingen miteinander weiter.

Während des Gespräches, das Gotthold mit den beiden führte, redete er sie zwar mit Sie an, im übrigen aber ganz

vertraulich bei ihren Vornamen. Für Lisa Kolzow aber brauchte er ab und zu den Schmeichelnamen Liuschka. Es war deutlich zu erkennen, daß er seinen Narren an ihr gefressen hatte, und daß er ihr damit Vergnügen machte. Auch Martin wechselte mit den beiden dies und jenes Wort. Am Ende der Straße verabschiedeten sich die Kolzows dann aber. Sie reichten Martin zum Abschied die Hand, und Michael Kolzow, der augenscheinlich Gefallen an ihm fand, ließ dabei ein merkwürdiges, wie schluchzendes Lachen hören.

Durch einen launigen Abschied von „Liuschka" noch mehr aufgeheitert, schritt Gotthold mit Martin weiter und lud ihn ein, im Fischkeller noch einen Frühschoppen mit ihm zu trinken.

Bald darauf saßen sie in dem alten Keller, Gotthold auf seiner „Sella", wie er's hieß, und Martin neben ihm bei einem Lichtenhainer und einer von den drei „guten" Zigarren, die Altmann ihm vergangenen Nachmittag gebracht. Gotthold seinerseits rauchte eine sogenannte „Pflanzer" zu sechs Pfennig, mit denen er sich eine geräumige Zigarrentasche aus Bast pfropfvoll gestopft hatte. Diese „Pflanzer" waren lange, dicke, mit irgend einem braunen Saft getränkte „Giftnudeln", die sich vorn zu einer Art von Nelke ausfransten, und deren Mundstück in einen schnurähnlich festen, langen, dünnen, unten um die Spitze der Zigarre herumgewickelten „Rattenschwanz" auslief.

„Sagen Sie mal," fragte Gotthold in seiner freimütig biederen Weise. „Was haben Sie eigentlich mit Marx Altmann zu tun?"

„Er ist mein Onkel," antwortete Martin.

„Ach so, Ihr Onkel! — Soso!"

Er zwinkerte in einer Weise mit den Augen, daß Martin abmerkte, er schloß irgendetwas wieder in sich hinein, was er über Altmann eben hatte ans Tageslicht bringen wollen.

„Sie kennen ihn also?" fragte Martin, nicht ohne Wißbegier.

„Well, well! Kennen, kennen ihn. — Kennen alle Welt, kennen die ganze res publicae academica mit sämtlichen Appendices, zu denen ja gewissermaßen auch Ihr cher oncle gehört. —

Er hat Verkehr mit den Professoren. — Sind Sie zu Besuch bei ihm?"

„Nein, ich wohne bei ihm. — Für ein Jahr. — So lange ich mich zum philologischen Examen vorbereite.

„Ach was, Sie sind Philologe?"

„Ja, Neuphilologe."

„Soso! O, dann wären wir also Kollegen! — Aber also ein Jahr wollen Sie bei ihm wohnen?"

„Ja, warum nicht?" Martin lachte.

„Na, Sie kennen ihn schließlich ja besser als ich."

„Ich weiß nicht? — Ich habe ihn seit meinem neunten Jahre niemals gesehen und auch nie was mit ihm zu tun gehabt. Also kenn' ich ihn eigentlich so gut wie gar nicht."

„Na, dann rat' ich Ihnen, schwatzen Sie ihm prinzipiell ja nach dem Maul, oder üben Sie sich in der Virtuosität, den betreffenden Pflock zurückzustecken. — Mir kommt übrigens vor, als ob Sie das schaffen könnten; nichts für ungut. — Ich möcht' es mir freilich nicht zumuten. Vermutlich würd' ich ihm schon in den ersten vierzehn Tagen die Knochen im Leibe kaputt haun".

Martin lachte.

„Jedenfalls präparieren Sie sich darauf, daß er Ihnen im Laufe dieses Jahres die Nerven ellenlang aus dem Leichnam zieht. — Uebrigens: Sie gedenken im Ernst, sich in *seiner* Nähe auf Ihr philologisches Examen vorbereiten zu können? Ich schwitze! Meine vollendetste Hochachtung! — Er macht ja wohl in Sexualpathologie?"

„Ja, er ist Sexualwissenschaftler."

Gotthold zog ein Gesicht und schwieg eine Weile.

„Er wird ja überall 'rum als unglücklicher Jatte bedauert. Seine Frau soll hochgradig hysterisch sein. Es heißt, sie wäre unfruchtbar oder wat allens for'n Zauber. Sie gilt für halb und halb übergeschnappt, jedenfalls nimmt er sie nie mit in Gesellschaft. — 'ne etwas dunkle Chose! Schwamm drüber!"

Martin schwieg.

„Hm! — Immerhin soll er ja wohl so gewisse neue, ganz interessante Gesichtspunkte in die Sexualwissenschaft hineingebracht, oder vielmehr hineinzubringen versucht haben."

„Ich helfe ihm bei seiner Arbeit", sagte Martin, auf den die letzte Aeußerung Gottholds nicht ohne Eindruck geblieben war.

„Ah was? Verstehen Sie sich auf so was?"

„Ach nein, gar nicht! — Ich schreibe ihm bloß eine Arbeit ab, die er erscheinen lassen will."

„Ach! — Na, da werden Sie ja Gelegenheit haben, sich zum besten zu informieren. Daß es Ihnen zum gelehrten Schmeer Ihres Unterleibes gedeihe! Heil!"

Gotthold hob sein Kännchen, stieß mit Martin an und trank es leer, dann klappte er ein paar Mal mit dem Deckel und rief mit seiner Baßstimme:

„Schlaaks!"

Aus der dunklen Tiefe des Schanktisches tauchte der elefantenmäßige Wirt auf und kam herüber.

„Haben Sie übrigens schon mit russischen Studenten verkehrt?" fragte Gotthold, als der Wirt sich mit dem leeren Kännchen entfernt hatte.

„Noch nie", antwortete Martin. „Ich habe die beiden aber schon gesehn. Vorgestern gingen sie hier vorbei. Fräulein Kolzow blieb stehn und winkte gegen Ihren Platz her, so daß ich also sagen könnte, daß sie mich schon mal angelacht hat."

„Müssen die Kolzows kennen lernen, habe so den Eindruck, als ob Sie zusammen paßten. — Wimmeln übrigens noch mehr solche Russen hier rum. — Die Kolzows kommen zwar selten hierher; ein paar verteufelt solide Menschen! Gewissermaßen zwei Goldwagen, auf die ich mich manchmal lege, wenn mir über meinen fortgesetzten Lebenswandel mal gruslig wird. — Kennen Sie die Spezies fromme Atheisten? Das neueste, gar nicht so unrespektable Spezialprodukt von Mütterchen Rußland. Voila!"

„Haben wir die in Westeuropa nicht schon lange?"

„Jamais! Ich bitte Sie! — Entschuldigen Sie übrigens die englischen und französischen Rosinen in dem Kuchen meiner

Suade! Ich bin Privatlehrer in den neuen Sprachen. — Also jamais! Was wir von der Sorte nämlich in Deutschland haben, ist noch nicht mal rechtschaffen waschechter Atheismus, geschweige denn frommer. — Total russische Spezialität. — Und so unglaublich sich das im Gehege meiner koddrigen Suade ausnehmen mag: eine durchaus respektable Spezialität, und eine, die ich partout ernst nehme. — Deutschland! Ich bitte Sie! Wir stehen ja mal wieder im blühendsten Schwefel, machen wieder mal in Idealismus! Und wir mögen ja wohl überhaupt noch nie so eine schon geradezu widerliche intellektuelle Schwefelei gehabt haben wie heute. Es gibt überhaupt keine greulichere Nation als uns Teutonen, — Also, ich sagte: frommer, frommer Atheismus. Also Atheismus meinetwegen in Gänsefüßchen, verstehen? — Sagen Sie mal: Haben Sie eigentlich Humor?"

„Ich weiß nicht?" lachte Martin.

„Na, jedenfalls haben Sie den Kolzows gefallen. Der brave Michael wieherte ja wie ein Füllen, und auch Linschkachen hat Ihnen einen Blick zugewandt. — Sie sind die beiden einzigen Menschen ohne Humor, die ich verdauen kann."

„Ich möchte sie wohl schon ganz gern näher kennen lernen", sagte Martin nachdenklich.

„Ja, na alsdann: Wenn Sie sich doch sonst von Ihrem Ehren-Altmann ab und zu mal auszuruhen das Bedürfnis empfinden sollten, so steigen Sie Abends zum Fischkeller hinab, den ich Ihnen hiermit als Menschenasyl vorgestellt haben will."

*

11.

Bei Kaffee und „guter“ Zigarre fand nach dem Mittagessen oben im Arbeitszimmer die Fortsetzung des gestrigen Vortrages statt. Altmann lag dabei zwar wieder, Lump in den Kniekehlen, auf der Chaiselongue, hatte sich inzwischen aber in die Idee verliebt, wie ein Universitätslektor einen Vortrag zu halten. Und so begann er zunächst, ganz wie ein Professor im Hörsaal, mit einer kurzen Zusamenfassung des gestern Ausgeführten.

„Wir sprachen das letzte Mal“, fing er an, „von den großen kulturellen Gesichtspunkten, unter welche die Sexualwissenschaft notwendigerweise gestellt werden muß, respektive unter die ich sie stelle, vielleicht zum ersten Mal seit ihrem Bestehen. — Es wird Dir ja wohl nicht entgangen sein, daß der wesentlichste Inhalt meiner gestrigen Darlegungen dahin zusammenzufassen wäre. Wir sprachen davon, daß der sogenannten großen Ausnahmepersönlichkeit durchweg und insgesamt ein abnormaler und teratologischer Charakter eigne, und daß diese Erkenntnis die große Errungenschaft der exakten Wissenschaft bedeutet. Halte das, bitte, fest, daß diese Auffassung mein besonderes Eigentum ist, und daß ich sie mit aller Nachdrücklichkeit zum ersten Mal in dieser sehr wichtigen Arbeit über Goethes Homosexualität in die Oeffentlichkeit bringe.“

Er räusperte sich.

„Wir können die sogenannte große Ausnahmepersönlichkeit demnach als das Merkmal eines kritischen Krankheitsprozesses betrachten, in den die Menschheit verfiel, als sie

anfing, sich ihrer organischen Durchschnittsnormalität, oder dem Stadium ihrer Mannheit oder Mannbarkeit als Gattung zu nähern. Dieser Zustand hat, nach meiner Hypothese, zugleich mit der allerersten menschlichen Historie eingesetzt. Rein physiologisch und zugleich geistig und intellektuell für das Bewußtsein der Gattung Mensch hatte es sich in diesem Zeitraum auszumachen, was menschliche Normalität und was normale Mannheit ist. — Selbstverständlich für das Weib ebensogut wie für den Mann. — Also wird es sich, die Aufgabe meiner Wissenschaft, wie ich sie auffasse, von der positiven Seite her fixiert, darum handeln, was menschliche Normalität und was Mannheit ist, was der Mann ist und was das menschliche mannbare Weib. Was sie nicht ist, und wären ihre sonstigen Kultureigenschaften und sogenannten höchsten Kulturerrungenschaften noch so ‚staunenswerte', das läßt sich exakt ausmachen an der teratologischen Ausnahmenatur. Von dieser Seite her können wir, auf ‚welche Gefahr' hin auch immer, den sonstigen Normalbestand der Gattung Mensch endlich endgiltig klären und feststellen, wobei sich dann die Ausnahmenatur erledigen und ausschalten lassen wird."

Bleich, schweratmend war Martin, unter angespannter Aufmerksamkeit, Altmanns Rede gefolgt. Denn, wie er sich auch zu ihrem Inhalt stellen mochte: es hatte sofort ein heimlicher Haken gesessen, und im tiefsten! . . .

„Offenbar," fuhr Altmann fort, ohne, in seine Lektorrolle verliebt, in diesem Augenblick Martins Zustand zu beachten, „offenbar besteht jede gesunde Normalität jeglicher Gattung in einem durchaus harmonischen Gleichgewicht ihrer Zentralfunktionen. Ein solches Gleichgewicht ist sicherlich am Anfang der menschlichen Gattung in irgendeiner Weise vorhanden gewesen, aber doch im Zustand der Entwicklung bis zu einem Höhepunkt hin, in welchem es erst vollkommen erreicht ist, weil es erst recht als solches erkannt und der Menschheit zum Bewußtsein gelangt ist."

„O, und die große Ausnahmenatur also weiter nichts als . . . ", stammelte Martin heiser.

„Wie? Was? — Ja, aber unterbrich mich doch nicht! — Ich bitte, unterbrich mich nicht! Laß mich doch ausreden, ausreden!“ schrie Altmann, krebsrot vor Wut und Aerger.

Lump, wahrscheinlich in der Meinung, man wolle seinem Herrn was tun, fing wie rasend an zu bellen und machte Miene, sich von der Chaiselongue herab auf Martin loszustürzen. Das nahm Altmann den Rest seiner Fassung.

„Bestie!!“ brüllte er überlaut. „Bestie! verdammte!! Halt — die Schnauzeee!!! Ich sage: Halt — die — Schnau — zeee!!!“

Schon hob sich seine Faust mit fürchterlicher Brutalität, doch sanft und zärtlich wie ein Flaumfederchen fiel sie dann auf des Köters Buckel nieder und tätschelte nur ganz sänftiglich etwa ein Dutzend Mal schnell hintereinander auf ihm umher. Immerhin hatte es zur Folge, daß Lumps weißbestiezter Kopf unter einem unbeschreiblichen Blick, nachdem der Köter behaglich blinzelnd mit hochgebogen dargebotenem Katzenbuckel die Hämmerei als besondere Liebkosung entgegengenommen hatte, wieder in den Kniekehlen seines Herrn verschwand und es still wurde.

Martin befand sich jetzt in einem Zustand, daß er von diesem ganzen, wennschon so geräuschvollen Vorfall kaum etwas gemerkt hatte. Vielleicht kam auch der Widerwillen dazu, den ihm Altmanns abgeschmackte Vortragspose verursachte: aber er war nicht mehr imstande, sich zu beherrschen. Düster und schweratmend begann er, mit einer Stimme, die Unmut und Ekel und zugleich, und vor allem, die Einsicht in irgendeinen fürchterlichen, dämonischen Wahrbestand von Altmanns Ausführungen fast erstickte:

„Aber ist es denn überhaupt schon ausgemacht, was Krankheit ist? Sie ist immer, immer vorhanden gewesen, also ist sie eine unausrottbare Notwendigkeit, und also vielleicht in einer ganz bestimmten Erscheinung überhaupt als etwas ganz anderes zu werten — gerade aus einer durchgängigen Eigenschaft von Doppelseitigkeit, von Neutralität, die jeder einzigen, auch jeder einzigen individuellen Le-

benserscheinung eignet. — Was heißt,teratologische Erscheinung'? Die Wissenschaft sollte doch erst mal wirklich ausmachen, was ‚teratologische Erscheinung' ist!"

Er war nicht mehr imstande, es in diesem albernen Sessel, der wohl gar die Kollegbank vorstellen sollte, auszuhalten. Um so weniger, als sich ihm ein ganz unleidliches Angstgefühl unter den linken Rippen staute. Fast ohnmächtig erhob er sich und trat mit unsicheren Schritten zum Fenster her; schon diese Bewegung zu machen war ihm eine Erlösung.

„He? Wie? — Ja, na was . . . Ja aber, wo willst Du denn hin?!" schrie Altmann hinter ihm her. Er hatte Martin bisher mit weitoffenem Mund und aufgerissenen Aeugelchen angestarrt, ohne ein Wort von dem, was er gesprochen, zu verstehen; und starr vor Gereiztheit und Wut, jede seiner Bewegungen verfolgend, schrie er ihn an.

„Mir — ist schwindlig", entschuldigte sich Martin vom Fenster her, ohne sich aber gegen ihn herumzuwenden.

„Ah so! — — Ach was? Schwindlig? — Nanu?"

„Es ist weiter nichts, nur ein kleiner Anfall, wohl etwas Blutandrang", beeilte sich Martin zu sagen, um etwaigen Weiterungen vorzubeugen. „Ich habe alles verstanden. — Ich . . . Ich meinte, daß es doch wohl fraglich ist, ob man — z. B. ein religiöses Genie wie Mohammed ohne weiteres als krank, als eine ‚teratologische Erscheinung' abtun darf."

„Der ein Epileptiker war! Ein Epileptiker!" schrie der Andere. „Unrettbar und unwiderruflich ein Epileptiker! — Ja na überhaupt, sag' mal: Aber siehst Du denn nicht das G r o ß e, das geradezu überwältigend G r o ß e meiner Auffassung?"

Jetzt geschah es, daß auch er aufsprang. Und seinen großen Schädel mit den abstehenden Ohren und der langen, spitzen Nase tief vor sich hingereckt, die Arme über der Brust verschränkt, mit rhythmisch pendelnden Rockschößen fing er an, auf und ab zu schreiten.

„Siehst Du denn nicht das ganz Einzigartige, Große meiner Auffassung?"

„Mohammed litt an epileptischen Anfällen", änderte Martin Altmanns Aeußerung. Aber ich bin mir mit einem Mal und auf der Stelle auch nicht mehr darüber im klaren, was Epilepsie ist? Und ich bin vielleicht gerade in der Lage, am Falle Mohammeds darüber erst einen exakten, d e n exakten Aufschluß zu erreichen. — Ach, unmöglich! Fürchterlich! Grauenvoll!" rief er, von einem Schauer überwältigt, der zugleich Verzweiflung war. „Achten wir doch d a r a u f, was der g a n z e Mohammed war, und unter welchen Umständen er auftrat!"

Sobald Martin diesen Ausruf getan, war Altmann in einer sonderbaren Weise, als erschrecke, ja fürchte er sich, zusammengezuckt und hatte sein Hin und Her unterbrochen. Aber im nächsten Augenblick war dieser wunderliche nervöse Schreck in eine sehr aufmerksame Neugier übergegangen, mit der er Martin zu beobachten anfing.

Martin nahm von dieser Veränderung nichts wahr, denn mit ihm selber war jetzt eine sehr wichtige vorsichgegangen. Er hatte vergessen, mit wem er es zu tun hatte; seine Stellung im Hause, Christine, alles, was er bis jetzt im Laufe der letzten drei Tage hier erlebt: alles hatte er vergessen. Der böse Widerhaken, den Altmanns Vortrag ihm in die Seele gesenkt — in die Stelle seines Innenlebens, die vielleicht schon seit Jahren gerade auf i h n gewartet hatte? — saß, saß ein für allemal. Endgiltig war da eine alte Wunde und alles peinvolle Dilemma der Gedankenkrisen, in denen er seit Jahren gestanden, aufgerissen, hatte angefangen, seiner unausweichlichen letzten Entscheidung entgegenzureifen. Und in einer solchen Lage seiner äußeren Lebensumstände! . . .

Er war todbleich, seine Augen starrten sicher nicht bloß in einer ausschließlichen Konzentration auf das, was er eben gesprochen hatte und weiter zu sprechen sich anschickte, sondern vor einer fürchterlichen, unentrinnbaren Vision; vor der Vision eines Schicksals, das in diesem Augenblicke seine dunkelwuchtende Hand auf ihn gelegt hatte, um ihm vielleicht all seine sonstigen Pläne und Absichten, um derentwillen er hier war, für

immer zu schanden zu machen, und noch weit, weit mehr als bloß sie! . . .

„Also Mohammed tritt auf zu einem Zeitpunkte", verbohrte er sich in den Gegenstand, „wo Rassen anfangen ihrem bisherigen Polytheismus zu entwachsen, die außer den monotheistischen Juden und im Bereiche der christlichen Kultur noch Semiten und also der damals schon vorhandenen höheren Menschheitskultur ihrer Anlage nach gewachsen sind."

Er hatte diesen Satz dem sehr komplizierten, auch physisch beunruhigten, Aufruhr seines Inneren abgerungen und ihn Wort für Wort, wie er sich seines Inhaltes bemächtigt, gleichsam im Selbstgespräch hingesprochen, langsam, angestrengt, in seiner Erregung mit wechselndem Tempo und Tonfall. Er schwieg jetzt, ganz dem Bestreben hingegeben, das in Worte zu fassen, was weiter mit einem Mal in fast überreicher Fülle an Gesichtspunkten zu diesem Problem in ihm aufstürmte und, aufgestachelt von seiner inneren Verzweiflung, sich hinzudrängte.

„Hehehe! — Ja aber, erlaub' mal, mein Bester! was hast Du denn eigentlich gesagt? Ich habe nämlich von Deiner höchst brillanten und stilvollen Auslassung aber auch nicht ein Motchen verstanden. Beim besten Willen nicht, hehe!"

Martin zuckte zusammen. Irgend ein Wortgeräusch hatte ihn getroffen, von dem er in diesem Augenblick so wenig vernommen hatte, daß er allen Ernstes glaubte, Altmann habe sich geräuspert.

„Ich stell' mir vor", fuhr er deshalb fort, „nein: ich lebe, lebe, bis in mein Innerstes lebe ich, was Mohammed lebte, als er sich dem Bericht nach in die Höhle zurückgezogen hatte, in der er die Offenbarung Allahs empfing. — Es steht geschrieben, daß Christus zur Hölle niedergefahren ist, und es verhält sich ja wohl so, daß jeder große Mensch die Hölle zu bestehen hat. Mohammed hat sich in seiner Höhle in epileptischen Krämpfen gewälzt. Was bedeutet das? Es kann nichts anderes bedeuten, als daß er in die Hölle gewesen ist, daß er sich mit der Hölle abgerungen hat. — Was ist die Hölle aber? In das ewige, unentrinnbare Dilemma des Lebens bis zu epileptischen Krämpfen, bis tief ins Physische hinein verstrickt sein. Die

Ursache des epileptischen Anfalles liegt hier also nicht in einer krankhaften organischen Beschaffenheit, überwältigt nicht aus dem Physischen heraus, sondern der Anfall ist der Reflex ungeheuerster geistiger, seelischer Vorgänge und Konflikte bis tief ins Physische hinein. — Mohammeds Epilepsie bedeutet ein besonderes gebärendes Kreisen des Dilemmas in Gestalt eines Dilemmas. — Und das Dilemma des Mohammed war ein ganz besonderes kritisches Dilemma seiner Rasse in ihm, als in dem größten, höchsten, umfassendsten Individuum, das damals im Bereich dieser Rasse lebte. Dies Dilemma seiner Rasse aber, das sich in ihm bis zu epileptischen Rasereien ausspielte, war der Widerstreit zwischen dem unhaltbar gewordenen Polytheismus und dem neuen, der Rasse unausweichlich gewordenen Monotheismus; alles übrige politische und soziale Dilemma, in dem die Rasse damals sich befand, stand damit im innigsten Zusammenhange. Dies Dilemma aber war kein rein geistig intellektuelles, es handelte sich nicht bloß so um den Widerstreit zweier intellektuellen Theoreme, sondern zweier seelisch organischen Prinzipien, dessen Tummelplatz die arabische Rasse damals war bis in die internsten Zustände und Zusammenhänge des individuellsten Alltags hinein.

Mohammed ein ‚Eliptiker'! — Fast alle ganz Großen, besonders fast alle großen religiösen Genies, alle Religionsstifter — bis auf Luther — haben epileptische Zustände gehabt. Sagt das, daß Epilepsie den Religionsstifter bedingt, und daß alle Religionen bloß so Ausgeburten epileptischer Pathologie wären? Und daß sie infolgedessen als solche und Irrtümer abzuweisen und auszurotten wären? Oder besagt es, daß gerade die Hölle, die jeder große Religionsstifter ohne Ausnahme zu bestehen hat, und daß das innere Ringen nach dem letzten Wahrbestand mit dem Dilemma (das für alle, ob ‚normale' oder ‚abnormale' Menschheit besteht) bis zu epileptischen Krämpfen geht? — Nur das letztere ist die Wahrheit und alles andere ist Trug und Afterweisheit, Trug und Afterweisheit!

Angenommen man wollte sagen: Mohammed wäre epileptisch durch Vererbung gewesen (obgleich das unmöglich genau

auszumachen ist), also das mal angenommen: selbst dann würde das in Mohammeds Falle noch etwas ganz Besonderes bedeuten. Es ist doch zu bedenken, daß er offenbar von gut-, edelrassiger Abkunft war, und daß er zu einem Zeitpunkt geboren wurde, der schon lange, auch schon für seine Vorfahren, wie für die gesamte Rasse, ein kritischer gewesen war und ein Zustand fortgesetzter Uebergangsbedrängnis. Das konnte auf die Nachgeborenen unmöglich ohne einen ganz bestimmten Einfluß bleiben. Nun wehrt sich Rasse und ein Geschlecht, und ganz und gar ein edelrassiges, aber doch auch wieder und sucht sich mit der Bedrängnis abzufinden. Das erzeugt sicherlich eine ganz besonders gesteigerte, sich entwickelnde Sensibilität, die damals inzwischen einen derartigen Grad erreicht hatte, daß sie bei Mohammed unter Umständen als Epilepsie in Erscheinung trat, ohne doch eigentlich Epilepsie im gewöhnlichen, ohnmächtigen, eindeutig und hoffnungslos pathologischen Sinne zu sein, sondern eben eine ganz besondere kritische Sensibilitätsphase der Rasse, die anfing, mit ihrem Dilemma fertig zu werden. — Und d a s war Mohammed und s e i n e Epilepsie! Denn hat sie im übrigen etwa hindern können, die innersten und machtvollsten Triebe seiner Rasse zu einer die halbe Welt erobernden Kultur zu entbinden, eine Dynastie zu zeugen und durch sie diese Kultur siegreich bis in das christliche Herz Europas zu tragen? Hätte das aber ein Epileptiker im lediglich pathologischen Sinne vermocht? Also ist es ganz unstatthaft, Mohammed einfach als einen Epileptiker abzutun. Oder: Epilepsie überhaupt ist durch den Fall Mohammeds etwas anderes geworden als ein bloß pathologisch zu nehmende Erscheinung, deren etwa denkbare Produktivität ja nichts hervorbringen könnte als fürchterliche, verhängnisvolle Irrtümer."

Er schwieg. Ganz unmittelbar war unter seinen letzten Worten eine persönliche Erinnerung in ihm aufgetaucht. Und so, wie sie sich in ihm erhob, brachte sie sein erregter, halb unbewußter Zustand unbedenklich zu Tage, ohne zu bedenken, was für eine Unvorsichtigkeit das in diesem Augenblicke war.

„Ich habe gelegentlich am eigenen Leibe ähnliches erlebt. — Ich hatte in Berlin eine Zeit, wo es mir pekuniär und auch,

ich kann wohl sagen, in manch anderer Hinsicht sehr schlecht ging. Ich stand außerdem in einer sehr heftigen Krise meiner inneren Entwicklung. Das hatte mich in hohem Grade nervös gemacht; oder nicht eigentlich nervös, sondern sensibel; denn es besteht ja wieder ein wesentlicher Unterschied zwischen bloßer Nervosität und Nervensensibilität. —

Ich ging eines Abends die Friedrichstraße 'nauf und kam von der Passage her auf eine von den elektrischen Kugeln zu, die vor dem Panoptikum hängen. Zufällig flackte das Glühlicht fortwährend in solchen kurzen Explosionen. Schon von weitem fuhr ich zusammen und kriegte es mit einer Angst, die ganz unleidlich wurde. Und wie ich endlich unter der Kugel weggehen mußte, hatte ich mich mit aller Gewalt in Acht zu nehmen, daß ich nicht auf offener Straße laut aufschrie; denn ich hatte es ganz und gar mit der Illusion, daß die Kugel in diesem Augenblicke explodieren und mich in die Luft sprengen würde. — Aber das wichtigste, eigentlichste: genau in dem Augenblick war in mir plötzlich der feste logische Schluß einer für mich sehr wichtigen Gedankenreihe fertig geworden, die mich die letzten Tage her, zwar in diesem Augenblicke unterbewußt, trotzdem aber ohne jede wirkliche Unterbrechung beschäftigt hatte."

„Ah, Wetter! Was? — Interessant! Hochinteressant! — Du hast an solchen Zufällen gelitten? — Aber erzähl' doch, erzähl'!" kam es plötzlich eifrigst vom anderen Ende des Zimmers her, wo Altmann bis jetzt in stumm gespannter Aufmerksamkeit gestanden hatte.

Doch es hätte kaum noch dieser Worte bedurft, die da mit einem Mal in seine Rede hineinmeckerten, um Martin verstummen zu machen. Er war schließlich mehr und mehr zur Wahrnehmung der merkwürdigen, so gänzlich ungewöhnlichen Stille gelangt, die die Zeit her geherrscht hatte. Und in demselben Augenblick ward er sich bewußt, was er da zuletzt erzählt hatte und was für eine Wirkung das auf Altmann gemacht haben mußte. Vor Schreck drängte ihm alles Blut nach dem Herzen und ein heftiger Schwindelanfall machte ihn für einen Augenblick fast besinnungslos.

„Ich muß 'nüber", stammelte er. „Mir ist nicht wohl."

„Hm! — Ach! — Du fühlst Dich angegriffen, wie?"

Mit vor Eifer funkelnden Aeugelchen kam Altmann zu ihm her.

„Aber ich bitte Dich: was Du da sagtest, war sehr, sehr interessant! — Auch das da über Mohammed! Sehr, sehr! — Aber Du denkst doch nicht etwa, daß ich nicht genau zugehört hätte? — Hörst Du? Wir müssen unbedingt morgen weiter darüber sprechen."

Doch Martin eilte, ohne weiter auf ihn zu achten, hinaus und hinüber auf seine Stube . . .

*

12.

Sobald er eingetreten war, riegelte er hinter sich ab und warf sich, das Gesicht in die Kissen, über das Bett hin. Schon drüben war ihm schließlich zum Bewußtsein gekommen, wie lange und wie viel er und in welcher Erregtheit er gesprochen hatte. Und nicht zum ersten Mal erfuhr er davon in diesem Augenblick eine peinvolle Niedergeschlagenheit. Schon früher hatte es sich gelegentlich gerächt, wenn er so viel hintereinander gesprochen, und besonders dann, wenn er, wie diesmal, dabei noch völlig neue, ihm selbst noch nicht mit solcher Bestimmtheit klar gewordene Gedanken aus seinem innersten, unterbewußten Werden heraufgeholt hatte. Es kam hinzu, daß er eigentlich überhaupt nicht besonders redegewandt war, wohl infolge seiner langjährigen Einsamkeit und seiner sehr bedrückten äußeren Verhältnisse.

Es war ein schweres, quälendes Leiden, das er in diesem Augenblicke auszustehen hatte. Fühlte er es außerdem doch als so etwas wie Verbrechen gegen sich selbst, daß er sich in so ungewöhnlicher Weise diesem Menschen gegenüber geäußert hatte, und als eine in gewissem Sinne kaum zu verzeihende Unklugheit. War er also bereits einer inneren Krise verfallen, aus der es für ihn, mochte auch alles übrige darüber zusammenbrechen, kein Entrinnen mehr gab, und zwar gerade einer um so unentrinnbareren, als ihr Schwerpunkt im Unterbewußten lag? . . .

Seine Pein ging so weit, daß er vor Scham und verzweifelten Selbstvorwürfen den Kopf hin und her bohrte, stöhnte, ächzte, sich selbst schmähte, ja mit den Fäusten in die Kissen

hieb, innerlich zugleich hin- und hergerissen von einem wüsten Wirrwarr aller möglichen Wahrnehmungen, Gedanken und Ueberlegungen.

Allmählich klärte sich in ihm jedoch so viel, daß es nicht wie bisher weitergehen durfte, wenn er mit Altmann nicht zusammengeraten und das Haus, kaum angelangt, wieder verlassen sollte. Und so beschloß er, von jetzt ab Altmann gegenüber sich unter allen Umständen zurückzuhalten und sich nie wieder in ein solches Gespräch mit ihm einzulassen, im übrigen aber die Bedingungen, die er eingegangen, gewissenhaft zu erfüllen und sobald alle Vorbereitungen in Ordnung gebracht waren, an seine Examenarbeiten heranzugehen.

Doch was war das alles für eine schmähliche Lage, nicht nur dies Examen zu bestehen, das ihm innerlich so gleichgültig war, sondern vor allem diese Gastfreundschaft ein ganzes Jahr durch ertragen zu müssen! Was für eine Erniedrigung, für eine Galeerenkugel! . . .

Aber da fühlte er einen Druck. Es war der Lombroso, den er in der Jackettasche hatte. Es brachte ihn zugleich zum Bewußtsein, in was für einer Haltung er übers Bett hin lag.

Er richtete sich auf, ermunterte sich, holte das Buch hervor, schlug es auf und las mechanisch, was er gerade aufschlug.

O Trost und Triumph der exakten Wissenschaft! Da stand, Gott mochte wissen woher, in diesen Darm von Kompilation hineingestopft, die pikante Anekdote zu lesen, daß der Vater Beethovens ein Säufer gewesen sei. — O gewiß! Und wahrscheinlich war Beethoven gerade darum pathologisch dermaßen mit Melancholie versetzt, daß er seine überwältigenden Scherzos und vor allen Dingen den vierten Satz seiner Neunten komponiert hatte! . . .

Aber — waren sie nicht wirklich krank und mußten sie's nicht sein? Und — war das nicht vielleicht wirklich ihr Merkmal und ihre heilige Eigenschaft? Und wessen Eigenschaft? Und welchen Wollens, welcher G e s u n d h e i t heiligste Kraft und Eigenschaft?

Er wußte nicht, welches Licht ihm da plötzlich aufging. Und vielleicht gerade um sich seiner Versuchung zu ent-

reißen, sprang er auf und begab sich entschlossen zu der Maschine hin, um mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit, die ihm für solche unliebsamen Dinge eigen war, Altmanns Vorlagen da abzutippen.

Er hatte sich einige Zeit dieser Beschäftigung gewidmet, als zum ersten Mal ein seltsamer Zustand in ihm einsetzte, der ihn von da ab für lange Zeit beherrschen, peinigen, erstaunen machen sollte. Er fing an, lebhafte unterbewußte Ausgleichungsvorgänge zwischen seinem Gehirn und einer Stelle unter seinem Herzen zu verspüren, die ihre Kurven zu wunderlichen zähen kleinen Chocs von Angstanfällen steigerten. Doch verhielt es sich so, daß diese Angstanfälle nicht zu einem eigentlichen Ausbruch gelangten, sondern sich wie von einem festen, inneren Punkt aus gebrochen immer wieder ausglichen. Der ganze Vorgang ein merkwürdiges beständiges Krempeln, Winden, Anspannen, Zusammenzucken, Zerreißen, Ausgleichen und Ueberkippen; Risse, die sich über irgend einen unsagbar dunklen, angstvollen, inneren toten Punkt hinweg mit irgend einer unfehlbaren automatischen Sicherheit immer wieder zu schließen schienen. — Was war das? Was mochte in ihm vorgehen, sich vollziehen, bereiten? . . . Die Zustände, die er damals in Berlin erlebt und von denen er zu Altmann gesprochen hatte, waren ähnliche gewesen. Manchmal meinte er, daß es so etwas wie die seelischen Kurven einer wahnsinnigen Wut sei oder ein beständig unsinnig und rastlos gegen irgend etwas andrängender Wille, der an irgendwelche furchtbare Schrecknisse eines tiefsten, inneren Irrsinns zu geraten schien, die er doch immer wieder zerriß, um ihnen gegenüber ein sicheres, festes Zentrum zu bewahren.

Doch hinderte ihn der Zustand nicht, seine Arbeit fortzusetzen; vielmehr empfand er die Anstrengung, die sie ihn kostete, als eine Wohltat.

So stand es nach jenem Gespräch über Mohammed mit Martin. Was aber Altmann betraf, so hatte er sich, sobald Martin ihn verlassen, sofort mit gierigen Aeugelchen und wehenden Rockschößen zum Schreibtisch hinbegeben, hatte die Schublade aufgerissen und von einem Stoß kleiner, blauer Hefte,

die da mit peinlicher Sorgfalt in einer Ecke aufgeschichtet lagen, eins hervorgezogen, worauf er die Feder eintauchte und mit seiner sauberen, steifen Schrift unterm Datum folgende Eintragung machte:

„Mein Neffe Martin Grunert, 23½ Jahr alt. — Interessanter Fall von Homosexualität. — Habe ein paar Proben gemacht, denen gegenüber er eine entschiedene sexuelle Irritabilität gezeigt hat. — Direktere Anzeichen: Er hat noch niemals mit einem Weibe geschlechtlichen Verkehr gepflegt; infolge einer solchen Gleichgültigkeit gegen das Weib, die sich in seinem Fall mit platonischer Schwärmerei verträgt. (Also interessanter Zwischenstufenfall . . . Homosexualität mit bisexueller Anlage? — Ich habe ihm einen häufigeren Verkehr mit meiner Frau suggeriert und hoffe, auf diese Weise weitere Indizien für die platonische Seite seiner offenbar komplizierteren Pathologie zu gewinnen.) — Schüchternheit mit aufgeregten Zuständen wechselnd, in denen er dann sehr viel spricht. — Romantizismus seines Wesens. (Musikschwärmerei?). — Sein Verkehr mit seinem Schulfreund. — Hat mit ihm nicht nur Umarmungen und Küsse getauscht, sondern auch, wenn er nicht bei ihm war oder sein konnte, starke Sehnsucht nach ihm empfunden. — Er scheint sich seiner Pathologie unbewußt zu sein. — Die Art, wie er von dieser Sehnsucht sprach und wie er sie mit der verglich, die er in seinem sechszehnten Jahr zu einem gleichaltrigen weiblichen Wesen empfand, dafür kennzeichnend. — Er schwärmt für den Epileptiker Mohammed. — Bestreben, seine Gedanken hier in einen Zusammenhang zu bringen, Aeußerungen natürlich aber konfus. — Neigung zu Monomanie? — Spuren von Dämonomanie. Indirekter Beweis dafür: sein offenbares Interesse und das Verständnis für einen Dämonopathiker wie Mohammed; ferner aber direkt: Gewisse Zustände von Angstanfällen; bildete sich gelegentlich ein, zu explodieren. Doch muß ich ihn hier erst noch näher ausholen."

Das Büchelchen war damit nur erst angerissen, es sollte sich im Laufe der nächsten Wochen mit Beobachtungen nur so füllen, wozu Martin Altmann freilich ausgiebig Gelegenheit bieten sollte . . .

Im übrigen schrieb er sich Martin gegenüber von jetzt ab ein besonderes Verhalten vor. Er gedachte durch eine, solchem „pathologischen Individuum“ gegenüber übrigens gebotene, rücksichts- und liebevolle Behandlung in Zukunft sein Zutrauen zu gewinnen und ihn mitteilsam zu machen. Das war aber eine Art von Behandlung, die sich nicht nur in Wort und Rede, sondern auch in Geste und körperlicher Berührung äußerte. Kurzum, es stand Martin etwas bevor . . .

*

15.

An diesem Nachmittag traf es sich, daß die Witterung umschlug. Gegen Abend machte sich ein ziemlich lebhafter Wind auf, der Gewölk zu treiben begann und die Gärten um das Haus erbrausen ließ. Das blieb nicht ohne Einfluß auf Martins Stimmung, es zerstreute ihn, machte ihn ruhiger und nachdenklich.

Er hielt sich bis zum Abendessen und in die Dämmerung hinein in seiner Stube allein. In einer Dämmerung, in der freie, lichte, blaue Himmelsstrecken rein, still, klar zwischen den plötzlich aufgetauchten, groß geballten Wolkenmassen hervorblickten, und mit einem Mal aus einem rätselvollen Nichts von Stille die sausende Sturmstimme sich erhob, die altvertraute, und wo plötzlich ein großes, elementares Wesen da war, das einen in Anspruch nahm und einem große und starke Dinge mitteilte.

Auf Altmann schien der Witterungswechsel weniger gut zu wirken, denn als Martin zum Abendessen hinunterkam, fand er ihn bei schlechter Laune. Und obgleich er mit gewohnter Andacht und immer noch recht beträchtlichem Appetit aß, quengelte er in unleidlicher Weise fortwährend über Zahnweh. So hatten Martin und Christine wenigstens insofern vor ihm Ruhe, als er außer diesen Quengeleien weiter kein Wort von sich gab.

Nach dem Essen lief er nachher alle Augenblicke bei Seite, wo er ein bräunliches Fläschchen mit Kokain zu stehen hatte. Mit einem Pinselchen, das in der Flüssigkeit stak, brachte er sich dann jedesmal etwas Kokain auf das kranke Zahnfleisch und in den hohlen Zahn hinein, der ihn peinigte.

Fast den ganzen nächsten Tag, der ein Sonntag war, verbrachte er mit seinem Zahnweh, dem Kokainfläschchen und Lump oben in seinem Zimmer. Das Mittagessen ließ er sich von Auguste hinaufbringen. Martin aß unten mit Christine allein. Und obwohl das eine etwas ungewohnte Situation für ihn war und Christine, die eine schlechte Nacht oder sonst etwas Unangenehmes mit Altmann gehabt haben mochte, angegriffen aussah, fühlten sie sich doch zusammen leidlich wohl.

Gleich nach dem Essen brachen sie zu einer Wanderung auf, denn das Wetter war, von dem Wind abgesehen, noch schön. Doch gerade auch der munter sausende Herbstwind gefiel ihnen.

Wie neulich stiegen sie hinten den Berg hinauf, bogen dann aber oben um die Gastwirtschaft herum in den Wald ein.

Die Tannenwipfel donnerten über ihnen, bald schritten sie durch langandauernde Dunkelungen, bald durch huschend witternde Sonnenlichter. Martin fühlte sich von Christines Aussehen berührt. Ihre Augen lagen in Schatten und hatten einen still verhetzten Ausdruck. Ihre Gesichtsfarbe war nicht zum besten, zeigte trübe Flecke.

Er bedachte ihr trauriges Schicksal. Sie mochte als junges Ding, als eine Waise, die sich in der Fremde fühlte, in der Familie eines Onkels gelebt haben, der Steuermann war. Sie hatte dann das Schneidern lernen und zuverdienen müssen. Dann hatte Altmann sie beachtet, das junge Wesen geheiratet. Ihr Onkel und ihre Tante waren gewiß hocherfreut gewesen, daß sie's so gut bekam, ein solches „Glück machte". Und dabei bestand noch nicht mal die Möglichkeit, daß sie sich hier aus ihrer jammervollen Klausur, die sie in ein paar Jahren in hohem Grade hysterisch gemacht hatte, ihren Angehörigen gegenüber eine briefliche Erleichterung hätte schaffen können, sie würde gehörige Antworten bekommen haben.

Diese Gedanken gaben ihn seiner eigenen trübseligen inneren Lage preis, so daß er schweigend neben ihr herschritt.

Ihr selber erging es nicht viel anders. Ebensowenig wie er sich als ihr Neffe, vermochte sie sich als seine Tante zu fühlen. Außerdem wurde sie durch seine bessere Herkunft wie durch seine Bildung und seine geistigen Fähigkeiten in Schüchternheit ver-

jetzt; abgesehen von dem, was sie inzwischen wieder von Altmann auszustehen gehabt haben mochte. Neulich hatte sie an dies alles nicht gedacht; ihre krankhafte Erregtheit war dazu eine zu vergessene gewesen. Und doch tat ihr das Zusammensein mit ihm wohl, hatte sie ein unmittelbares gutes Zutrauen zu ihm.

„Du sagst ja gar nichts?“ unterbrach sie endlich schüchtern das Schweigen.

„Ich habe allerdings etwas Kopfschmerz,“ antwortete er, aus seiner Zerstreutheit auffahrend. „Ich muß mich wohl erst an das Klappern der Maschine gewöhnen. Ich habe vergangene Nacht auch schlecht geschlafen. — Aber auch der Wind hat mich wohl zerstreut gemacht,“ fügte er mit einem munteren Lachen hinzu. „Wenn ich in der Natur bin, geht mir das oft so. — Aber ich spreche überhaupt nicht viel. Mutter ist das von mir gewohnt.“

Christine schwieg.

Es hatte den Eindruck, daß sie seinen Worten nicht recht Glauben schenke und sich Selbstvorwürfe mache, und so zwang er sich, aufs Geratewohl allerlei daherzuplaudern.

„Der Wind und der Wald beschäftigt mich,“ fuhr er unter einem abermaligen Lachen fort, und was er sagte, verhielt sich tatsächlich so. „Aber ich weiß nicht mal, ob es etwas ist, worüber man recht sprechen kann. — Einem selber können ja die Eindrücke, die einem die Natur gibt, sehr viel sein: aber wenn man sie jemand mitteilen will, wird's meist was Dummes, Langweiliges oder viel zu Selbstverständliches. Höchstens müßte man dichten, zum Zeitvertreib ein Märchen daraus machen können.“

Halb zerstreut noch sprach er diese Worte dahin, eben nur um zu sprechen. Was er sagte, glaubte er von ihrem Gesichtspunkte aus dumm und langweilig finden zu müssen. Aber zugleich fühlte er sich durch das anhaltende Sprechen in einer unbestimmten Weise aufgemuntert, und aus dieser Stimmung heraus geschah es, daß er in einem Augenblicke, wo wieder eine besonders tiefe Wolkendüsternis eintrat, stehen blieb und in den jetzt schauriger dunkelnden Tann hineinblickte. Was ihm aber in diesem Augenblicke ganz zufällig und eigentlich vielleicht halb und halb idiotisch, durch den Kopf ging, war nichts als die

Melodie zu der Zeile des Siebenbürgischen Jägerliedes: „Im tiefen Wald das Reh". Und plötzlich sang er in einer halb humoristisch geheimnisvollen Weise einen sonderbaren Unsinn vor sich hin, oder vielmehr: hörte sich ihn singen.

Genau nach der Melodie jener Zeile sang er:

„Im tiefen Wald das Hurrrchelchen".

„Ach Gott, was ist das, ‚das Hurrrchelchen'?" fragte Christine unter einem hellen Lachen und sah ihn mit belebten Augen neugierig an.

Von ihrer Munterkeit, ihrer Freude angesteckt, lachte auch er.

Aber dann wurde er ernstlicher, nachdenklich.

„Das Hurrrchelchen? — Ich weiß selber nicht? — Ich weiß gar nicht, was ich gesungen habe. — Aber — haha! — wart', ich will mal nachsehen. — Hm! — Wahrscheinlich ist es so zustandegekommen: Wir sind im Wald, der Wald ist sehr einsam, ist sehr dunkel, nächtig dunkel, und das hat mich unwillkürlich auf diesen Vers gebracht, nicht wahr? — Er ist ja aus einem Wald-, einem Jägerlied. — ‚Im tiefen Wald'; und nun geht es freilich weiter: ‚das Reh'. Warum hab' ich dafür ‚das Hurrchelchen' gesungen? Wie bin ich darauf gekommen? — Ja, vielleicht . . . Wart' mal! — Es ist ja gerade jetzt wieder mal so dunkel, so schaurig. Ich habe also vielleicht ‚hu' oder ‚hurr' empfunden, und daraus ist dann ganz von selbst, ohne daß ich's wußte oder wollte, ‚Hurrrchelchen' geworden. — Immerhin, sonderbarerweise, eine humorvolle Auffassung des Grauens."

„Aber das ist doch sehr hübsch?" lachte Christine. „Das kann doch ein Geist, ein Waldgeist, ein Gespenst sein, das ‚Hurrchelchen'? — Ich dachte, Du meintest mit Absicht so was."

„Nein, das meint' ich nicht," lachte auch er, aber mit ernstlicherer Nachdenklichkeit und von einem plötzlichen Gedankengang fast betroffen. „Aber Du hast recht: es könnte eins sein, ein Waldgespenst."

„Ach sag' doch: was für eins? Wie sieht es aus?"

„Na wart' mal. — Er ist also das ‚Hu', das ‚Hurrr', das Garnichts, die Oede im allertiefsten, einsamsten, dunkelsten Wald, die an irgend einem Punkt so schaurig ist oder wird, daß sie

sich schon wieder zu einem Wesen verdichtet. An dem einen Punkte, mein' ich. — Also, daß man wirklich sagen könnte, daß die allerfürchterlichste Oede tatsächlich als solch ein Wesen existiert, verstehst Du?"

„Jaja," rief Christine. Obgleich es ihr gruselig war, nickte sie ein paarmal hintereinander lebhaft Zustimmung und lachte, denn sie freute sich über die zustandegekommene Unterhaltung.

„Ja, die Urmenschen mögen das ganz besonders lebhaft empfunden haben, sie lebten ja immer in der Einöde, daher ist wohl ihr Geisterglaube entstanden. Sie müssen dafür einen ganz bestimmten Sinn besessen haben, der uns mit der Kultur verloren gegangen ist. Es handelt sich hier gar nicht um Aberglauben, sondern wir können sie heute bloß nicht mehr verstehen."

„Aber erzähl' doch: wie sieht es aus, das ‚Hurrrchelchen'?" drängte ihn Christine, fortzufahren.

„Wie es aussieht? — Hm! Wart' mal! — Ja — nun ... Es kann ja vielleicht ein Zwerg, ein — Männchen sein; ein von oben bis unten ganz graues Männchen mit einem krummen Buckel und Knickebeinen; und es hat" — er unterbrach sich, denn die Schilderung, die er da entwarf, gab er ohne besonderes Ueberlegen aus dem Unterbewußten, und er merkte mit einem Mal, wen er da zu beschreiben im Begriff war — „einen Kopf mit langen, abstehenden Ohren, gelben Aeugelchen und einer hohen, grauen Haarbürste, und eine lange, spitze Nase; und eine ungeheuer lange Tabakspfeife hat's im Munde. Es sitzt mitten im tiefsten Wald drin ganz allein auf einem langen, dicken, grauen, kahlen Fichtenast und raucht, und die Pfeife hängt ihm bis auf den Waldboden runter."

Er schwieg, fast ganz wider seinen Willen hatte er die Beschreibung vervollständigt, von der er jetzt sah, daß es tatsächlich die seines Onkels war. Christine aber lachte vor Vergnügen hellauf, sie hatte gar nichts gemerkt. Aber sie fühlte sich jetzt auch ihrerseits zum Erzählen aufgemuntert.

„Das erinnert mich ja an das, was mein Onkel uns manchmal erzählte," fing sie an. „Onkel hat als Steuermann ja weite Fahrten gemacht, auf verschiedenen Meeren, auch auf dem

Stillen Ozean. Er hat uns viel davon erzählt, ich konnte das immer leibhaft vor mir sehen. Manchmal waren's auch Spukgeschichten. Ich glaube sogar, daß er selbst daran glaubte. — Auch von dem Klabautermann hat er uns erzählt. Ich habe auch heutigentages noch so eine Geschichte vor Augen; ja, das kann ich wohl sagen: vor Augen. Es war auf dem Stillen Ozean. Ringsum war nichts weiter als die furchtbare große Einöde, Himmel und Wasser. Alles war so furchtbar bang und schwül und der Himmel bezogen, und an der einen Seite vom Horizont starrte eine grauenvolle schwarze Wolkenwand. Ganz hinten nur, auf der entgegengesetzten Seite, war vielleicht noch ein Riß, wo man was Helles ahnen konnte. Sonst war alles schwarz, grau, schwül, und auf dem Wasser lag ein fahles Licht, so ein Bleiglanz. Und alles war so stockend still. — Und da huschte mit einemmal ganz unversehens ein fahles, von oben bis unten hellgraues Männchen mit ganz hochgesträubtem Haar und einem langen, schmalen, graufahlen Gesicht ohne Bart und mit einer langen, spitzen Nase und solchen großen, glasigen Leichenaugen und dünnen Spinnenbeinen, husch, husch, husch, übers Deck hin und husch, husch, husch, so ganz hellgrau und gespenstisch gegen die furchtbare schwarze Wolkenwand an der Takelage in die Höhe, bis hoch, hoch 'nauf und sitzt auf'm Mastkorbrand und starrt zu der Wolkenwand 'nüber."

„Ja, wunderbar!" stieß Martin hervor. „Und doch muß das noch irgendwie eine Erlösung sein, in solch' einer schaurig bangen, starren, schwülen Finsternis und Oede, mit einemmal solch' ein Gespenst, so was — Lebendiges zu sehn."

Christines Erzählung hatte die Nachwirkung, die seine eigene ihm hinterlassen, nur vertieft. In der ernstlichsten Weise fühlte er sich genötigt, sich mit seinem Onkel zu beschäftigen, und er wurde sich bewußt, daß das unmittelbar Komische seiner äußeren Erscheinung und seines Wesens eine tiefere Dämonie seines Charakters nur unterstrich, und daß diese Dämonie seine Gedanken nachhaltiger beschäftigte als er bis jetzt geahnt hatte. Zum ersten Mal wurde er sich ganz darüber klar, wie ernst er Altmann nahm, ihn zu nehmen sich genötigt fühlte. Und er fühlte sich an diesen Menschen gebunden, fühlte, daß es ihm be-

reits unmöglich sein würde, sich dem Aufenthalt bei ihm zu entziehen, und wieder überwältigte ihn die Vorahnung irgend eines ungewöhnlichsten Ereignisses.

Sein Wesen versank in einen Schauer, der ihm in diesem Augenblick auch körperlich mit einer eiskühlen Empfindung den Rücken hinabrieselte. Und es war ein fast angstvolles Bedürfnis nach einem menschlichen Anschluß, das ihm zugleich dem Gefühl eines plötzlichen wärmeren, tiefer beteiligten Mitleides nachgeben ließ, nach außen hin mit so etwas von einer munteren Vertraulichkeit Christines Hüfte zu umfassen und sich zu ihr mit ein paar fröhlichen, der sonstigen äußeren Situation angemessenen Worten in einen näheren Anschluß zu bringen.

„Geht's Dir nicht auch so?“ lachte er. „Es ist so dunkel, der Sturm donnert so. Das ist zum Fürchten.“

Sie duldete die Berührung, sah ihn mit einem plötzlich warm und offensichtlich dankbar verwundert aufleuchtendem Blick an, und lachte, ja schien sich ihm sogar darzubieten.

„Ja,“ sagte sie scherzend, „und wir sind ja hier ganz allein, nur wir zwei weit und breit. Wir müssen also zusammenhalten, wie?“

Während sie in solcher Weise weiterplaudernd — nachdem er sie nach einiger Zeit wieder losgelassen — den Waldfahrweg, auf dem sie sich befanden, weiterschritten, gelangten sie aus dem Tann in Buchenwald hinein. Die Dunkelungen und huschenden Goldlichter wirkten hier freundlicher, heimischer. Der sausende Wind hüllte sie in wirbelnde, rotbraune Laubschleier. Sie stiegen jetzt talab einem Dörfchen zu, das mit seinen roten Dächern zwischen herbstbunten Laubmassen in einer Talmulde lag.

Christines Aussehen hatte sich günstig verändert. Ihr Gesicht zeigte eine frische, gleichmäßige Farbe. Die anfängliche Mattigkeit ihrer Bewegungen war einer freieren Rüstigkeit gewichen.

Sie schlug vor, im Gasthaus zu rasten und sich Kaffee und Kuchen geben zu lassen.

Der Waldweg, den sie hinabschritten, machte ihnen mit seinem romantischen Idyll Freude. Die tiefen, schwarzen Radspuren, die gelben Holzstapel mit ihrer altsilbergrauen, glatten

Rinde, die hohen, vergilbten Grasränder der Böschungen, die sich in das Unterholz der Waldung hinein verloren, alles bald in märchenheimliche Dunkelung, bald in lachende Sonne getaucht, vom donnernd jauchzenden Wind mit langen, bunten Laubschleiern überweht: wie schön das war!

Da die Gaststuben unten in der Wirtschaft sich besetzt und von Gelärm erfüllt erwiesen, und da es sich noch gut im Freien sitzen ließ, richteten sie sich in der Gartenveranda ein und ließen sich Kaffee und Kuchen dorthin bringen.

Christine ergriff die Kanne, um ihm einzuschenken. Es traf sich, daß sie ihn, als sie sich mit der Kanne vorbog, berührte, und daß diese Berührung verweilte, so lange sie eingoß. Es war nicht so sehr die Berührung, die Martin seltsam traf, als ein wunderliches, offenbar ganz unbewußtes Aufatmen, das Christine dabei hatte und das fast dem kurz hintereinander hervorgestoßenen Schnuckfen glich, das Kinder befällt, wenn sie heftig geweint haben und sich nun beruhigen. Es geschah vornehmlich aus diesem Grunde, daß er stillhielt, sich der Berührung hingab, die auch ihm gut tat . . .

Christine zeigte sich von diesem Augenblicke an in ersichtlich guter und befreiter Stimmung. Sie fing an zu erzählen, rührend einfach und mit etwas redseliger Weitschweifigkeit, von ihren Hamburger Familienangelegenheiten, ihrer früheren Jugend in Russisch-Polen.

Die Luft war trotz des Windes nicht gerade rauh, sondern hielt noch etwas von der Lindigkeit der letzten Tage und ihren herrlichen, reinen Waldduft. Das Gewölk, das wieder dichter und dunkler herauftrieb, schien die Sonne dauernd verhüllen zu wollen. Aber das gab eine angenehme, gleichmäßig sauber graue Luftstimmung. Um das wettergraue Holzwerk der Veranda raschelten und wehten die Purpurranken des wilden Weines, und die alten Kastanienbäume vor ihnen im leeren Gasthausgarten brausten. Ueber den kiesigen Sand hin trieben die lichtgelben Kastanienblätter ihre raschelnden Wirbeltänze. Ein Dutzend Hühner hatten ihr Wesen. Der Hahn kollerte zuweilen plötzlich auf und rannte, halb vom Winde getrieben, den langen, schöngebogenen, roten, schwarzen und gelben Schwanz vom scharfen

Luftzug seitwärts gedrückt, wie besessen ein Stück durch den Garten. Manchmal schrie auch eins von den Hühnern mit einem schaurigen, mißtönigen Krächzen auf.

„Wir kriegen viel Regen," sagte Christine, als sie das hörte.

Aber sie sagte es, die Arme behaglich unter dem Busen verschränkt, und lachte dabei . . .

*

14.

In der Nacht nach dem Ausflug war wirklich Regenwetter eingetreten, und es folgten trübe, eintönige Tage.

Von Altmann bekam Martin ein paar Tage nichts zu sehen. Sein Zahnweh dauerte an, und er hielt sich ganz auf seinem Zimmer, wohin ihm auch die Mahlzeiten gebracht wurden. Nur ein einziges Mal hatte Martin ihn ganz flüchtig zu Gesicht bekommen, als er nach dem Mittagessen die Treppe heraufkam und den Oberflur betrat. Die Tür des Arbeitszimmers hatte sich geöffnet, und mit einer unförmig geschwollenen Backe war für einen Augenblick Altmanns Kopf zum Vorschein gekommen Es war gewesen, als ob er Martin ansprechen wollte, aber er war schnell wieder zurückgefahren und hatte mit einem scharfen, es schien ärgerlichen, Krach die Tür wieder zugeschlagen . . .

Da Martin in dieser ganzen Zeit mit Christine allein war, der anhaltende Regen sie aber nicht aus dem Hause ließ, so kam es vor, daß er ihr nach dem Mittagessen vorlas. Sie zogen sich dazu mit dem Kaffee auf ihr Zimmer zurück. Martin hatte sich von zuhause unter anderem auch mitgebracht, was es in Reclams Universalbibliothek von Ibsens Dramen gab, und so war er darauf gekommen, Christine „Nora" vorzulesen.

Sie pflegte bei diesen Lesesiesten in einem Sessel zu liegen. Nie beschäftigte sie sich dabei mit einer Handarbeit. Sie lag übrigens unter der Vorlesung nicht andauernd, sondern pflegte oft und mannigfaltig ihre Stellung zu wechseln. Es kam dabei auch vor, daß sie den Ellbogen auf die Martin zugewandte Seitenlehne des Sessels stützte und vornübergebeugt, in einer

Haltung, die für das normalere Empfinden nichts weniger als bequem erscheinen konnte, das Kinn auf die zur Faust geballte Hand stützte, während sie die Knie, sonderbar schief sitzend, gegeneinander gedrückt hielt und ihre kleinen, kräftigen Füße und die schönen, herzhaft gerundeten Fußgelenke krampfhaft übereinander verschränkte.

In solch innerlich unruhiger Angespanntheit hörte sie dann zu, wie Martin las. Trotzdem las er gern, denn mit mehr als einem Anzeichen verriet sie, wie angenehm ihr diese Stunden waren. Es konnte sogar geschehen, daß sie kichernd und vor unverhohlenster Freude behaglich sich die Hände reibend, mit ihm in das Zimmer trat und zu ihrem Sessel hinhuschte, wo sie sich dann jedesmal mit lebhafter Spannung zum Zuhören bereit machte, nachdem er sich von ihr zum Kaffee mit besonders guten Leckerbissen hatte versorgen lassen müssen.

„Ach, was ist die Tarantella?“ hatte sie unter der „Nora“-Vorlesung gefragt.

„Ein italienischer Tanz zum Tamburin. — In früheren Zeiten war er ein Heilmittel gegen den Tarantelstich. Es heißt ja auch heute noch: Jemand beträgt sich wie von der Tarantel gestochen. — Er mußte so schnell wie möglich und bis zur Bewußtlosigkeit getanzt werden.“

„Aber warum tanzt denn Nora so was?“

„Ja. — Warum.“

Er überlegte. Die Frage mußte zwar dumm erscheinen, aber er fühlte sofort, daß sich ein besonderer Charakter mit ihr verriet, den er an Christine bis jetzt noch nicht wahrgenommen hatte.

„Es ist schon ziemlich lange her, daß ich „Nora“ zum ersten Mal gelesen habe,“ sagte er endlich. „Aber ich glaube, ich entsinne mich, daß mir das damals auch aufgefallen. Es ist doch so eine ganz besondere, merkwürdige Unruhe, die Nora mit dem Tanze zum Vorschein bringt. — Sicher, k a n n man sagen, ist es ein Grundfehler, eine Schwäche von Nora, nicht wahr?“

„Wie? — Ich finde, Hellmers hätte sie gar nicht nehmen sollen.“

Sie ergriff also schroff Partei gegen Nora.

„Hm! Ja. — Oder wenigstens hätte er sie nicht von vornherein wie eine Puppe behandeln sollen, er hat sich zu viel auf sich selber eingebildet," sagte er.

„Aber warum hat sie sich's denn gefallen lassen?"

Martin starrte sie an. Was gab sie ihm da mit einem Mal für ein Rätsel auf!

„Und dann: sie hat doch überhaupt Kinder! Wie kann sie's denn überhaupt übers Herz bringen, ihre Kinder zu verlassen?"

Waren ihre letzten Fragen vielleicht noch ohne besonderen Anteil gewesen, so blitzten ihr jetzt vor aufrichtigster Entrüstung die Augen.

„O, wenn man Kinder hat! — Eine Mutter! — Wenn ich Kinder hätte . . . O Gott, Kinder! Wenn ich Kinder, ein Kindchen hätte, ein Kindchen!"

Sie schwieg plötzlich, senkte mit heftig atmender Brust den Blick.

„Ja," fuhr er endlich, seine Ergriffenheit beherrschend, fort. „Man kann Hellmers ja zwar nicht recht geben, aber schließlich, mag sein, ist sie recht unbedeutend. Daß sie sich jetzt von Hellmers trennt, kann man sich ja wohl noch vorstellen, aber daß sie mit der Tarantella abgeht, ist freilich bedenklich."

Er hätte ihr zwar gern doch noch eine andere Ansicht über Nora mitteilen mögen, aber er sah keinerlei Möglichkeit dazu; und andrerseits war das, was er da, ganz in Christines Sinn, ausgesprochen hatte, immerhin vielleicht ganz gesund.

Doch was erstaunlich blieb: Wie konnte sie, Christine, die doch selbst das Schicksal Noras in gewisser Hinsicht lebte, solch' eine schroff ablehnende Stellung gegen sie einnehmen? Hier mußte irgendwie ihr eigentlichster Charakter zum Durchbruch gekommen sein; und er verriet außer einer tiefen Unschuld eine besondere Robustheit ihres Wesens. Ob das doch mit der Volksschicht zusammenhing, der sie entstammte? Ob überhaupt die Schuld auf ihrer Seite lag, wenn sie bis jetzt noch nicht Mutter geworden war? Ihrer äußeren Erscheinung nach wirkte sie jedenfalls wie für die Mutterschaft vorbestimmt; ihre Schultern, ihr Brustkasten, ihre Brüste, ihre Hüften, ihre Gelenke! . . .

Endlich kam Altmann wieder zum Vorschein. Er hatte es sicher aus irgend einem Grunde eilig gehabt, denn sein Gesicht sah noch gelb und angegriffen aus, seine Stimme war matt, auch die Backengeschwulst hatte sich noch nicht ganz wieder gelegt.

Es half Martin nichts, er mußte gleich nach der Mahlzeit wieder mit ihm ins Arbeitszimmer hinauf. Und dabei sollte er recht wunderliche Dinge erleben.

Schon unten im Flur hatte Altmann sich in einer förmlich liebreich rücksichtsvollen Weise erkundigt, ob er sich inzwischen wieder wohl fühle und ob es ihm die Tage her gut gegangen wäre? Dabei hatte er Martin sogar über den Arm gestreichelt, ihn dann vertraulich untergefaßt und die Treppe hinaufgeführt.

„Du warst ja neulich etwas aufgeregt, Du hattest da so viel gesprochen und sahst auch recht leidend aus. Du entsinnst Dich noch? Nicht wahr, Du weißt noch, wie?"

Martin, schon des Armes wegen aufs äußerste verwundert, wußte nicht, was er denken sollte. Er war mitten auf der Treppe stehen geblieben. Wenn er aber gehofft hatte, auf diese Weise Altmann loszuwerden, so hatte er sich geirrt. Im Gegenteil ergriff Altmann ihn noch fester und drohte, sich von neuem in dieser sonderbaren Weise liebenswürdig besorgt zu zeigen.

„Du entsinnst Dich nicht mehr?"

„Doch, doch!" antwortete Martin mit mühsam verhaltenem Widerwillen.

„Na also! — Sehr, sehr interessante Dinge hast Du gesprochen! Sehr, sehr gedankenreich! O sogar nicht ohne Genialität! Es ist mein vollkommener Ernst. — Aber Du sahst leidend aus und schienst recht nervös zu sein. — Na, aber ich begreife ja, daß man bei solch' einem Thema beteiligt sein kann. Natürlich! Ganz selbstverständlich!"

Aber jetzt wurde es Martin doch unerträglich. Und da geschah es, daß es ihm so entfuhr:

„Sag' mal, Onkel! Hast Du die ganzen Tage her — Kokain genommen?"

„Wie?! — Ah — interessant!"

Sofort war sein Arm herabgesunken. Förmlich erschrocken starrte er Martin an, so gänzlich unerwartet kam ihm dessen

Aeußerung. Aber dann verstand er wohl erst ganz, denn seine Aeugelchen bekamen ein funkelndes Stechen.

„Ah so! — Hehehe! — Irritabilität!" stieß er dunkel hervor, begann jedenfalls aber an Martin vorbei die Treppe vollends hinaufzusteigen.

Langsam folgte Martin, nicht ohne ernstlichere Besorgnis wegen der Folgen seiner Aeußerung.

Oben angelangt, blieb Altmann aber stehen, wandte sich um und sah ihn mit einem Blick an, der den ganzen Vorfall entweder vergessen oder erst ganz verstanden zu haben schien.

„Ah so! Du hast Dich, wenn auch auf eine etwas eigentümliche Weise, erkundigt, wie's mir inzwischen ergangen ist. — Du meinst, daß Kokain einem schaden könnte. Doch wohl nicht, wenn man's in der richtigen Weise gebraucht. Im übrigen ist es gegen nervösen Zahnschmerz sehr gut. — Na, andiamo! — Hehehe!"

Martin erwiderte darauf weiter nichts. Er war im Grunde immerhin froh, daß die Sache sich nicht weiter kritisch gestaltete. Altmann hatte in diesem Augenblicke in jeder Hinsicht etwas bei ihm zugute. Er beschloß daher auch, die Schriftproben, die er bis jetzt die Tage her reichlich hergestellt hatte, aus seiner Stube herbeizuholen und sie ihm hinüberzubringen in dem guten Bewußtsein, daß er an ihnen seine Freude haben würde.

„Ah so, so! Die Abschriften? — Na famos, famos!"

Altmann begab sich vorauf ins Arbeitszimmer. Bald danach trat auch Martin ein und legte ihm die sauber und sorgfältig geratenen Blätter vor.

Der andere geriet über ihren Anblick denn auch in eine geradezu kindliche Freude, die ihn alles übrige, wenigstens vorderhand, wirklich vollständig vergessen machte. War Martin doch nun auch schon gut eingeübt, so daß endlich, endlich die so ersehnte Abschrift beginnen konnte. Für Martin waren die Bekundungen seiner Freude jedoch insofern nichts weniger als angenehm, als Altmann nicht unterließ, ihm wieder den Arm zu streicheln, ja ihm sogar die Backe zu tätscheln.

„Na, hast Du brav, sehr brav gemacht! Bist doch 'n famoser Junge un'n lieber Kerl! — Nur, ich hoffe, daß es Dich nicht zu sehr anstrengt, wie? Denn Du hast eigentlich immer noch rechten Nerventeint. Du sahst anfangs viel besser aus.“

Sie nahmen Platz. Die „gute“ Zigarre schlug Martin diesmal aber aus. Doch mußte er sich gefallen lassen, daß Altmann ihm eigenhändig den Kaffee einschenkte und ihn dabei unten mit der Fußspitze berührte. Vor unwillkürlichem Widerwillen erbleichte Martin, es war ihm nicht anders, als hätte ihn eine Spinne überlaufen. Doch schwieg er.

Es wurde für ihn heute eine ziemliche Pein, in diesem Zimmer zu sitzen. Das seltsame, so ganz ungewöhnliche Benehmen Altmanns, draußen der ununterbrochen strömende Regen und seine Düsternis, und dazu, wenn sein Blick gelegentlich mal in das, wie meist, offenstehende Laboratorium hinein fiel, der scheußliche, balsamierte Kopf mit seinen weißen Augäpfeln und seinem gefletschten Gebiß.

„Na also sag' mal: Hast Du also schon im Lombroso gelesen?“ fing Altmann an, der sichs inzwischen mit seiner Zigarre auf der Chaiselongue bequem gemacht hatte. „Ich meine, er ist zunächst mal 'ne ganz gute Vorbereitung.“

„Nein, noch nicht.“

„Wie? — Hm! — Ah so! — — — Ja, na: Du könntest ja übrigens auch gleich mal Krafft-Ebings ‚Psychopathia sexualis‘ lesen. Das wäre ja allerdings noch direkter instruktiv. — Du kennst sie noch nicht, wie?“

„Nein.“

Altmann warf sich in die Höhe und bottete ins Laboratorium hinein, aus dem er gleich darauf mit dem Krafft-Ebing zurückkehrte, den er neben Martin auf den Arbeitstisch legte.

„Du wirst Dich da,“ fuhr er fort, nachdem er sich wieder hingelegt hatte, „über die sorgsame Aufmerksamkeit unterrichten können, die wir Aerzte und Gelehrten gerade diesen Krankheiten zuwenden, denen vor noch nicht zu langer Zeit ein so besonderes Odium anzuhaften pflegte, was heute natürlich ein gänzlich überwundener Standpunkt ist. — Du hattest ja neulich gar nicht so unrecht, als Du mit solchem Eifer, wenn Du auch etwas

erregt warst — erregt, nicht wahr? —, Verwahrung einlegtest, daß man dergleichen bloß so einseitig als Krankheit auffaßt."

Martin wollte etwas erwidern, hielt sich aber zurück.

„Die Krankheit ist im übrigen doch schließlich ein Fatum, für das man für gewöhnlich auch weiter nicht kann. Man steht heute also durchaus auf dem inzwischen so vorgeschrittenen Humanitätsstandpunkte. Die gesunde, normale Mannheit kann sich ja heute diesen Standpunkt im allgemeinen leisten. — Ich glaube, Du fragtest neulich, was man unter gesunder, normaler Mannheit zu verstehen hätte?"

Er schwieg und bewahrte dies Schweigen eine Zeitlang mit wichtig strenger, ernst nachdenklicher Miene, dann fuhr er fort:

„Hart sei der Mann, hart! — hart! Energie, Charakter, Festigkeit, Praxis! — Hart, aber gerecht. — Mannesethik kennt nur noch die eine Forderung: unbestechliche Gerechtigkeit! Wie mein erkenntnistheoretischer Standpunkt — wenn von einem solchen noch gesprochen werden kann — nur die eine Tatsächlichkeit des männlichen ‚Kampfes ums Dasein'."

„Ach gestatte," stieß Martin hervor, der über den ganzen Leib zitterte. „Ich . . ."

„Na, was!"

„Ich wollte sagen . . . Du nimmst doch die vollkommene Einheit der Kraft an?"

„Ja, na aber was denn! Aber doch selbstverständlich!"

„Dann stehen alle Erscheinungen durch die Kraft also in Einheit?"

„Ja — wie denn? Aeußerungen einer und derselben Kraft. Na natürlich."

„Ja, ich danke."

Altmann schien mit einenmmal, anstatt seinen Vortrag fortzusetzen, angestrengt über irgend etwas nachzudenken. Das dauerte eine Weile; je länger es aber dauerte, um so gelber wurde sein Gesicht und um so gekniffener.

„Ah so! — Aha!" rief er endlich, als habe er verstanden. „Hehehe! — Na, lassen wir!"

Er hatte zuerst eine beiseitschiebende Bewegung, schien sich dann aber eines anderen zu besinnen und zog sein Notizbuch hervor, in das er eine ziemlich lange Notiz eintrug. Dann aber fuhr er, als ob nichts weiter gewesen wäre, fort:

„Hm! — Und was den *normalen* jungen Mann anbetrifft, so pflegt er keine überflüssige und verkehrte Genialität (es gibt keine Genialität, auch der Aberglaube vom ‚Genie' ist erledigt; es gibt nur Arbeit, Arbeit, Arbeit, sorgsame exakte Arbeit!), er enthält sich jeder Sentimentalität, zeigt klaren Verstand, gefestigt im Stahlbad einer gesunden, axenfesten Logik und der exakten Wissenschaft. Dem weiblichen Geschlecht gegenüber enthält er sich jeder Art von Schwärmerei, jedes ungesunden, dunstigen Platonismus. Er verachtet das Weib, weiß herzhaft auf es loszugehen. Er ist kein Duckmäuser, sondern stößt sich die Hörner ab, wie sich's gehört und wie's in der Natur und in der gesunden, normalen Mannheit liegt. Aber es gibt ja gewisse keusche Josephe, denen selbst die Madame Potiphar nicht zu helfen vermöchte. Kennst Du Walt Whitman?"

„Nein."

„Hehe! — Na schade! — Na, also der ‚große' amerikanische Dithyrambenbarde da. Verfasser der ‚Leaves of Graß'. Einer der signifikantesten Homosexuellen. Der sonderbare Trottel, der sich für die Personifikation des Weltalls hielt und sich in allem Ernst als solche feierte und bedichtete, und der vor jeder Schürze das Zittern in die Knie kriegte und Leine zog. — Na, das da mit der Madame Potiphar hat ja neulich ein sehr verdienstvoller Vertreter unsrer Wissenschaft in einer sehr wertvollen Monographie über Whitman ausgesprochen: ‚Selbst die Madame Potiphar hätte diesem keuschen Joseph nicht zu helfen vermocht', wie er wörtlich sagt. — Es ist der Vorzug des heutigen wissenschaftlichen Stiles, daß er, in den Grenzen eines zeitgemäßen Humanitätsstandpunktes und zugleich einer gesunden, modernen Ethik, in solcher Weise populär und geistvoll sein darf. Griechische Heiterkeit liegt in solch einem Ausspruch. Griechische und *mannhafte* Heiterkeit. Wie denn die moderne exakte Wissenschaft die endliche Vollrenaissance der Ethik des griechischen Agon und althellenischer Heiterkeit und Urbanität ist."

Martin fuhr in die Höhe, er zitterte am ganzen Leibe.

„Na, was . . .?!" fuhr Altmann erstaunt und ärgerlich gegen ihn herum, hielt dann aber, als er Martins auffallende Blässe und sein Zittern bemerkte, betroffen inne.

„Willst . . . Willst Du mir vielleicht noch — das Manuskript — geben?" stammelte Martin, kaum instande, einen Laut über die Lippen zu bringen. „Ich möchte 'nüber, ich . . . ich muß mich . . . ein wenig hinlegen."

„Eh — jaja! Ah so! — Na ja! — Das Manuskript? Aber gewiß, gewiß! Famos, famos!" Er machte Anstalt, sich zu erheben, aber mit einem Mal sah er Martin an, lachte und sagte:

„Na geh nur, ich bring' Dir's nachher 'nüber."

Martin entfernte sich.

*

In der Folgezeit gelang es ihm, jetzt wenigstens sich diesen Nachmittagsvorträgen zu entziehen. Seine eigenen Angelegenheiten, soweit er überhaupt noch imstande war, an sie zu denken, ließen ihm vorderhand noch immer Zeit, die Nachmittage für die Kopie zu verwenden; und da Altmann daran lag, daß sie möglichst bald fertig wurde, so ließ er ihn dabei in Ruhe, so ungern er ihn auch von der Arbeitszimmerstunde dispensierte, die ihm inzwischen zu einer Art von Bedürfnis geworden war. Bei den übrigen Gelegenheiten, sich den Tag über zu sehen, mußte Martin aber fortgesetzt sehr merkwürdige Dinge erleben.

Die sonderbar liebevoll besorgliche und gönnerhaft rücksichtsvolle Aufmerksamkeit und Vertraulichkeit, mit der er begonnen hatte, dauerte weiter. Altmann gewöhnte sich z. B. an, wenn er mit Martin sprach — und er sprach dann viel und lange —, sich dicht vor ihn hinzustellen, und zwar so dicht, daß er ihn fast berührte. Das letztere geschah dann aber wirklich. Entweder streichelte er ihn auf eine kurze, linde Weise — ohne jeden ersichtlichen Grund — über Arm oder Schulter, oder er berührte mit der Fußspitze seinen Fuß; und dies alles, ohne Martin um Entschuldigung zu bitten.

Auch andere, ganz sonderbare Gewohnheiten zeigte er mit einem Mal. Er gab Martin jetzt auffallend oft die Hand. Und

zwar ließ er dabei nicht mehr, wie er zuerst getan, die Hand schnell wieder abgleiten, sondern behielt Martins Hand für eine Weile und drückte sie mit einem linden, zuckelnden Druck. Es kam aber auch vor, daß er dabei mit dem gebogenen Zeigefinger in Martins innerer Handfläche umherzuckelte und sie ein Weilchen kitzelte.

Martin, der von alledem nicht das mindeste verstand und es sich anfangs als einen, wenn auch nicht gerade geschmackvollen, Ausdruck von Altmanns guter Laune gefallen ließ, wurde schließlich doch von seinem instinktiven Ekel und guten Geschmack überwältigt und wußte auszuweichen. Da er dann aber von Tag zu Tag immer unnahbarer sich in sich selbst verschloß und im höchsten Grade in seine gewohnte Wortknappheit verfiel, konnte Altmann bald nichts mehr mit ihm anfangen und mußte sich darauf beschränken, den ihm höchst „interessanten" Zustand seines Neffen, so gut es gehen wollte, aus der Entfernung zu beobachten. Es verstand sich, daß das Büchelchen, das er über Martin zu führen angefangen hatte, dabei reichlichen Zuwachs an weiteren Notizen erfuhr.

*

15.

Abgesehen davon, daß er in der nächsten Zeit hin und wieder vormittags in der Stadt und der Universität zu tun hatte, verbrachte Martin den Teil des Tages, dem ihm die Abschrift übrig ließ, und bald sogar auch noch einen Teil der Nacht, mit der Durchlesung des Lombroso und Krafft-Ebing. Und zwar tat er das buchstäblich wie von einem Dämon erfaßt. Gelegentlich warf er, wenn Altmann mal gerade abwesend war, auch einen Blick in die Bibliothek.

Er fand hier einen besonderen Schrank, der von oben bis unten mit aller möglichen und nur erdenkbaren sexuellen Literatur vollgestopft war. Von „Tausend und eine Nacht", dem „Dekameron", Casanova, Eugen Sue, Sacher-Masoch, Agrippa, dem Pitaval, Hexenhammer, Ovid, dem Kamasutram, von Pierre Louys, den Novellen Catulle Mendès und anderer erotischen Klassik ganz abgesehen, und außer ferner von Werken über Flagellomanie, über die Folter, aller möglichen mysteriösen Kriminalnovellistik, war da eine schier haarsträubende Fülle des allergemeinsten und bis zum Unmöglichen obskuren und obszönen Schmutzes und Greuels in Wort und Bild zusammengetragen.

Er wußte nicht, mit was für einem Grauen und was für einer schwülen, öden, faden, zerrissenen Stimmung er diesen Schrank da wieder verließ. Und obgleich es das erste und letzte Mal gewesen war, daß er hier Einblick genommen, so blieb dennoch eine Nachwirkung und wob ihren fürchterlichen Einschlag in die Erlebnisse, Gedankengänge und inneren Krisen hinein, die er in der nächsten Zeit und von nun an zu bestehen haben sollte.

Vor allem war da nun diese, und zwar recht umfangreiche, Arbeit über Goethe, die er, bevor er die Reinschrift begann, von Anfang bis Ende durchlas.

Er hatte zuzugestehen, daß ihr ein sauberer und klar geordneter Aufbau eignete und eine gewisse äußere Stilfertigkeit.

Doch der Inhalt!

Es wurde also unter Anwendung der vier wesentlichsten Stigmata, die der berühmte Sexualpsychiater Magnus Hirschfeld für die Homosexualität aufgestellt hatte, nachgewiesen, daß Goethe ein Homosexueller gewesen. Allerdings, wie der Verfasser ausdrücklich und nicht ohne ein gewisses Pathos betonte, ein „Edel-Uranier“, oder, welchen etwas anders gefaßten Ausdruck er gelegentlich gleichfalls anwandte, ein „Edel-Urning“.

Der Verstand konnte einem stillstehen, mit was für einer ameisenhaften Belesenheit und welchem Scharfsinn hier was für eine erstaunliche Vielzahl von Beweisen für Goethes Homosexualität aus allen nur möglichen und denkbaren Berichten von Goethe und über ihn und aus seinen Werken beigebracht war! Sogar das Merkmal der zarten weiß und rosa Haut traf zu. Denn, obgleich Goethe durchschnittlich Zeit seines Lebens bräunlicher Gesichtsfarbe gewesen, hatte Altmann dennoch ein durchaus unbeanstandbares, übrigens tatsächlich rein biographisches Beweisstück ausfindig gemacht, nach welchem Goethe in einer gewissen Zeit seines Lebens, wenn auch nur vorübergehend, eine solche weiß und rosa „urnische“ Hautfarbe gezeigt hatte.

Die homosexuelle Gesamtsignatur war bei einem Individuum wie Goethe natürlich eine sehr komplizierte. Und Goethe war, versteht sich, denn auch „nur“ ein „Edel-Uranier“. Aber da fanden sich Eigenschaften, je nach den verschiedenen Lebensstufen, sowohl des männlichen wie des weiblich „veranlagten Homosexuellen“. Nirgends aber stimmte der Gesamtcharakter Goethes restlos in den Typ echter, normaler Mannheit hinein, wie ihn Altmann Martin, wenigstens in gröbster Grundierung, gekennzeichnet hatte. Die vielen Liebschaften, die Goethe sein Lebtag gehabt, auch die Tatsache seiner späteren Ehe und Vaterschaft, machten weiter keine besonderen Schwierigkeiten. —

Goethe war eben ein „Homosexueller mit bisexueller Veranlagung". Die „Venezianischen Epigramme", die „Römischen Elegien", „Westöstlicher Divan", „Werthers Leiden", „Wilhelm Meister", „Tasso" (Tassos Verhältnis zu Antonio), „Iphigenie" (Orest und Pylades) usw. usw. boten natürlich eine wahrhaft überwältigende Beweisfülle.

Aber auch aus Goethes artistischen Eigenschaften wurde in so geistvollen, wie exakten und mit unerhörtem Scharfsinn durchgeführten aesthetischen Erörterungen die Signatur des „Edel-Uraniers" hervorgezogen. Auch Goethes „feminine Stellung zum Weibe" wurde betont. Es fehlte hier durchaus jene männliche Härte und Herbheit und jene besondere „Verachtung des Weibes" für die neuerdings Nietzsche, „wenigstens rein intellektuell", ein so geniales und durchaus exaktes und männlich würdiges Verständnis dargetan hatte.

Es verstand sich des weiteren, daß die zahlreichen männlichen Freundschaften, die Goethe sein Lebtag „unterhalten" hatte, eine wahre Fundgrube gaben.

Ein Umstand stach nun aber bei alledem hervor, der ganz besondere Beachtung verdiente. Nämlich Altmann hatte sich an einer Stelle seiner Schrift einer etwas subjektiv gefärbten Aeußerung doch nicht enthalten können. Er teilte mit, daß er in früheren Jahren ein „warm begeisterter" Leser und Verehrer Goethes gewesen wäre, daß er aber von dem Augenblick an, wo er zur Erkenntnis von Goethes Homosexualität gelangt, nicht mehr imstande gewesen, Goethe zu lesen. Und weiter war es bemerkenswert, daß er den Mannesmut besaß, ausdrücklich zu erklären, daß er sich in entschiedenem Gegensatz zu dem im übrigen von ihm „hochverehrten Altmeister der Biologie Ernst Häckel" und dem Monistenbunde befände, die Goethe eine so außerordentlich hohe, vorbildliche und erzieherische Bedeutung für die modern ethischen und menschlichen Ideale einräumen.

Diese hinreichend umfangreiche und so überaus anziehende exaktwissenschaftliche Arbeit stand Martin also bevor, abzuschreiben. —

Das ganze Elaborat wäre ja nun wohl ohne weiteres hinlänglich abgeschmackt gewesen, wenn hier nicht schon in Martin selbst irgend ein sehr gefährliches Sophisma, irgend ein „etwas ist wahr an der Sache", von seinen bisherigen Gesprächen mit Altmann her übergesprungen gewesen wäre und angefangen hätte, seine Wirkung zu tun. Mochte Gott sich einer Jugend erbarmen und einer neuen Generation, der heute auf eine derartige Weise die erschrecklich größte Mehrzahl ihrer bisherigen besten, höchsten, heiligsten sogenannten „Illusionen" zerstört wurde! Denn war es z. B. nicht kennzeichnend, wenn Altmann da mitteilte, daß er Goethe, seit er ihn „exakt" als „Homosexueller" erkannt, nicht mehr habe lesen können?

Unter allen Umständen hatte sich diese Jugend hier aber mit einer überaus bösen, und vielleicht in allem seitherigen Kulturverlauf unerhörten Krisis abzufinden! Auf Tod und Leben! Zwar stand je und je die Probe echter Mannheit auf Tod und Leben: Aber noch immer hatte es doch einen rettenden Stern und ein positives *religiöses* Ideal gegeben, das auf all und jeden Fall nichts umkommen ließ. *Wo aber war es hier und für diesmal noch zu erkennen und vorhanden?* Denn konnte man etwa noch um die ganz offenbare Tatsache herum, daß diese „exakte" Diskreditierung der großen Ausnahmepersönlichkeit zuletzt auf die der großen *religiösen* Persönlichkeit hinauslief?

Eine Krise und eine Gefahr war da, wie sie ihren Folgen nach grauenvoller gar nicht zu denken war! Dieser Untergang der Religion mußte geradezu den Ruin, den unausdenkbarsten Untergang Europas bedeuten! Aber wie auch immer: *Um die Krankheit, um die Abnormität der Ausnahmepersönlichkeit war in irgend einem Betracht tatsächlich nicht herumzukommen!* Und dieser fürchterliche Wahnsinn war es, der sich aus der Lektüre dieses Machwerkes hervor Martin in die Seele krallte, und ihn zwang, sich auf Tod und Leben mit ihm abzufinden. Und zu nichts weniger als einer

günstigen äußeren Lage gesellte sich ihm dies furchtbare Erlebnis . . . .

*

Zunächst wurde es ein Zusammenbruch, eine unsäglich einsam getragene Oede und Leere, die zugleich irgend ein dunkler, in sich selbst hin und her hetzender Angstzustand war, ein erbarmungslos in sich selbst hineingezwängter Angstzustand.

Es prägte sich auch in Martins äußerer Erscheinung aus. Selbst wenn er es sich nicht zum festen Vorsatz gemacht hätte, mit Altmann nur mehr noch das Allerunumgänglichste zu reden: er hätte es einfach nicht vermocht. Er wurde fast buchstäblich mundtot. Jedes Wort, das er den Tag über sprach, rang sich heiser, flau und schief aus einer innerlich zermürbten Müdigkeit hervor, die zugleich das unausgesetzte Vibrieren dieses entsetzlichen, in seiner eigenen Leere hin und her fahrenden Angstgefühles war. Seine Augen lagen in Schatten, seine Gesichtsfarbe war bleich, sein Gang wurde ein hastiges Trotten mit unruhigem Genick und zwischen die Schultern gezogenem Kopf. Ein Trotten, das wie die Gangart eines übermäßig angestrengten, verhetzten Tieres war, das dennoch nicht ganz auf seine Rettung verzichtet hat. Selbst mit Christine redete er so gut wie nichts, wich ihr sogar verstört und förmlich ängstlich oder mürrisch aus. Altmann füllte sein Buch nur so mit „Beobachtungen“ . . .

Das ewige, stundenlange Klappern der Maschine, das anhaltende Sitzen, der Umstand, daß er die meiste Zeit, schon der fortgesetzt schlechten Witterung wegen, in seinem Zimmer zubrachte, fing an, ihm das Blut zu verdicken und seinen nervösen Zustand bis zum unerträglichen zu steigern.

Da geschah es eines Tages, daß sich mit einem Mal ein unbezwingliches Bedürfnis nach Bewegung einstellte. Und zwar als eine Triebäußerung, die er zunächst gar nicht erkannte, und die als eine mehr unbestimmte Unruhe einsetzte. Obgleich es seit dem frühsten Morgen ununterbrochen regnete, griff er schließlich nach seinem Hut und schickte sich an ins Freie zu eilen.

Unten war er schon im Begriff, Christine aufzusuchen, um vorzugeben, er habe in der Stadt zu tun, als er zufällig Gelegenheit erhielt, die Sache an Auguste auszurichten. Mit Diebesschritten, aus Besorgnis, daß im letzten Augenblicke irgendwoher Altmann auftauchen und ihn überraschen könnte, paschte er sich aus dem Haus hinaus.

Es war zehn Uhr vormittags. Der Himmel war grau wie ein Sack und näßte ununterbrochen einen feinsträhnigen Regen hernieder, der alle Welt gleichmäßig und gründlich mit seiner häßlichen, kalten Feuchte durchtränkte. In der stillen Luft regte sich kein Reislein. Kein Laut. Nicht einmal ein Hund fand den Mut zu bellen. Die Bäume und die Gerippe der Heckenbüsche, von denen trostlos die gelben Blätter in einen schmutzig nassen Moder von Erde und faulendem Laub niedertaumelten, starrten von der vielen unaufhörlich niedergehenden Nässe wie schwarzlackiert. Trübselig, mit feuchten Wänden und verdunstet standen die Villen in den grauen Gärten. Ueber den Wegrasen und durch die dicken, rostroten, braunen, grell giftgrünen und gelben in den schwarzbraunen Schlamm hineinfaulenden Laubmassen schritt er wie über einen jauchigen Sumpfboden. Wie es nachher bergab ging, auf einem Wege, aus dem das Grundgestein des Berges nackt hervortrat, kam er jeden Augenblick in Gefahr auszugleiten und zu stürzen. In feuchten Dünsten, öd und unbehaglich lag unten in ihrer Mulde die Stadt vor den grauverflorten Fernen des Flußtales.

Obgleich er Wald aufsuchen wollte, hatte er mit Absicht nicht den Weg zum Berg hinauf gewählt, sondern stieg zur Stadt hinab, um sie zu durchschreiten und von anderer Seite her einen anderen Berg hinauf in den Wald einzudringen und dort umherzulaufen, so weit und so lange er nur konnte.

Er wußte nicht, in was für eng zusammengequetschte Winkelgassen er eintrat. Kein Hund, kein Spatz, geschweige ein Mensch. Das holprige Pflaster voll dicken, schwarzen Schlammes. Tote Fenster, tote Türen und Tore. Zwischen den grauen Regensträhnen ein dumpf beizender, russiger Geruch von niedergedrücktem Essenqualm. Graue, gelbe, blaue, grüne, rote Tünche von schwarzgrauen Wasserstreifen lang herunter häßlich verunstaltet.

windschiefe, öde Fensterläden. Wenn das haftende Auge sich erhob, schweifte es an schnurrigen Giebeln, vorhängenden Häuserwänden, nassen, schwarzbraunen Dachziegeln hin, an verwitterten, kleinen Firmschildern mit sonderbaren Buchstaben, an einem toll bizarren Profil auf- und niedergehender Dachränder. Dachrinnen rauschten, und es plätscherten und rieselten zittrig oder strudelnd vorwärtseilende, schmutziggelbe Rinnsale. Und hinter den tristen, schwarzen Fensterlöchern hausten arme Leute und Philister, arme Leute und Philister.

Mitten auf dem schmalen, höckrigen, glitschig nassen Fahrdamm, durch Schmutz und Schlamm hastete und glitt er vorwärts, fühlte, daß er bleich und hohlwangig war, daß die Augen ihm tief lagen und starrten, fühlte, wie der kalte Regen ihm ins Gesicht prickelte, wie der schon durchnäßte Hut ihm schwer wurde und die Nässe hier und da durch die Kleidung wollte.

Hinauf ging's und hinab. Wie ein Gespenst ein vom Regen grauschwarz vernäßter alter Sandsteinbrunnen mit einem plumpen Schwan, der eine Kupferröhre anstatt des Schnabels hatte und seinen Wasserstrahl in all die endlose, graue Nässe hineinplätschern ließ. Eine hohe, alte Treppe aus bröckligem, glitschnassem Tuffstein hinauf: und er gelangte in breitere Straßen.

Verkehr. - - Ein paar schwergeladene Lastwagen ratterten, donnerten, krachten ächzend schwerfällig auf dem Fahrdamm mit nassen, dicken Gäulen davor, die Fuhrknechte Sackleinen über Kopf und Oberkörper gezogen. Die elektrische Straßenbahn. Menschen auf den Bürgersteigen, die ersten, denen er heute begegnete. Schwarze, eilige, vorgebeugte Schatten unter glänzig nassen Regenschirmen. Sie erschreckten ihn. Scheu, mürrisch, mit einer nervösen Feindseligkeit wich er ihnen aus.

Er bog in eine Nebengasse ein. An nassen Gartenplanken, triefenden Hecken und irgendwelchen wüsten Strecken hin. Ueber einen kleinen, öden, holprigen Platz mit einem todeinsamen, alten Steinbrunnen. Endlich aus all der trüben, gequetschten Enge heraus, im Freien, beim Fluß. Seine breite, öd grau

treibende Wassermasse mit ihren stumpf bleiigen Lichtern ließ die Empfindung all der Nässe fast unerträglich werden.

Drüben auf dem anderen Ufer dehnte sich ein Flachland mit Wiesen und Feldern zu den Bergen hinüber, die, von den dichten Regenschleiern verdampft, schwarz und düster ihren mächtigen Wall unterm dunkelgrauen Himmel hinzogen. Weißgrau geballte Dünste qualmten von den schwarzen Waldmassen auf. Die Wucht nackten, schroff klüftigen und verwitterten Graugesteins ragte mit hochgewölbten Flächen aus der Waldung heraus. Einer dieser Berge reckte sich kahl, nur hoch oben von Wald gesäumt, wie ein riesiger, runder Eulenkopf vornüber gegen das Gelände und den Fluß her. Wie schwarze Kugelballen klebten zahllose Büsche an der schroffen, rund vorgewölbten Steinwand. Aber noch hoch über ihn hinaus starrte feierlich düster ein gewaltiges, schwarzes Bergmassiv, das weit und breit im Land als der höchste Punkt erschien.

Er überschritt den Fluß und durcheilte das flache Gelände auf einem schlammig aufgeweichten, grundlosen Feldweg, der ihn auf den Eulenkopf und das Massiv zu führte. Er wußte nichts, als daß er da hinauf, und daß er da oben auf dem höchsten Punkt stehen wollte.

Die Wegränder: ockerfahle, braune, graue Dürre, mit dem letzten, spärlichen, krankhaften Rasengrün dazwischen, matschig naß. Hier und da eine Distel, eine einsame Klettenwildnis, ein letztes, gelbes Blümchen, eine wilde Zichorie mit ihren blaßblauen, dicht am zähen Stengel aufsitzenden Blüten.

Die nassen Stoppelfelder. Umgepflügtes Brachland mit naßverschlammten schwarzbraunen Schollen. Die Rübenbreiten mit matt glänzigen Lichtern auf ihren breitblättrigen Krautbüscheln, hier und da hoch in Samen geschossen. Die Kartoffelfelder mit ihrem schwärzlich verdorrten Kraut. Die langen Wiesenbreiten. Durch Regen und Graudunst zwischen dem letzten, blassen Grün des Jahres in weiten Flecken und langen, dichten Streifen die Herbstzeitlosen mit ihrem geisterhaften Blaßlila. Mit gespenstiger Magie in all dem endlosen, öden Grau und all der Nässe diese letzte blasse Farbe, dieser letzte

Schimmer, die letzte in Grau, Oede und Nässe ertrinkende Spur von Leben. Ein Lebewohl, ein Gruß ohne Hoffnung, ein geisterhaft hektisches Lächeln. Hier und da ein trübseliger Busch, starr, schwarz, tot, grotesk in aller nassen Weite; oder eine aneinandergedrängte Baumgruppe mit dunstverwischter, grauschwarzer Wipfelkontur.

Stumm watete, glitt und stürzte er vorwärts und immer vorwärts. Seine Kleidung war schon schiefergrau vor Nässe. Von dem durchweichten, schweren Filz seines Hutes herab rann das Wasser in Strähnen übers Gesicht, lief ihm aus den durchnäßten Haaren den Hals hinunter in den Hemdkragen hinein und über Schultern, Nacken und Brust.

An einem einsamen Heckenrosenbusch vorbei. Ein Stutzen in einer starren, rastlos keuchenden, hetzenden inneren Oede: die vielen roten Hagebutten! Es war als wäre mit einem Mal irgend etwas gewesen. Es schien ihn etwas beschäftigen, verweilen machen zu wollen. Aber es blieb nicht, gewann weder Deutlichkeit noch Gestalt, war wieder fort und vorbei.

Da beschrieb der Weg eine plötzliche Biegung und stürzte förmlich auf die kahle, hoch oben waldgesäumte, runde Felswand zu, klomm mit einem Pfad zu ihr empor Er stutzte, wie er die mächtige, vorgewölbte Steinmasse mit einem Mal so unmittelbar vor sich erblickte. Einen Augenblick zögerte er, dann aber begann er mit dem Instinkt und der mechanischen Sammlung eines Nachtwandlers den gefährlichen Aufstieg, den ihm der vom Feldweg abbiegende und über den rund vorgewölbten Kopf hin vorwärts führende schmale Steig ermöglichte. Wildes, zähstruppiges Gebüsch, grotesk von Stürmen und Unwettern zerzaust, säumte seinen Rand am schroffen Abgrund hin, und anderes ragte über ihm aus der Wand hervor und ließ aus Rissen und Schründen rauhe Wurzelschlangen von dem schieferschwarzgrau genäßten Gestein herabhängen. Schritt für Schritt klomm er, tollkühn, aber mit einer seltsamen Gleichgültigkeit. Doch es war ja noch etwas wie ein Gefühl, es war Anspannung, Druck, Ziehen, Dehnen, Spannen und Klammern von Muskeln und Sehnen, Ringen, Empfindung. . . .

Endlich stand er oben. Auf einer breiten, flachgewölbten, sicheren Angergrasfläche, die der schwarze Waldsaum halbmondartig einrahmte.

Ein Blick in den jähen Abgrund, den er überstanden hatte. Ein Blick über Wiesengelände, Fluß, Stadt und Bergwelt von grauer Höhe ins Graue. Nichts ringsum in todstiller, lauliger Luft, die die Verwesungsgerüche der Vegetation trug, nichts als das eintönige, endlose Rieseln des Regenfalles. Der Blick war groß und eigenartig, doch es hielt ihn nicht und ward ein inhaltleeres Starren.

Er wandte sich. Der Pfad, den er heraufgekommen war, führte ihn jetzt weiter in die Düsterung des Tannenforstes hinein. Durch verdorrte Nadelschichten und Blaubeerkraut schritt er vorwärts, mit keinem anderen Trieb und Ziel, als vorläufig nur immer zu schreiten und zu schreiten, gleichviel wohin? Ueber ihm, um ihn das eintönige Geräusch des Regens. Ein sprühender, feuchter Dunst; hier und da schwerere Tropfen oder der freiere Regenfall. Der dumpfe Waldgeruch mit seinem Kienhauch wirkte warm. Zur Rechten und zur Linken die rotgrauen, graugrün oxydierten, geisterhaft starr stillen Stammsäulen mit ihren magischen Schleiern der unteren, verdorrten Astruten, ineinandergewirrt, von grüngrauen Flechten bekrustet. In der Ferne verhauchte ihr Grau in das nächtige Dunkel der Waldtiefen hinein.

An dem tiefweltverlassenen Leben einsamer Schneisen vorbei, von denen durch den unendlichen Regen, von all der Nässe triefende und gewaschene ockergelbe Holzstapel herüberdunsteten. Eine Lichtung, von hohem wildstruppigem Gebüsch starr, still, trostlos öd bestanden. Durch nassen Graswuchs durch. An schlammigen, braundunklen Lachen und Tümpeln vorüber. Ein bodenloser, schwarzer Waldweg. Rinnende, plätschernde, rauschende Rinnsale, schmutzig grau mit zittrig und unstet vorwärtsgewirbelten, verdorrten Reisigstückchen, Tannennadeln, Holzspänchen, Borkenstückchen drin. Weißlichgraue Nebeldünste und -streifen, die in den Waldtiefen ihr träg huschendes Wesen hatten, vom Boden aufdampften und sich zu den schwarzen Wipfeln emporzogen. Jäh schreckend das dumpfe Krachen abstürzen-

der morscher Aeste, die all die Nässe in der Waldtiefe von den Stämmen löste.

Ueber eine Schonung hin, einen abgeholzten Hang hinauf, der von den gefällten und vom Gezweig befreiten Stämmen wie mit riesenhaften Streichhölzern besät war. Zur Linken führte eine weite, gleichfalls abgeholzte, oder mit jungen Tännchen bepflanzte Talschlucht schräg in eine freiere Landschaft hinab. An hohen Bergflanken weit und fern hin ein feierlich verdunsteter, grauer Weitblick mit einem Mal mächtig aus all der schwarzen Bergwelt herausgeschnitten. Ein seltsam großer, so eigenartiger Blick! War in der Seele wie eine schwer und düster verflorte, geisterhafte, seelenlose und doch erhabene Melodie von tief schwermütig überragender Hochwelteinsamkeit.

Und höher stieg er aufwärts durch dichten, alten Tannenforst. Etwas wie ein Ton, ein Ton, ein schwerer, erhaben müder Ton in irgend einer bodenlosen Tiefe grausend; so sehr eine letzte, tollmütigste Verwegenheit lockend, so unwiderstehlich ziehend, eine Verwegenheit, die ihren Willen und ihre Bestimmung kannte . . .

Endlich hatte er den höchsten Gipfel des Massivs erreicht. Die dichte Waldung ließ hier oben einen runden Platz frei, in dessen Mitte zwei hohe, graue, gewaltige Felsklippen ragten. Die eine ging noch ein Stück über die Tannen empor. Sie war wohl ein gesuchter Aussichtspunkt, denn eine Leiter war an ihr befestigt, auf der man sie erklimmen konnte. Oben war sie breit und geräumig. Eine Tanne ragte aus einem Spalt hervor und Gestrüpp wuchs aus ihr in die Höhe.

Er klomm die nasse Leiter hinauf, befand sich oben auf dem flachen Gipfel, man konnte ein paar Schritte tun, sitzen und liegen. In eine endlose Weite der Bergwelt hinein bot sich ein Blick über starr hingewellte schwarze Waldrücken. Nichts weit und breit als Berge, Berge und Wald, erhabene Tiefeinsamkeit des höchsten und grauesten Punktes.

Ueberwältigt mit einem Mal von einem tiefseltsam gleichmütigen Heimgefühl ließ er sich nieder, legte sich in seiner vollständig durchnäßten Kleidung lang auf die nackte, nasse Steinfläche. Weiße Dunstwolken unter sich und über sich die blei-

graue Himmelsöde, blickte er über die Endlosigkeit der schwarzen Wipfelmassen hin. Und fühlte, sah jetzt das unablässige, starr wühlende Zucken seiner ergrausenden Seele, fühlte, sah, wußte ganz das unsägliche Grauen dieses Erlebnisses, dessen Vampirkrallen ihm eine schon lange bereite Wunde in jenem Arbeitszimmer ein für allemal aufgerissen hatten. Und es gab aus keinem Elend mehr eine Zuflucht, es war der eisige Hauch der toten Seele, der ihn getroffen! Der Punkt! Der tote Punkt! — Der Held, der Mann war tot! Und ein Narr, ein Stümper, ein idiotischer, kranker, irrsinniger Delirant war er gewesen! Eitelkeit und Trug selbst im besten Falle sein Werk und seine hohen Gesichte! — Die Religion war tot, und es war alles, alles, alles gleichgültig und einerlei! Ein Notwendiges hatte sich vollzogen, oder eine unausdenkbar grauenvolle Sünde und Lästerung hatte lebendige Religion gemordet.

Er war am Punkt, er selbst war der Punkt! — — —

Aber da geschah ihm ein Besonderes.

Er war da, der fürchterliche, schwebende Augenblick, wo seine Seele nur noch von dem Trieb zuckte, sich von diesem Stein in die Tiefe zu stürzen und — von was außerdem noch? Was war jetzt Kraft, was war jetzt Schwäche? Es war nicht zu unterscheiden. Was war Mut und was war Feigheit? Und was bannte so dies wie jenes so peinvoll mit einer und der gleichen fürchterlichen Starre?

Und da ging mit einem Male ein lauter, lachender Schrei von ihm aus mitten in die rieselnde, graue, dunkle Einsamkeit hinein. Und noch einmal. Und der Schrei ward ein Lachen, ein Gähnen, ein Sichdehnen. Und plötzlich fühlte er seine bleischwer durchnäßte Kleidung und das über seinen nackten Leib rinnende Wasser, und wie etwas Notwendiges vollbringend und etwas Unvernünftiges, Sinnloses beseitigend, warf er den Hut beiseite, zog sich das Jackett aus, legte Stück für Stück seine Kleidung ab, bis er ganz nackt war.

Und es war das Gefühl einer tief aufatmenden, frohwilden, unsäglichen, übermenschlich sicheren, lachenden Ruhe. Ein unsagbar ruhiges, sicheres, spannendes Gefühl von Kraft und Mannheit. Eine so nie gekannte körperliche Empfindung,

Hingenommenheit, Entrücktheit, Element. Und ein unbeschreiblich wonniges Urgefühl von Wasserfrische, Heimat, Wiege, Anfang, Ursprung. Und Bad und Taufe, und ein Hinüber über eine mystische Schwelle. Und wurde noch einmal groß, frohwild entrückt jauchzender Ruf und Schrei: erlöste Weite und Tiefe, die ihre unermeßliche Kraft, Jugend und Fülle ahnte und grüßte! — — —

Anderthalb Stunden später und nachmittags nach zwei Uhr befand er sich wieder unten in der Stadt. Obgleich gänzlich durchnäßt, jetzt ohne ein Gefühl von Nässe, in einem Zustand, den er noch niemals gekannt in seinem Leben. Noch nicht einmal ein Staunen und eine Freude, ein seltenstes Erlebnis bestanden zu haben, war ihm im Bewußtsein. Ganz ein ruhig entrücktes, sicheres, wundersam gliedergelassenes, gedankenausgelöschtes Wohlgefühl war es, das ihn hatte . . .

In diesem Zustand begab er sich in den Fischkeller. Er fand ihn warm, dämmerig und leer zu dieser Stunde. Er bestellte sich eine Karaffe guten Jamaikarum, die er zu einem großen Teil austrank. Dann machte er sich auf den Heimweg.

Wohlig pulste ihm das Blut durch den Leib. Wie durch eine erstaunliche Märchenwelt durchschritt er, mit sicheren, gelassenen Schritten, in einem unaussprechlichen Gleichgewicht seiner Glieder, die Stadt und traf gegen drei Uhr in der Villa Altmann ein.

Unten im Flur traf er niemand. Um sich auf sein Zimmer zu begeben und seine Kleidung zu wechseln, stieg er ohne weiteres die Treppe hinauf. Aber in dem Augenblick, als er oben den Flur betrat, tat sich die Tür des Arbeitszimmers auf und der Kopf Altmanns kam zum Vorschein.

„Ja, aber . . . Aber . . .?!“

Zunächst stand ihm eine Weile der Verstand still, dann aber kam er mit pendelnden Rockschößen auf Martin losgebottet, kriegte ihn mit spitz zupfenden Fingern am Rockärmel zu packen und beguckte, untersuchte und betastete ihn von oben bis unten.

„Ja, aber . . . Aber — wie siehst Du denn aus?“

Jetzt schnupperte er auch.

„Und — ja! Aber nach was riechst Du denn? — Ja, sag' mal: Was soll denn das heißen? Was hast Du denn da gemacht?“

„Eine Wanderung hab' ich gemacht, bin naß geworden und habe, um mich zu erwärmen, Rum getrunken,“ gab Martin unter einem Lachen Bescheid, dessen er sich selber kaum bewußt war.

„Wie? — Ja na, aber . . . aber . . . Eh! Interessant! Hochinteressant! — Na aber wirklich, sehr interessant! — Ja na, und da ist ja doch überhaupt sag' mal, ein Paket von Deiner Mutter angekommen? So ein langer Karton da? Was denn für ein Paket? Wozu schickt sie Dir Pakete?“

Martin, von dem Lebenszeichen seiner Mutter angenehm berührt, öffnete sein Zimmer und trat ein. Mit sauber draufgelegtem gelben Paketkartenabschnitt lag das Paket auf einem Stuhl. Er zog sein Taschenmesser hervor, schnitt die Schnur durch und öffnete es.

„Ja na, aber was denn? Ein — Gesellschaftsanzug?“

Martin erschrak. Er hatte gar nicht bemerkt, daß Altmann hinter ihm her mit eingetreten war.

Es war Vaters noch ganz neuer Gesellschaftsanzug, den Mutter vom Schneider hatte umändern lassen. Aber da hatte Altmann ihn schon und hielt ihn Stück für Stück gegen das Licht.

„Ja, aber wie und wozu hat sie Dir denn so einen Anzug machen lassen können? — Ja aber das kostet doch, um Gotteswillen, Geld? — Wozu, wozu, wozu?“

Aber dann geriet er mit einem Mal in eine ganz entgegengesetzte Stimmung und wie es schien, auf einen Einfall.

„Eh, Du — zieh' Dich doch aus! Zieh' Dich um! Zieh' doch mal an und komm' dann mal zu mir 'rüber! — Hehehe! — Ich geh' also. Zieh' an, hörst Du? Ich muß Dich also mal in dem Anzug sehn.“

*

16.

Eine Viertelstunde später trat Martin mit dem Gesellschaftsrock angetan bei ihm ein.

„Ach was?“ rief Altmann von der Chaiselongue her. „O, gar nicht übel? — Sieh mal, sieh mal! Wirklich beinahe schick! Zwar ein wenig nach der gestrigen Mode — hehe! —, aber sonst gar nicht ohne! Figur! — Ja aber sag' mal: wozu im übrigen? Wir geben ja doch keine Gesellschaften, und ich selbst, weißt ja, geh' auch nicht in Gesellschaften. Wozu also? — Hehehe!“

„Nu', man kann einen schwarzen Anzug doch immer brauchen?“

Martin hatte sich bei diesen Worten nichtsBesonderes gedacht, er hatte sie nur so aus seinem augenblicklichen selbstvergessen aufgemunterten Zustand heraus lachend hingesprochen. Aber gereizt fuhr Altmann sofort drauflos.

„Eh wie?! Was? — Mhm! — Ah so!“

Nachdem er eine Weile mit eingekniffener Lippe vor sich hingeblickt hatte, zog er eilig sein Notizbuch hervor und machte sich in seiner pedantisch sorgfältigen Weise eine Notiz.

„Hm! — Du sagtest mir ja doch mal, Du wärest noch niemals in Gesellschaften gewesen? Wie?“

„Nie.“

„Was?!“ schrie Altmann und fuhr vor gereizter Wut halb von der Chaiselongue in die Höhe. „Ich bitte! Ich bitte sehr! Das hast Du gesagt!“

„O, aber ich sagte doch eben: Ich bin noch nie in Gesellschaften gewesen.“

„Ah so! Na also! — Ganz recht, und ganz etwas anderes, lieber Freund, wenn ich bitten darf. Man drückt sich, nicht

wahr, korrekt und unmißverständlich aus. — Na gut, lassen wir das."

Wußte der Himmel, warum er jetzt mit einem Mal abermals schwieg, und über welchen Gedankengängen seine Aeugelchen so angestrengt blinzelten. Und wußte der Himmel, warum er dann plötzlich sein meckerndes Lachen hören ließ.

„Ja, aber warum eigentlich nicht, weshalb bist Du noch nie in Gesellschaften gekommen?"

Martin schwieg. Er erstaunte über sich selbst, denn er hatte Mühe, ein lautes Lachen zurückzuhalten.

„Hehehe! — Gesellschaften machen Dich befangen, wie? — Ja na, so sag' doch einfach: ja! Was ist denn da weiter zu verhehlen? Man ist schließlich wie man ist, basta! — Also Du fühlst Dich in Gesellschaften befangen; sagen wir: geniert."

Wieder schwieg er einen Augenblick und blickte mit amüsiert nachdenklich gekniffenen Aeugelchen in den Rauch, den er seiner Zigarre entzog.

„Uebrigens natürlich etwas, was Du Dir abgewöhnen kannst. — Hm! — — Na, es versteht sich selbstverständlich, daß wir hier doch nicht so ganz und gar ohne Umgang sind, und . . Na aber, geh vorläufig! Ein andermal! — Mir ist da was eingefallen, hehe! — Aber ein andermal mehr davon. — — — Na geh, geh, geh!!" schrie er, vor Gereiztheit und Wut mit einem Mal wieder gelb bis in die Haarwurzeln hinein.

*

Die Klapperei mit der Maschine ging in der nächsten Zeit Tag für Tag weiter. Auch sonst hatte Martin den Kopf voll. Die Mutter hatte ihm in einem dem Paket beigefügten Brief mitgeteilt, sie sei in der letzten Zeit unpäßlich gewesen. Das tat sie sonst eigentlich nicht. Er wußte also nicht, ob er einen Anlaß zu Besorgnis daraus entnehmen sollte.

Von den Kaffeegesprächen im Arbeitszimmer hatte er sich jetzt freizumachen gewußt, indem er seine Arbeiten, zu denen auch schon die philologischen hinzugekommen waren, vorschützte. Freilich fand er sich dadurch Altmann gegenüber nicht besonders besser gestellt. Dieser merkte seine Absicht, ihm aus dem Wege zu gehen und nahm sie ihm übel. Vielleicht war es dafür ein

Zeichen, daß er wieder mit seinen Sonderbarkeiten anfing. So belästigte er Martin z. B. mit allen möglichen aufzieherisch geschwätzigen Vertraulichkeiten, gab ihm in jener sonderbaren Weise die Hand usw.

Da aber auch das auf Martin keinen Eindruck machte, geriet er in eine Periode gereizt niederträchtiger Schurigelei. Doch auch darüber ging Martin hinweg. Sein Wesen zeigte sich in allem, was vonnöten und von allem Anfang an zwischen ihnen vereinbart worden war, bis ins kleinste gefällig und dienstwillig und von eher schon peinlicher Gewissenhaftigkeit, im übrigen aber derartig mundtot und nach außen hin bis zur anscheinenden Schüchternheit verschlossen, daß es Altmann schließlich langweilig wurde und er ihn vorderhand zufrieden ließ.

Im übrigen fühlte sich Martin (und das bekam dann für alles, was sich später ereignen sollte, eine ausschlaggebende Bedeutung) seinem Onkel gegenüber in einem besonderen, ganz eigenartigen Verhältnis. Es lag in seinem Wesen, daß er ihn, wozu ja alle Veranlassung vorgelegen hätte, nicht bloß so komisch zu nehmen vermochte. Daß er zu seinem äußeren Vorteil seinen Schwächen geschmeichelt hätte und auf sie eingegangen wäre, schloß sich ebenfalls aus. Schon weil er ihn (zu seinem eigenen Nachteil, ja, wie sich später herausstellen sollte, bei einem Haar sogar zu seinem Verhängnis) dazu zu ernst nahm. Zuweilen empfing er von Altmann zwar den Eindruck einer maniakalischen Natur, was ihm fast Anlaß zur Nachsicht, sogar zu einem gewissen Mitleid gab, aber das war nicht das Eigentliche. Er beurteilte ihn tiefer. Wenn ihm gelegentlich des Waldspazierganges mit Christine zunächst nur erst aus dem Unbewußten hervor ein Gefühl für eine gewisse Dämonie von Altmanns Wesen aufgegangen war, so hatte das einen nachhaltigeren Eindruck auf ihn hinterlassen und sich ihm zu einem bewußteren Nachdenken gefestigt. Und in diesem Sinne fühlte er sich genötigt, ihn ernst zu nehmen. Er maß ihm die Eigenschaft eines in gewissem Sinne bedeutsamen Charakters bei. Das hing damit zusammen, daß er Altmanns Auffassung der Ausnahmepersönlichkeit eine bestimmte Wahrheit zuzuerkennen sich genötigt fühlte. Er empfand in dieser Hinsicht tatsächlich eine gewisse, fast aber-

gläubische Scheu ihm gegenüber, durch die er sich sogar auf eine seltsame Weise an ihn gefesselt fühlte. Aber es handelte sich dabei um ein so sonderbares Gefühl, daß er selber außerstande gewesen wäre, sich darüber ins klare zu kommen. Das Bedenkliche war jedenfalls, daß er nicht unbefangen war, und daß er sich beständig genötigt sah, sich in einer Weise mit Altmann zu beschäftigen, die einen richtigen, gesunden innerlichen Abstand ausschloß. Mit einer derartigen Stellungnahme befindet man sich aber einem solchen Menschen gegenüber in nicht geringer Gefahr, und das sollte sich bald erweisen.

Doch zunächst wurde er von Altmann, der ihm schon mehr wie zu viel aufgemerkt hatte und es ihm in seiner (und tatsächlich der bedenklichsten) Weise ein für allemal nachtrug, zufrieden gelassen.

Auch Christine war für ihn jetzt so gut wie nicht vorhanden, so ausschließlich war er mit seinen Arbeiten und seinen seelischen Zuständen beschäftigt. Auch ihr gegenüber zeigte er dies in sich verschlossene, zurückhaltende Wesen, diese geradezu mißtrauisch ausweichend und in sich hineingekniffen wirkende Blödigkeit, die gegen seine frühere, fast sympathisch aufgeschlossene Vertraulichkeit ganz unbegreiflich abstechen mußte.

Die sexualwissenschaftliche Lektüre setzte er mit einer Art von verbissenem Eifer fort. Nicht bloß Lombroso und Krafft-Ebing las er durch, sondern auch andere derartige Bücher, auch solche, die über Hysterie und Nymphomanie handelten. Alles das versetzte ihn, da er außerdem den größten Teil seiner Zeit sitzend zubrachte, mehr und mehr wieder in den seltsamen, unterbewußt in Anspruch genommenen Zustand von neulich. Er war sehr nervös, hatte kein gutes Aussehen und eine vernachlässigte Haltung.

Und wieder geschah es, daß er eines Tages von jener sonderbar plötzlich einsetzenden Unruhe erfaßt wurde, die ihn nötigte, ins Freie zu fliehen.

Ueber Nacht war Witterungswechsel eingetreten, und nach ein paar leidlich trockenen Tagen hatte sich ein sturmähnlicher Wind aufgemacht.

Martin durchschritt die Stadt, nahm flußaufwärts die Richtung ins Freie und strebte durch Felder und Wiesen hin den Bergen zu.

Er fühlte sich wohl, befand sich in einem halb unbewußten, dem Sturm und den Luftstimmungen hingegebenen Zustand, je nachdem dunkeldrückende Wolkenschatten mit Sonnenblicken wechselten.

Als er an einem Gartenstaket der äußersten Vorstadt hinschritt, gab er einer plötzlichen Anwandlung nach, sich über das Staket her eine dunkelrote Georgine zu pflücken. Und wie er die schöne, runde, volle Blume betrachtete, war es in ihm wie das Lachen einer großen, freiwilden Freude, und es geschah, daß es ihm ein dithyrambisch rhythmisches Fühlen weckte.

. . . Die Herbstäquinoktien dröhnen. Eine dunkelrote Georgine im Knopfloch bin ich mitten im großen Donnerbraus und erraffe seine Strophen, wandere, ein tiefes Purpurlachen in der Seele, stark und dunkel wie die Tiefen der Luft, durch Dunkelungen und befreites Licht in das große Schlummerlied des Jahres hinein.

Wie trüb das müde Land mit seinen kahlen, braunen Breiten! Ueberhangen von tiefgehenden, schwarzblauen Wolkenungetümen. Ein ragender Kohlstrunk, die Umrisse von Rübenpflanzen, die in Samen geschossen sind, ein Baum, ein sturmverbogenes Gestrüpp. Alles so sonderbar, so bedeutsam lebendig! Das Blitzen einer Lache, eines Wasserstreifens aus dem braunen Dämmer. Die alte, graue Landstraße mit ihren welligen Krümmungen, ihren durch die Einsamkeit dröhnenden Pappeln.

Der Feldweg. — Die sausenden, wildjauchzenden Luftströme, die ihm entgegenfuhren und gegen die anzuringen eine mannhafte Lust war.

Beim Fluß verweilte er, hörte das Lied des Wassers, das Lied der schaukelnden, wirkenden Ursprünge. Aus dem Einsamen dies Glucken, Schlürfen, Rauschen, Schleifen, Schellen und Klatschen; wispernde, stoßende, seufzende, zischende, flüsternde Laute; plötzlich aufspringende Ströme, die wie Wort und Rufe waren. Das seufzende, pfeifende, raschelnde, sausende Schilflied im Grauen. Es war nichts als das feierliche Grausen

vor den unwandelbaren Gewißheiten des Lebens und der Erneuerungen. Das starke Lied der grauen Einsamkeiten, das neckende Grab- und Friedenslied des Todes und der Verwandlung; blutrot in seiner Tiefe von Leben, Leben, wie die Farbe der Georgine, die er im Knopfloch trug als ein Glutsymbol seines geheimsten Sinnes, tiefenwarm wie Mutterwitz, Witz der Mütter, mit dem sie ihre Sonntagskinder segnen und feien.

Sie lachten, die Geister der grauen, tosenden Einsamkeit. Dies Lied gefiel ihnen, sie hatten Wohlgefallen an den Strophen dieser Sturmmären.

Denn hier heimelt das Lied von den Blumen und Früchten. Das Lied von der letzten Ernte des Jahres. Der Rauch der Kartoffelfeuer über die braune Feldbreite hin. Der Ruf der Fuhrknechte und der Schall ihrer Peitschen, das Schnauben der Gäule und das Knarren der Achsen, die die Last der strotzenden Säcke tragen. Die gebeugten Rücken der Männer und Weiber bei ihrer Arbeit, und die weißlich grauen, gelben und rötlichen Knollen zwischen den Haufen des braunverdorrten Krautes. — Die Haufen der großen gelben, roten und weißgrauen Rüben zwischen den geschichteten Bergen ihres lichten, abgeschnittenen Krautes. — Die letzte Herbstblume, die am Rain zittert, ihr bescheidenes Lied, ihr letzter müdverträumt satter Seufzer, das Leben der letzten, gilbenden, vom Regenguß vernäßten Gräser.

Das Lied der Herbstgärten mit dem Tanzreigen des welken Laubes. Die Strophe ihrer verglühenden Farben, vom Blutkarmin am Geranke die Hauswand hinauf. Die hochgestengelten, flammenden Scheiben der Sonnenrosen, der gelben, grünen und safranroten Kürbisse. Die vollen Trauben, die aus dem lichten Bernsteingelb und dem blassen Grün des dünnen Laubes hervorlachen. Die blauen Pflaumen, die rotbäckigen Aepfel und die saftigen Vollbirnen, die raschelnden Nüsse. — Das Lied vom bunten Farbentraum der hochstengligen Malven, der lachenden Georginen, der tieffarbigen Astern, der Karthäusernelken, der Dahlien und gelben Studentenblumen, der bleichen Nachtviolen, die im Glast des Herbstmondes geistern, und der letzten, verlorenen Rose im Licht der blassen Mittagssonne.

Das Lied von den Kindern im Herbstwald beim Haselnußpflücken. Der Sturm saust in den Buchenwipfeln und in den hohen Schwarztannen. Die Luft voll wirbelnden Laubes, bernsteingoldenen und purpurnen Spieles. Die Büsche sausen und zischen. Lebendige Harfen singen und jauchzen frische Freiluftlieder, hellen Uebermutes trunken. Die Kinder kreischen und schmausen. Eifrig streifen sie durch den gelichteten Forst, staunen mit furchtsam frommen, neugierigen Augen in seine Märchendämmerungen hinein und hören den Wode um die Berghöhen tuten. Die Bergwiese, die im sausenden Wind vom fröhlichen Gekreisch der Herbstgänse hallt.

Das Lied der Dreschflegel aus der warmen, staubigen Dämmerung der Scheunen. Der warm behagliche Fall ihres Taktes. Das Tinken der Weingläser beim Mittagsmahl und aus der geselligen Abendstunde beim ersten rot warmen Ofenfeuer. Das Rollen der ländlichen Kegelbahn aus dem Gasthausgarten. Südlandssehnsucht aus tausend und tausend schwirrenden, wirbelnden, sausenden Vogelschwingen.

Das Gekläff der Meute auf dem großen Gutshofe, der frohe Ruf der Jagdgenossen. Der Knall der Büchsen über die Feldbreite hin, der Schrei des getroffenen Hasen, der wie der Klageruf eines erschreckten Kindes ist, der Todesschrei des sterbenden Rehes. Der stattliche Hirsch, der von den Rüden gestellt, auf der Forstwiese zusammenbricht. Der Zug der Wildgänse, die Wildente, die vom Schuß des einsam schweifenden Jägers aus Weidicht und Uferschilf emporschnurrt.

Die endlosen, braunen, einsamen Heiden. Der gelbe Sonnenfleck, der im Nebel über schwarzen Bergtannen steht und grauem Geklipp. Der Glockenklang der Herden, die von den Berghalden ins Tal hinabziehen. Die weiten, fahlen Stoppelbreiten, das braune Brachland. Die weißen Nebel über den feuchten, nächtlichen Flußwiesen, wo die blasse Zeitlose dämmert und der gelbe Mond durch den umdunsteten Himmel blickt. Die Frühnebel mit ihren dicken, scharfriechenden Dünsten, die fahles Geäst und Zweigwerk näßen und glänzen machen. Die sanfte Elegie der letzten Sonnenblicke mit ihren freundlich milden Farbenspielen, mit silberflirrenden, ziehenden Fäden um Vogel-

beer- und Hagebuttensträucher, rote Ebereschendolden und über die Feldmark hin.

Breitere Strophen mit mächtigerem Pathos aus Fernen, schwellen an, machen staunen, locken und erregen Sehnsucht. Es ist das Lied von den großen Städten, von dem Brausen des gewaltigen Lebens, den Triumphen der organischen Seele, die sich sammelt und ihre äußersten Kräfte entfacht, ihre letzten, tiefsten, feinsten, sie in die höchste und letzte Erkenntnis hineinzutauchen. Die Riesenkörper der Weltstädte mit den unzähligen, lichtflammenden elektrischen Adern ihres Getriebes: wie eine große, bleichschimmernde Vision woben sie sich hinein in den düsteren, dröhnenden Sturmakkord. Die Vision lichtstrahlender Paläste, von tausend Triumphen der Betriebsamkeit und der Künste, die Vision endlos flutenden Verkehrs. Die Märchenvision ihrer Schätze und Reichtümer in den schimmernden Straßen, Dröhnen von Domglocken und nimmerrastendes Keuchen und Sausen von Maschinen. Die Theater, Konzerthallen, Vortragssäle und Museen, die abendlichen Prunkfeste mit ihrem Glanz, Reigentanz von Not und Lüsten, Freuden und Qualen, grobem und verfeinertem Treiben, Treiben, Treiben: geeint, erlöst, erhöht im Donnerton des Grauen, hingebraust aus den Fernen ins große Einsame. Geeintes Lied, sausend sternschicksalbestimmtes Spiel der Sphären, das in die grauen Fernen verbraust.

Schöne, große Welt, hohe, starke, vertraute und trauliche Dinge, lieblich, grausig, groß, wundersam, staunenswert, dunkel! Kraft, Liebe, Schönheit, Sicherheit, Fülle im großen, heilig runden Reigen! Welche Gewalten aus grauen Fernen kommend, aus den grauen Wassern, im Einsamen, verbrausend in graue Fernen, in die grauen Wasser! — — —

Aber in demselben Augenblick empfand er einen ziehenden Druck im Gehirn, dem eine schlaffe Uebelkeit unter den linken Rippen entsprach und ein abscheuliches, müdes Zittern und Insichzusammensinken gegen irgend einen spannenden, in sich gepreßten, drückenden, wollenden, dunklen Innenpunkt.

Zugleich war es geschehen, daß ein ungeheuerliches, schwarzmassiges Dunkel den lang witternden Sonnenblick jäh verschlang, den er in dieser Schau seiner Seele durchwandert hatte. Eine

ganz außergewöhnliche, bänglich tiefgehende, schwere, schwarze Wolkenwand war es, die der Sturm heraufgetrieben, und die diese tosende, dröhnende Einöde hier so weitab draußen grausenvoll machte.

Mit einem kurzen Schreck gewahrte er, daß er einen breiten Bühel hinaufschritt, auf dem graufahl und rostrot drei alte Eichen mit krachendem Getöse in die düstere Sturmöde hineindonnerten. Hinter den Eichen aber ging der Bühel in einen mit grauem Geröll bedeckten, wüsten Hang und Anger über, der gegen einen dunklen Waldberg anstieg.

Mit bebenden Knien wurde er von seiner inneren Beklemmung hinauf und zu den Eichen hingehetzt, und, einen kühlen Schweiß auf der Stirn, sank er zitternd unter der vordersten auf den fahl vergilbten Anger nieder.

Doch lag er nicht gänzlich, sondern stützte sich auf dem einen Arm halb in die Höhe. Wahrlich, diese Lage bedeutete kein Rasten. Und der dunkle, so seltsam eigenlebendige Innenpunkt preßte, drückte, wollte und zwang. Und das innere Wirbeln und Zucken und Hin- und Wider-Streben kam näher und wurde deutlich und fing an sich zu offenbaren. Und das tage- und wochenlang in sich hineingedrängte Grauen, und die ganze Wucht des die ganze, letzte Zeit über angesammelten Ekels und der selbstquälerischen Peinigungen, die er im Gefolge gehabt, bis ins Innerste, wie er das alles in sich gelebt und mitgelitten, fing an, seine wüsten Rhythmen und seinen grauenvollen Hexensabbath zu entfalten.

Und das alles, Sünde und Hölle der Menschheit und der Wesen, war ewig und unvermeidlich, und es traf, wie es traf. Und traf jeden, ohne Ausnahme jeden in allem und dem einen ungeheueren Ringe der Ewigkeit. Jeden, jeden, jeden einzigen und einzelnen, und — Einen! . . .

Er suchte die Schuld und die Schuldigen? Doch da raste mit einem Mal ein wilder, sehr und ganz und seltsam persönlicher Grimm in ihm auf.

O verdammt, verdammt jede Mannheit und Weibheit, die in selbstgerechtem Dünkel, die mit frivolem Spott sich hier erhob und richten wollte und heuchlerisch im Dünkel einer rohen und

wer wußte wie zweifelhaften „Gesundheit“ und „Normalität“ und ihrer „Lebensfreude“ doch vielleicht erst all solchen Elendes und seiner Hölle Ursache war! Eine Mannheit und eine Weibheit, eine „Kraftfülle“, „Gesundheit“, „Normalität“, die sich nicht selbst bezwang und über Gottes und heiliger Gattung deutlichstes Gebot und Wesen hinweg ihrer Sünde sich brüstete als einer Tugend und lebendiges Leben schändete mit ihrer Lust! . . .

O ewige Wut der Vergeltung! Ewiges Getöse von Teokallis mit ihren blutüberströmten Stufen! Ewiges Dröhnen von Domglocken über dem Bild des geschändeten göttlichen Lebens und Gebotes! Ewig und unvermeidlich! Ohne Hoffnung ewig und unvermeidlich! — — —

Und wie ein Blitz von Offenbarung flammte hier eine unumstößliche Gewißheit in seiner Seele auf, die ein närrisch schwächliches Hoffen und einen gewissen religiösen Optimismus dieser gegenwärtigen Zeiten traf. Etwas, das in diesem Augenblick fest wurde und blieb!

Verflucht jede Lauheit, Flauheit und Selbstgerechtigkeit! Und o b er's „ernst meinte“, der alt' böse Feind, dieser einzige, den es in aller Welt gab! O b es den Kampf galt! . . .

Doch da erhob sich der Punkt, der schaurige Punkt, da stieg er herauf mit seinem letzten, tiefsten, erhabensten Grausen, stieg ganz herauf mit einem großen, feierlichen, allwissenden und alles umfassenden Blick der Ewigkeit!

Hatte er in diesem Augenblicke verdammt und Stellung genommen, oder eine Stellungnahme in sich e r k a n n t, die wohl sicherlich fest war und m a n n h a f t, vielleicht in sehr glücklicher, guter, gesunder Mannhaftigkeit, innerlich fest und borniert? Hatte er?

Aber wie stand es denn? Lebte und wirkte denn dies und jenes, Tugend wie Sünde, nicht der Eine und Einer, und war nicht b e i d e s sein Teil? Und ist dieser Eine nicht jeder und jeglicher, und war nicht auch er selbst dieser Eine? Und sollte sein Fühlen und Leben je und je im Grunde und alles in allem wirklich recht, gerecht und tugendhaft gewesen sein — o gewiß und sicher in dem Sinne, daß er niemals wissentlich einem Elend und einer Sünde in eitler Selbstgerechtigkeit sich verschlossen und

sie mißachtet hätte! —, wie denn wollte er und er in aller ewigen Bestimmung und Wiederkehr jemals dieser höchsten und schwersten Sünde von Flauheit und heuchlerischer Selbstgerechtigkeit entrinnen? Wie? Wie? — — — Wie war es möglich und denkbar, daß er das vermöchte? — — —

Dieser Augenblick war ein unsäglich grauenvoller, war eine unbeschreiblich übermenschliche Qual. Sie wurde aber ein fürchterliches, starres Vibrieren, das Martin über und über mit einem seltsamen, feinen, wie krampfigen Zittern erschütterte.

Minutenlang hockte er in solcher Weise, kreidebleich und mit weiten Angstaugen, über den ganzen Leib in eine sonderbare, feine, eisige Kühle gehüllt, saß wohl in der wahrhaften Hölle. —

Aber da ereignete sich ein Seltsames. Es geschah plötzlich, daß sich seine Lippen unmutig leis in die Höhe schürzten und er einen kurzen, schnaufenden Laut von Unwillen ausstieß, und zu gleicher Zeit wandte er unter einem unbewußten kurzen Aufatmen langsam den Kopf gegen die Eiche herum und blickte mit einem gelassenen, wie erwachenden Blick an ihr in die Höhe.

Ihr gewaltiger Stamm war niedrig und zeigte große, dick abstehende, knollige Auswüchse. Oben aber wölbte und reckte sich mit ungeheuren Aesten rostrot die riesige, sausende Krone.

Er verharrte in dem Anblick und lauschte auf dies straff krachende Donnergetöse. Und plötzlich begannen seine Augen sich zu beleben und ein Lächeln spielte um seinen Mund. Und langsam, das Gesicht beständig der Krone zugewandt, erhob er sich, trat an den Stamm heran und betrachtete, die Hände in die Hosentaschen gehängt, eine Weile die knolligen Auswüchse. Plötzlich aber griff er zu und stieg mit ruhigen, zwecksicheren Bewegungen, die Knollen als Stufen benutzend, hinan und hinein.

Einen Augenblick stand er mitten in dem gigantischen Höllenlärm, dann ergriff ihn ein übermütiges Verlangen, noch höher hinanzuklimmen. Und mit den gleichen zwecksicheren Bewegungen und Griffen kletterte er weiter, bis er oben, im obersten Wipfel, auf einer Astgabelung einen Sitz fand.

Sein Leib, Hände und Arme, mit denen er die seitlichen Aeste umklammerte, fühlten die graue, rauhrissige, sturmkühle

Borke mit einem unaussprechlich fröhlichen Wohlgefallen, und seine Blicke hafteten in der Tiefe des gewaltigen Laubzeltes und an den Bogen und starr gereckten Krümmungen des machtvollen Astwerkes.

Er lebte das in der einsamen, großen, weiten Dunkelung so seltsam Deutliche und Nahe selbst des feinsten Blattes und seiner fahl rostroten Tönung, und wie sie, von dem Odem des Sturmes getroffen, alle nach der einen Seite hin zitternd sich mit ohrenbetäubendem Gerassel strafften. Und mit wonnigem, festgestrammtem Widerstand seines Leibes ging er auf in dem Anprall der straff, mit dem Gebrüll von hundert Kanonen herandonnernden Atmosphäre und dem heilig einsamen Geheul der Todesäquinoktien . . .

Lange saß er so, da oben, ganz in dies übergewaltige, tiefeinsame, große Leben verloren. Dann kam ein Augenblick, der seine Augen von einem plötzlichen Einfall aufblitzen machte, und, während er ein Lachen hervorstieß, stieg er etwas schneller, aber sicher und mit freudig lauschender Behutsamkeit wieder hinab. Unten angelangt aber begann er vor Lust zu rennen und rannte, trotz dem Geröll, das hier dicht umherlag, und dem Sturm, der ihn von der Seite her traf, im ringenden Lauf den Hang hinter den Eichen hinauf oben dem Waldsaum zu.

Es war ein Rennschritt aus aller Kraft, der ununterbrochen fast zehn Minuten dauerte, und in welchem er nichts lebte, als diese Hingabe seiner Kraft, die ihm der Anstieg, das Geröll und die Hemmung des Sturmpralles gewährten.

Oben im Forst angelangt, streifte er, ungeachtet dieser und jener Gefahr, die ihm bei einem derartigen Sturm hier drohte, und ihrer unbewußt, noch lange nach dieser ihm noch neuen Richtung auf dem Berg umher . . .

. . . Wie er vor seinem Aufbruch zu Hause angesagt hatte, befand er sich am Nachmittag gegen vier Uhr auf dem Hinanstieg zur Villa Altmann.

Als er in die Straße einbiegen wollte, in der das Haus lag, traf es sich, daß er Auguste begegnete. Sie teilte ihm mit, daß sie zur Stadt hinunterginge, um Besorgungen zu machen, und daß der Herr ausgegangen sei und vor dem Abendessen nicht

zurückkehren werde. Dann erreichte er das Haus und begab sich ohne weiteres auf seine Stube.

*

Er hatte sich, hier angelangt, ans Fenster gesetzt und der vorzeitigen Dämmerung hingegeben, die das schwere, treibende Sturmgewölk machte.

Einen flüchtigen Augenblick dachte er auch an Christine, die unten im Hause allein war, schließlich versank er in einen angenehmen Schlummer.

Eine geraume Zeit hatte er so dagesessen, als er plötzlich durch ein Geräusch draußen auf dem Flur aufgeschreckt wurde.

Er horchte und vernahm es wieder. Behutsame, zögernde Schritte, dicht bei der Tür. Gleich darauf war es wie ein Druck gegen die Tür, wie wenn Jemand sich mit der Hand gegen sie stützte. Dann blieb es eine Weile still. Jetzt aber legte sich eine Hand auf die Klinke. Es gab einen feinen, metallischen Laut. Dann ging die Klinke langsam, behutsam nieder, leise öffnete sich die Tür, und es erschien Christine und blieb, nachdem sie mit bebender Hand die Tür wieder zugedrückt, stehen.

Er war in die Höhe gefahren. Und sie vorn bei der Tür, er am Fenster, standen sie sich ein paar Augenblicke stumm gegenüber.

Die Stube war schmal, so daß Christine dicht neben dem Bett stand, das, gleich bei der Tür, hergerichtet, mit sauber zurückgeschlagener Decke zur Nachtruhe bereit war.

„Du bist da?" löste sich endlich aus der Stille leise ihre zitternde Stimme. „Ich habe Dich kommen hören."

Martin schwieg.

Und wieder ihre bebende, halb erstickte Stimme:

„Brauchst Du nichts? — Hast Du gegessen?"

„N — nein", entfuhr es Martin, der keine Gedanken hatte, wider seinen Willen.

„O, Du hast nichts gegessen!"

Es blieb ein Schweigen, das bis zu einem Punkt ging, wo es zu lang wurde.

Er gewahrte in dieser Stille durch die Dunkelung her eine zunehmende Unruhe ihrer Gestalt. Und da — mit einem Mal —

fiel sie, von einem verzweifelten Schluchzen geschüttelt, über das Bett hin.

Einen Augenblick stand er, von einem Schreck, der mehr ein physischer als ein seelischer war, in einer atemstockenden Hemmung gehalten da, dann aber begab er sich langsam zu ihr hin, stand bei ihr, sah auf ihre Gestalt nieder, die da dunkel, in sich zusammengekrümmt und von diesem verzweiflungsvollen Schluchzen zuckend, vor ihm lag, und mit stockendem Atem, im übrigen außerstande etwas zu sagen, beugte er sich langsam zu ihr nieder und legte ihr die Hand auf den Rücken. Sie zuckte leise zusammen, ihr Schluchzen stillte sich einen Augenblick, um dann aber von neuem, noch verzweifelter, zu beginnen.

Stumm beugte er sich noch tiefer über sie und umfing sie.

So blieb es eine Weile.

„Martin! O, was hast Du? Wie bist Du gegen mich? Was hab' ich Dir getan? Warum bist Du so zu mir?“ brachte sie endlich hervor. Aber ihr Weinen war wilder, bänglicher, fing an Besorgnis zu erregen. Krampfhaft reckte sie die Arme vor sich hin, krampfte die Hände wie unsinnig in das Bett hinein. Und ihr ganzes Elend brach aus ihr hervor mit den erschütternden Jammerlauten der Hysterie, die die Qual ihrer schmählichsten Hölle verrieten.

„Ach!“ schrie sie auf. „Ich bin ja doch zu unglücklich! — Diese Schande! Diese Schande! Diese Schmach! Diese widerliche Hölle zu ertragen! — Ach, ach, ach, töte, töte mich doch, mach' doch, mach' doch mit mir was Du willst, töte mich! — Ach, nimm mir doch dies jämmerliche, unerträgliche Leben! — Ich kann, k a n n's ja nicht mehr ertragen! — Ach Gott, es hatte mir doch so unaussprechlich gut getan, daß Du so gut und lieb zu mir warst! Ach, es war ja doch so schön, so schön, so unbeschreiblich schön! Was hab' ich Dir getan, daß Du jetzt so zu mir bist?“

Es geschah, daß sie ihm das Gesicht zuwandte, wie er bleich, heftig atmend dicht zu ihr hingebeugt auf sie niedersah und sie mit einem beruhigend festeren Drucke hielt; von Tränen verwüstet, bleich und verschwollen, die Haare wirr, die Augen peinvoll irr

und starr und verschattet sah sie ihn mit einem unaussprechlichen Blicke an.

Er antwortete nicht, *konnte* nichts sagen: aber er ließ ein seltsames, unbewußtes Lachen, das Lachen einer seltsamen, starken Fröhlichkeit hören; und unter diesem Lachen beugte er sich noch tiefer auf sie hernieder, sank auf sie nieder, preßte sie fester und fester gegen sich.

Ihr Weinen verstummte, ging in ein seliges, leises Lachen über.

„Martin! — O Martin! — O wie gut!“ stammelte sie. „O so, so, so, so . . . Ach Gott, so! O so!“ — — — — —

*

17.

Beim Abendessen trafen sie dann mit Altmann zusammen.

Er zeigte sich, wie immer, wenn er in der Stadt gewesen war, bei Laune und gesprächig, machte in seinem schmucken Ausgehanzug eine gewisse Erscheinung, und sein Wesen und seine Bewegungen hatten etwas Apartes.

Christines Verhalten war ruhig. Eher verriet sie ab und zu mit diesem oder jenem kleinen Versehen bei Tisch — was sonst niemals vorgekommen war — eine gesunde Zerstreutheit. Martin wunderte und freute sich zugleich, wie gut ihr Aussehen war und was für lässig ruhige, wohlige Bewegungen sie hatte. Ein paar Mal nahm er an ihr ein unbewußtes Aufatmen wahr.

Auch er hatte an ihrer Zerstreutheit teil, empfand seinem Onkel gegenüber aber eine gewisse Befangenheit. Es geschah vielleicht zum ersten Mal, daß er ihn als den älteren Mann und als seinen Onkel, den leiblichen Bruder seiner Mutter empfand.

„Na, sag' mal", fing Altmann an, der wie immer viel und mit Andacht von den guten und reichlichen Dingen aß, die es zu Abend gab. „Dein Ausflug scheint Dir ja soweit gut bekommen zu sein. Siehst wenigstens, alles was recht ist, doch mal wieder etwas vorteilhafter aus. — Mußt Du öfter machen. Du weißt ja, denk' ich, daß Du hier nicht in Klausur bist, daß Du bei mir keine Bureaustunden hast. — Offengestanden, Du sahst die letzten Tage her miserabel aus."

Er war bei so ausnehmend glücklicher Stimmung, daß er ein herzliches Lachen vernehmen ließ und mit einer gewissen Jovialität seine Aeugelchen bald Christine, bald Martin zuwandte. Diese Jovialität verlieh ihm, bei seinem augenblick-

lichen haltungsvolleren Benehmen etwas von einem geräusch-voll fröhlichen alten Herrn.

„Uebrigens, mir fällt ein: Aber Du hast ja bis jetzt eigentlich noch nie einen Hausschlüssel verlangt. Aber warum nicht? Hehehe! — Na also selbstverständlich soll Dir ein Hausschlüssel nicht vorenthalten werden. Erinnere mich doch morgen früh. — Ich habe als Hausherr und Hausbesitzer durchaus nichts dagegen, wenn sich dieser oder jener Deiner sehr, sehr verständigen Streifzüge mal so lange ausdehnen sollte, daß Du den Hausschlüssel vonnöten hättest. — Aber selbstverständlich, aber ganz selbstverständlich doch, lieber Freund! — Na, erinnere mich also. — Training, Training, Bewegung! — ‚Water, exercise and diat: there are the three greatest physicians', wie ein berühmter englischer Arzt gesagt hat. — Na aber, was ich sagen wollte."

Sonderbarerweise ließ er diesen Worten ein Schweigen folgen, als ob er sich plötzlich an etwas erinnere, und sein Gesicht nahm einen ernsten, vielleicht sogar peinlich berührten, verdüsterten Ausdruck an. Mit etwas veränderter und zunächst zögernder Tonart fuhr er endlich fort:

„Ich habe in der Stadt die Baronin Hilsbach getroffen. — — — Eh, na ja! ich habe ihr also von Dir gesprochen. Ich versprach Dir neulich doch wohl, Dich in Gesellschaft bringen zu wollen, hehehe!"

Gott mochte wissen, warum er in diesem Augenblicke lachte, aber dieser Augenblick sollte Martin noch verhängnis-voll werden; denn Altmann hatte ihm, trotz seiner augenblick-lichen guten Laune, nichts von dem vergessen, was er ihm nachtrug. — — —

„Na ja! Also ich verkehre bei der Baronin Hilsbach, be-suche öfters ihre Teeabende. Sie hat jeden Donnerstag einen Fünfuhrtee. Uebermorgen haben wir Donnerstag. Ich habe ihr also gesagt, daß ich mit Dir hinkommen würde. Du wirst also Gelegenheit haben, Deinen Bratenrock einzuweihen.

Eine höchst interessante Frau! Alle hiesige Welt verkehrt natürlich bei ihr. Professoren und was wir sonst an ‚geistiger Elite' haben. Hehe! — Sie hat ja freilich so

diese und jene Schrullen. — Hm! — Es werden z. B. manchmal spiritistische Sitzungen bei ihr abgehalten. Sie hat schon berühmte Medien in ihrem Salon gehabt. Kann sich leisten, was sie will; schwerreich. — Ueberhaupt — Hehehe! Na also, um Dich vorzubereiten, nicht wahr? —, es geht bei ihr hin und wieder etwas kurios, sozusagen ‚übermenschlich' zu. Sie hat so ihren Kicker auf Ausnahmenaturen. — Also sag' mal: bist Du eine? — Hahaha! —"

Nachdem er gesprochen hatte, wurde er schweigsamer, schien von irgendetwas innerlich in Anspruch genommen. Er begab sich denn auch gleich zum Arbeitszimmer hinauf, weil er noch notwendig zu arbeiten habe, und ließ Martin und Christine allein, nachdem er sich für später noch Kaffee hinaufbestellt hatte.

Christine lud, als er gegangen war, Martin in ihr Zimmer hinüber.

Sobald sie eingetreten waren, flog sie ihm an die Brust.

„Wirst Du mit hingehen?" frug sie dann, als sie sich niedergelassen hatten.

„Wohin?"

„Zu dem Weibe da?"

„Zu der . . ."

„Baronin Hilsbach", ergänzte sie.

„Ich habe kaum gehört, von was er gesprochen hat."

Sie schmiegte sich an ihn, fragte lachend:

„Woran hast Du gedacht?"

„Also — an Dich."

„Martin, geh nicht hin!"

Sie war mit einem jähen, kleinen Schauder zusammengezuckt und strich sich über die Stirn.

„Warum?"

„Ich — weiß nicht. — Es heißt, sie soll so ein sonderbares Weib sein. — Sie ist ja wohl schon mal in der Nervenanstalt gewesen."

„In der Nervenanstalt? — Ach! — — So! — — Aber ich muß ja doch wohl mit hin. Ich wüßte nicht, wie ich's ihm verweigern sollte. Er würde mich drangsalen bis zum äußer-

sten. — Vielleicht kann es mir übrigens auch irgendwie von Nutz sein."

„Ach so, ja."

„Warum soll ich nicht hingehn?"

„Er verkehrt so viel bei ihr", flüsterte sie, ohne zu antworten, aus einer Nachdenklichkeit heraus. „Ich weiß nicht? Sie machen da ja solche spiritistische Sachen", setzte sie hastig und wie beunruhigt hinzu.

„So! — Na, ich habe keine Anlage zum Medium", lachte er.

„Kennst Du solche Sachen?"

„Ein bißchen wohl, ja. — Jedenfalls weiß ich, daß ich nicht zu hypnotisieren bin."

„Ich ja auch nicht. — Aber er versteht sich darauf. Er hat es gelegentlich mal mit mir versucht, es ist ihm aber nicht gelungen. — Uebermorgen ist ja schon Donnerstag. — Interessiert es Dich, hinzugehen?"

„Na, vielleicht ja? — Ich bin außerdem noch nie in Gesellschaften gewesen. — Ich weiß ja auch, daß ich mir nichts draus mache. — Aber vielleicht ist es doch zu was nütze, wenn man mal unter Menschen kommt. — Man sollte wohl auch Dingen, die einem bloß so unangenehm sind, nicht so ganz aus dem Wege gehen."

„Ja, ja."

„Wie kamst Du denn drauf?"

„Ich weiß nicht, ich spreche nur manchmal so hin, wie ich's im Gefühl habe. Ich weiß selber nicht. — Es war mir bloß so unbehaglich, weil er von Spiritismus sprach. — Ich kenne das ja weiter gar nicht. Aber ich weiß nicht, warum es mir widerwärtig ist. Im übrigen bin ich ja dumm und ganz ungebildet. Ich habe weiter keine Urteile."

Sie errötete.

Er schwieg. — Was sie da gesagt hatte, berührte ihn tiefer und erregte in ihm einen unbestimmten Respekt. Er erinnerte sich, wie wunderbar sie neulich vom Klabautermann erzählt hatte. Andrerseits erweckten ihm aber ihre gefühlsmäßigen Besorgnisse jetzt erst recht so etwas wie eine Neugier

auf die Gesellschaft, die ihm da übermorgen also bevorstand.

„Ich werde ja sowieso noch manches meinem Examen zu lieb tun müssen, warum nicht auch das?“ schob er die Angelegenheit endlich beiseite.

Es blieb ein Schweigen.

Bis Christine mit einem Mal fragte:

„Warum will er Dir denn jetzt mit einem Mal den Hausschlüssel geben?“

„Ich weiß nicht, ich hab' nicht hingehört. — Wohl weil er so gut aufgelegt war.“

„Aber warum den Hausschlüssel? Was sollst Du denn Abends in der Stadt?“

Er lächelte, denn ihm fiel mit einem Mal etwas ein. Aber er sagte:

„Ich weiß nicht.“

„Du gehst ja doch nicht in die Kneipe? Oder hast Du vielleicht Lust dazu?“

„Na, vielleicht könnt' ich ihn in der nächsten Zeit doch hin und wieder mal brauchen. — Ich habe in der Stadt ein paar Bekanntschaften gemacht, die mir gefallen und mit denen ich freilich nur abends und im Fischkeller am Albrechtsplatz sicher zusammentreffen kann.“

„Ach, wen?“

„Ein ‚bemoostes Haupt‘“, gab er Bescheid. „Einen Philologen und Privatlehrer; ein prächtiger Kerl, so was wie ein Original. Und sehr gescheit, wie's scheint. — Gotthold Kuhn heißt er“, fügte er hinzu, um sie alles wissen zu lassen. „Ihn und noch zwei andere. Zwei russische Studenten. Michael Kolzow und seine Schwester Lisa Kolzow.“

„Ach, — russische Studenten?“

Sie wurde wieder ängstlich.

„Sind das nicht Nihilisten?“

„Ich weiß nicht? Ich glaube nicht, daß die beiden gerade Nihilisten sind. — Aber Revolutionäre, von der neuen Richtung können sie wohl sein. — Ich kenne sie nur erst ganz flüchtig, aber ich möchte sie wohl gern näher kennen lernen.“

„Revolutionäre? Ist das nicht dasselbe wie Nihilisten?“

„Ich glaube, nicht ganz dasselbe. — Die Nihilisten verwerfen ja jede heutige Ordnung, aber die Kolzows werden Sozialisten sein, die heutigen russischen Verhältnisse sind ja doch auch unhaltbar."

Christine sah ihn mit einem hilflos angestrengt nachdenkenden Ausdruck an, er konnte sehen, daß sie auch das nicht recht verstand.

„Du verkehrst mit ihnen? — Aber, wart' mal, es sind doch voriges Jahr hier russische Studenten ausgewiesen worden?"

„Ja. — Aber ich möchte sie trotzdem gern mal kennen lernen. — Man kann doch manches lernen. Es scheinen ja ein paar ganz prächtige Menschen zu sein. Gotthold Kuhn hat sie sehr gern. Ich glaube sogar, er ist in Liuschka so was wie verliebt."

„Ach! Liuschka? — Liuschka!"

„Es geht mich ja nichts an, daß sie höchstwahrscheinlich Revolutionäre sind, wenn sie mir nur als Menschen gefallen, nicht?"

Sie antwortete nicht. Sie schien auf andere Gedanken gekommen zu sein. Sie war ernst geworden und sah vor sich nieder, während ihre Brust sich hob und senkte.

„Warum bist Du neulich so lange im Regen draußen gewesen?" fragte sie endlich leise. „Und heut' in dem Sturmwetter?"

Ihre Stimme verriet das Leid, das sie seinetwillen ausgestanden hatte.

Er zögerte zu antworten, wußte nicht, was er ihr sagen sollte.

„Ich hatte Beängstigungen vom vielen Sitzen, war überanstrengt, überarbeitet, ich mußte mir auf jeden Fall Bewegung machen", sagte er endlich.

Sie fuhr in die Höhe, eilte zu ihm hin, umfing ihn, schmiegte sich an ihn an und küßte ihn mit einem langen, leidenschaftlichen Kusse, er fühlte, wie ihm dabei ihre Tränen auf die Wangen tropften . . .

Klappern von Gerät schreckte sie auf. Es war Auguste, die nebenan abräumte.

Er riß sich los und erhob sich, um zu gehen. Doch sie folgte ihm bis zur Tür und umfing ihn abermals.

„Warte . . . Warte noch auf mich!“ flüsterte sie ihm zu . . .

*

18.

Am nächsten Tage war der Sturm einem stillklaren Wetter gewichen. Vom blaßblauen Himmel wärmte die Sonne und belebte die Farben des wenigen Laubes, das der Sturm noch an Busch und Baum gelassen, und die letzten Gartenblumen auf ihren Beeten. So angenehm und mild war die Luft, daß Martin am Nachmittag mit Christine eine kleine Wanderung den Berg hinauf und in den Wald hinein unternahm. Er entrann damit zugleich so halb und halb Altmann, der ihm den ganzen Tag über, so oft er mit ihm zusammentraf, endlos mit dem für morgen beschlossenen Besuch aufwartete. In einer Weise, die ihm vielleicht hätte befremdlich sein können, wenn er nicht von so ganz anderen Dingen in Anspruch genommen gewesen wäre.

Die Komödie ging dann den nächsten Tag weiter und erreichte ihren Höhepunkt, als Martin am Nachmittag sich zum Besuch rüstete. Es ging so weit, daß Altmann in sein Zimmer eindrang und unter allen möglichen aufgeregten und zudringlichen Redereien unaufhörlich an ihm herumzupfte und -strich, um auf solche Weise den Fortgang der Zurüstung Stück für Stück zu beaufsichtigen und zu kritisieren. Das wurde für Martin um so peinlicher, als es mit seiner Wäsche, wenn sie sonst auch sauber und in Ordnung war, nicht gerade zum besten stand. Mit wahren Luchsaugen und dem innigsten Vergnügen entdeckte Altmann jedes Fehlerchen, riß schließlich Kisten und Kasten auf und zerrte ohne weitere Umstände das ganze liebe bißchen Vorrat zutage.

„Fein drüber, schlicht drunter, hehehe!“ wurde endlich mit der Musterung abgeschlossen, nachdem das Zimmer von vorn

bis hinten und in jeden Winkel hinein untersucht und auf den Kopf gestellt war. „Geld wirst Du ja natürlich keines haben, um Dir frisch zuzukaufen. — Na, Du kannst ja aber von mir abbekommen. Wer' mal Christine sagen, daß sie Musterung hält und Dir zunächst mal abstößt, was abzustoßen ist. Auch zwischen meiner Garderobe können wir uns übrigens mal umsehen. Dein Sonntagsanzug steht ja wohl auch schon auf der Kippe. Na und Deinem Grauen hatte ja wohl die Taufe neulich gerade noch gefehlt, hehehe! — Beide natürlich zudem wohl aus dem wohlassortierten Lager für hochmoderne Herrenmoden von Sammell Seelenfreund, wie?“

Nach solchen Vorbereitungen ging es dann — Onkel und Neffe — gegen Abend zu dem Fünfuhrtee der verwitweten Baronin von Hilsbach.

Die von vornherein reichlich schiefe Situation, das gänzliche Unbeteiligtsein, in dem sich Martin eigentlich von Altmann bloß so mit hinnehmen ließ — denn trotz allem, was er Christine darüber gesagt, hatte er nachträglich nicht das geringste Interesse an diesem Besuch —, hatte irgend eine Neutralstimmung, eine im Grunde mürrische, zugleich unlustige und unmutige, vielleicht sogar halb betäubte, vor sich hindämmernde Blödigkeit zur Folge, unter welcher aber eine um so feinere, zugleich objektiv gerichtete Sensibilität von unwillkürlicher Wahrnehmung vibrierte.

Das nächste, was sich ihr bot, war das eigenartig veränderte Wesen, das Altmann zeigte, und das auffallend war, obgleich Martin bereits aus Erfahrung wußte, wie sehr irgend eine Atmosphäre seines Stadtverkehrs Altmann auszutauschen pflegte.

Zunächst hatte er ihn noch nie in einem so hochmodernen, tadellos schicken Herbstüberzieher, auch noch nie in seidenem Klapphut, in rotbraunen Glacés und mit Silbergriffstöckchen gesehen. Auch Lackschuhe hatte er an, über denen die Ränder der in zwei steifen Längsfalten gebügelten eleganten Beinkleider modisch aufgeschlagen waren.

Sein Wesen und seine Haltung entsprach dieser Kleidung. Martin fand sich tatsächlich in eine verwirrte Nach-

denklichkeit versetzt, so ganz ungewöhnlich bot sich der Ausdruck seines jetzt so durchaus gesetzten, wohlanständigen, ja sogar nicht unsympathischen Gesichtes. Dazu die angegrauten Schläfenhaare unter dem vornehmen Seidenhut hervor. Sein etwas gekrümmter Rücken störte bei dieser Kleidung keineswegs. Auch sein sonstiges sonderbares, hastiges Botten hatte sich in einen elastischen, fast eleganten Trottschritt verwandelt. Seine Aeugelchen zeigten einen höflich artigen, mit Bescheidenheit selbstbewußten, aufmerksamen, solid verbindlichen Ausdruck, und sein an und für sich angenehmer Mund, den er mit seiner Schwester, Martins Mutter, gemeinsam hatte, und dessen Gebärdenspiel zu Hause freilich den Tag über in wer wußte was alles für Schattierungen zu wechseln pflegte, zeigte sich in einer angenehm ruhigen, ernsten Weise geschlossen . . .

Einen weiteren wichtigen Eindruck empfing Martin dann aber von der Villa Hilsbach, die an einer schönen, stillen, alten Kastanienallee lag.

Sie war in einem etwas zu konsequenten „Jugendstil" gebaut und wirkte noch zu frisch. Auch der Erdgeschoßflur wies diesen Stil auf, auch hier wirkten die bronzene elektrische Krone, die weißgetündhten Wände und eine lackierte Holzverkleidung zu frisch und neu.

Der Diener, der ihnen die Garderobe abnahm, trug eine schlichte, schwarze Livree mit weißer Halsbinde. Er war ein ansprechend hübscher, junger Mensch mit einem blonden Schnurrbärtchen, einer rosigen Gesichtsfarbe und lichtblauen Augen.

Eine lackierte Flügeltür wurde geöffnet, und sie traten ein.

Es bot sich der Eindruck eines ziemlich großen, vom elektrischen Licht erhellten, lichtgraublau, weiß und gold gehaltenen, im Van de Velde-Geschmack ausgestatteten Raumes.

Dem Eingang gegenüber, zwischen zwei großen, breiten Fenstern mit weißlackierten Ruten im Biedermeiergeschmack, gruppierte sich eine in lebhafte Farben gekleidete kleine Gesellschaft auf orangefarbenen Polsterstühlen und einem orangenen Sofa um einen viereckigen Tisch.

Aber da geschah es, daß Martin, gerade als er mit einem unwillkürlichen, kurzen Ruck einer plötzlichen, scharfen, kleinen Geste entsprach, die sein Onkel nach unten beschrieb, an der Kante des großen, dicken Teppichs strauchelte. Als sein Blick dabei aber auf die Kante fiel, prägte sich ihm mit einer seltsam feinen Genauigkeit eine länglich schmale, weißbläuliche Figur ein, die einem schlanken, französischen Champagnerkelch glich. Da die Aufmerksamkeit von ein paar der Anwesenden zum Eingang hergerichtet war, wurde dieser Unfall Martins bemerkt.

Im übrigen sah Martin, als er jetzt mit Altmann auf die Gesellschaft zuschritt, eine lange, hagere, jüngere Dame in einem blaßkarminroten Reformkleid, auf dessen praeraphaelitisch schmaler Fläche ein langhalsiges, langes, blasses, mit Sommersprossen gesprenkeltes, von einem mächtigen Wulst bauschig aufgewellter, brandroter Haare umrahmtes Gesicht saß.

Diese Dame saß drüben am Ende des Tisches mit dem Rücken gegen das hintere der beiden Fenster. Neben dem vorderen aber erhob sich jetzt vom Sofa eine mittelgroße, üppig schlanke Gestalt in einem enganliegenden, völlig schmucklosen, perlgrauen Kleid mit hochstehendem, geschlossenen Kragen. Ein längliches, klar ovales Gesicht mit einem klaren, bräunlich bleichen Teint und feinen, nervös ausgearbeiteten, weichen Zügen. Auf der Oberlippe unter einer etwas zu kurzen Nase ein dunkler Flaum. Die Haare mit einer schönen, flammig lockigen, braunen Welle aufwärts frisiert. Eine kleine, klare, bräunlich bleiche Stirn, und von schönen, dunklen Brauenstrichen überzogen, zwei schwarze Augensterne mit einem lidverhangenen Blick von oben, weich aus braunen Rundschatten hervor. Eine mit Brillantringen besteckte, feste, kleine Hand streckte sich Altmann zum Gruß entgegen. Es war die Wirtin, die in der Mitte der Dreißiger stehende verwitwete Baronin von Hilsbach. Die Stimme, mit der sie Altmann jetzt anredete, war weich und müd, vibrierte und hatte etwas von einer feinen, kleinen Heiserkeit.

Martin empfing sofort einen ungewöhnlichen, ja tiefen, zugleich irritierend unbestimmten Eindruck von ihr. Als er

ihr von Altmann vorgestellt wurde und sie ihm die Hand reichte, fühlte er einen festen, kleinen, warmen Druck. Sie lachte, als sie zu ihm sprach und ihn mit ihrem lidverhangenen, etwas von oben kommenden Blick ansah. Er fühlte sich zugleich angezogen und abgestoßen, oder vielmehr angezogen, obgleich merkbar abgestoßen.

Das rothaarige Fräulein im blaßkarminroten Kleid hieß Adams. Eine kleinere, ältere Dame in einem wie türkisch gemusterten Kleid und mit einem langen, gelblichweißen, von zahllosen Runzelchen gefurchten, gepuderten Gesicht, das Säckchen unter ein paar lebhaften, kleinen, blauen Augen hatte und hochgekämmtes, graumeliert aschblondes Haar, das gleichfalls wie gepudert wirkte, wurde als Frau von Symonski vorgestellt. Sie saß, der Hausfrau zur Rechten, mit auf dem Sofa. Zur Linken der Baronin saß, an dem Fräulein Adams entgegengesetzten Ende des Tisches, eine Frau Professor Maiblom, eine kleine, prall korpulente Blondine mit einem Gouvernantengesicht, einen goldenen Kneifer auf. Ihr Mann war außerordentlicher Professor an der Universität und las über Archäologie.

Dann waren noch zwei Herren zugegen. Der eine, ein außerordentlicher Professor, las über Aesthetik und hieß Wittenberger. Er machte den Eindruck eines mittleren Dreißigers, trug sich elegant und war ein „schöner Mann“ mit einem schwarzen, babylonischen Bart. Der andere Herr, ein kultiviertes, rotbäckiges Mondgesicht, peinlich sauber bläulich rasiert, mit wie vergnügt gewulsteten Augenriefen und einem parfümierten, schwärzlichbraunen Habyschnurrbart, eine große, dicklich kräftige Gestalt, die noch an den ehemaligen Korpsstudenten erinnerte, war ein Assessor von Hofer.

Altmann kam mit Martin zwischen Professor Wittenberger und Assessor von Hofer zu sitzen, so jedoch, daß er neben dem Assessor, und Martin neben dem Professor saß.

Der schwarz livrierte, hübsche Diener brachte Altmann und Martin auf einem silbernen Servierbrett zwei Van de Velde-Tassen mit Tee und ein waffelähnliches Gebäck.

Die Gespräche waren wieder aufgenommen worden. Der Professor unterhielt sich mit den Damen Adams und von Symonski, die Hausfrau aber sprach mit Frau Professor Maiblom über Gesindeangelegenheiten, Altmann war mit dem Assessor in eine, wie es schien, vergnügliche Unterhaltung geraten.

„Meines Dafürhaltens ist es wohl der wichtigste Vorteil der Nietzscheschen Philosophie," hörte Martin mit einem Mal neben sich den Bariton des Professors, „daß sie die Ethik in Aesthetik verwandelt. Die Ethik geht damit ja eigentlich nur auf ihre notwendige Grundlage zurück. Demnach würde der vollkommenste ethische Zustand der einer vollendeten Form sein."

„O ja, die Form!"

Fräulein Adams war's, die sich äußerte.

„Das höchste Ziel aller Ethik und ein vollkommenster Zustand von Religion also eine harmonische Aisthesis, und die kann nur bestehen als höchste künstlerische Kultur."

„Ach ja!" setzte Fräulein Adams leise, aber lebhaft entzückt, hinzu, während sie vorübergehend mit den Augen zwinkerte. „In diesem Sinne gibt es ja wohl heute kaum einen bedeutenderen Ethiker als den Meister . . . ich meine: Stefan George. — Sie kennen sein Herbstgedicht? Aus dem ‚Jahr der Seele'?"

Professor Wittenberger kannte es noch nicht.

Warum, erwies sich alsbald. Denn Fräulein Adams legte sich gegen ihren Stuhl zurück, ihren langen, blassen Hals halb schüchtern bescheiden, halb schwärmerisch vorgebeugt und ihre magerschlanken, blassen Hände lang vor sich hin auf ihrem blaßkarminroten Schoß übereinandergelegt, und unter einem geisternden Lächeln ihres großen, schmallippigen Mundes sprach sie mit einer leisen, andachtsvoll eintönigen, aber sehr deutlichen Stimme:

„Die Wespen mit den goldiggrünen Schuppen
Sind von verschlossenen Kelchen fortgeflogen,
Wir fahren mit dem Kahn in weitem Bogen
Um bronzebraunen Laubes Inselgruppen.

Komm in den totgesagten Park und schau:
Der Schimmer ferner, lächelnder Gestade,
Der reinen Wolken unverhofftes Blau
Erhellt die Weiher und die bunten Pfade.

Dort nimm das tiefe Gelb, das weiche Grün
Von Birken und von Buchs: der Wind ist lau,
Die späten Rosen welkten noch nicht ganz,
Erlese, küsse sie und flicht den Kranz,

Vergiß auch diese letzten Astern nicht,
Den Purpur um die Ranken wilder Reben
Und auch, was übrig blieb vom grünen Leben
Verwinde leicht im herbstlichen Gesicht."

Sobald man gemerkt hatte, daß Fräulein Adams etwas vortrug, war Stille eingetreten, die auch noch einige Zeit weiterdauerte, nachdem der Vortrag zu Ende war.

Assessor von Hofer sagte endlich:

„Gnädiges Fräulein sprechen das wundervoll. — Ich finde, Stefan George kann gar nicht anders gesprochen werden."

Seine Stimme war ein etwas merkwürdiges Ineinander von leidender Gedämpftheit und Leutnantston.

„O sicher!" fiel der Professor ein. „Es **kann** nicht anders gesprochen werden. — Bestimmt hat George mit seiner Dichtung zugleich das neue, intimere Rezitativ gefunden."

Auch Martin hatte den Vortrag beachtet. Oder vielmehr: er hatte die müd eintönige, leise, aber doch mit dem leisesten Hauch genau verständliche und eindringliche Stimme da gehört. Einen Augenblick war ihm sogar der wundersame, stille Nachmittagsgang in Erinnerung gekommen, den er mit Christine gestern oben auf dem Berg durch den Buchenwald gemacht. Eigentlich hatte sein Blick aber auf einer eingerahmten Photographie von Max Kruses Nietzsche-Büste gehaftet, die zwischen Frau von Symonski und der Baronin über dem Sofa hing und ihn mit ihrer eigenartigen Auffassung in Bann nahm. Die Laute des Vortrages, alle Eindrücke, welche die Anwesen-

den auf ihn übten, und für die er eine sehr zusammengesetzte, überfeine Wahrnehmung hatte, einten sich und gingen über in den Blick, den er da unablässig auf diese Photographie zu richten sich genötigt fühlte, und auf diesen überlanghalsigen Kopf mit seiner vorgebauten Stirn, seinen buschigen Augenbrauen und seinem überstarken, dachartigen Schnauzbart. Und das war alles etwas Leises, Müdes, Gedämpftes, Heimliches mit diskreten, spinnigen Gesten, ein seltsam abgetöntes Tiptop, das ihn wie in ein feines, prickelndes Netz zu ziehen anfing.

Als es endlich aber geschah, daß er den Blick von der Photographie abwandte und ihn zufällig auf Frau von Symonski richtete, durchzuckte ihn sehr präzis ein besonderer, von ihm sofort als gänzlich eigenartig empfundener Eindruck.

Erstlich traf Frau von Symonskis Blick, doch außer einer gewissen Starrheit ohne einen bestimmten Ausdruck, sein Auge; zugleich nahm er aber wahr, daß Frau von Symonski ihren Arm in diesem wie türkisch gemusterten Stoff halb, mit eingeknicktem Ellbogen, steif in die Höhe hielt — ohne ihn aufzustützen —, und daß dabei ihr magerer, runzlich bleichgelber Zeigefinger, der einen grünen Smaragdring über einem Topasring trug, eingeknickt war.

Wie von dieser Wahrnehmung gestochen, wandte er sich ab und traf auf die Professorin Maiblom. Ihr Blick hatte eine unbestimmte Richtung, aber ihre Hand beschrieb langsam über die Tischkante hin eine wie leise etwas glättende Bewegung.

Wieder wandte er sich, auch von dieser Wahrnehmung sofort seltsam berührt, ab und traf auf Altmann. Und auch hier nahm er etwas wahr. Etwas, was sich zu den beiden anderen Wahrnehmungen ihm in eine seltsame Verbindung brachte. Altmann hatte den Daumen in die Uhrkette gehakt; es schien, auf eine Weise, die irgend etwas andeutete.

Als Martins Blick dann aber auf Professor Wittenberger traf, saß dieser in einer auffallend steifen Weise da und starrte zu Frau von Symonski hinüber.

Aber da hörte er mit einem Mal Altmanns Stimme.

Altmann beugte sich etwas vor ihm über und sprach zu dem Professor hin folgende Worte:

„O ja? Da geb' ich Ihnen sehr recht. — Und zwar ist, was ich so sehr interessant finde, auf eine so eigene, suggestive Weise und so ganz selbstverständlich, ich möchte sagen: funktionell, das in Anwendung gebracht, was wir uns heute ja als die indirekte Methode zu bezeichnen gewöhnt haben. Das, was ja vielleicht sogar eine ganz besondere, eigene — na ja: vierte Dimension macht."

Martin hatte jeden Hauch dieser Worte genau in sich aufgenommen. Er saß unnatürlich still und reglos, fast ausschließlich innerlich atmend und von einem sonderbaren inneren Vibrieren gequält. Es kam hinzu, daß die augenblickliche Unterhaltung zufällig nur bruchstückhaft, mit Pausen eines allgemeinen Schweigens geführt wurde, und daß ihn bisher noch niemand ins Gespräch gezogen hatte.

Und da geschah folgendes: Außerstande, seine augenblickliche Körperhaltung noch länger zu ertragen, beugte er sich mitten in solch einem allgemeinen Schweigen gegen den Tisch vor und nahm ein Büchelchen zur Hand, das dort lag, hob es und blickte hinein.

Es war eine illustrierte Monographie über Beardsley.

Von den aufgeschlagenen beiden Seiten zeigte die eine eine Zeichnung, auf der ein überschlankes, steifstilisiertes, nacktes weibliches Wesen mitten in einem Geranke von seltsam spitzig und hakig krissligen Arabesken stak, die wohl Dornröschens Dornenhecke vorstellen sollten.

Er hatte das Bild eine Minute lang betrachtet, als er mit einem Mal laut folgende Worte in das herrschende Schweigen fallen ließ, die einzigen, die während seiner ganzen Anwesenheit ihm über die Lippen kamen:

„Aber diesmal nur Schlei in Petersilie."

Das war ein Einfall, der sich ihm bei der Betrachtung ganz unwillkürlich aufgedrängt hatte. Er hatte bei der Dornenhecke sofort an Christines Hysterie denken müssen. Das hatte ihm die Arabeske da mit ihrer unnatürlich steiflinigen, überschlanken Weibsfigur im höchsten Grade abgeschmackt erscheinen

lassen. Er hatte seinen Unmut nicht äußern wollen, aber der gereizte, gepreßte Zustand, in welchem er sich befand, mochte für einen Augenblick die physiologische Regulierung zwischen Gedanken und Wort unterbrochen haben, und so war ihm der Ausruf entschlüpft.

Doch als er ihn getan, erschrak er weder, noch empfand er ein Bedauern, ihn getan zu haben, sondern legte das Büchelchen ruhig bloß wieder auf den Tisch zurück.

Alle hatten sofort ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet. Die Baronin lächelte, Fräulein Adams zwinkerte mit den Augen, der Professor sah ihn erstaunt an, die Professorin Maiblom zeigte hinter ihrem goldenen Kneifer erschrockene Augen, Assessor von Hofer ließ ein herzlich quiekendes Lachen hören, Frau von Symonski aber hob ein langgestieltes Lorgnon vor ihre beiden, in zahllose Fältchen zerknitterte Augensäckchen und blickte erstaunt und zugleich aufrichtig belustigt zu ihm hinüber. Endlich aber reckte sie ihre magere, weißgelb runzlige Hand mit dem Smaragd über dem Topas aus und bat:

„Ach, zeigen Sie doch, bitte, mal?“

Er reichte ihr das Büchelchen hinüber, und sie betrachtete das Bild, wie es schien, mit einer aufmerksamen, doch noch immer belustigten Anteilnahme.

Nur Altmann schien von dem Zwischenfall keine Notiz genommen zu haben. Er sah vor sich hin, schien über etwas nachzudenken.

Aber nachdem er sich dann noch einige Zeit mit dem Assessor unterhalten hatte, brach er auf.

Beim Abschied ereignete sich weiter nichts Besonderes. Die Baronin reichte Altmann und Martin liebenswürdig die Hand, und Martin durfte sogar feststellen, daß ihre Hand wieder diesen kleinen, festen, warmen Druck gab. Sie mußte das wohl so an sich haben . . .

Draußen gingen sie eine ganze Weile nebeneinander her, ohne daß ein Wort fiel. Dann blieb Altmann aber mit einem Mal stehen und verabschiedete sich, weil er, wie er sagte, noch ein paar Besuche zu machen hatte.

„Was war Dir denn übrigens da für ein Bonmot entglitten, mon cher?“ sagte er, während er sich eine Zigarette anzündete. „Hehehe! — Na, vorderhand, addio!“

Martin erwiderte nichts, er fühlte nur Erleichterung, daß er ihn los war und begab sich nach Hause. Am klar gewordenen Abendhimmel stand die Mondsichel und blinkten ein paar Sternchen. Die Luft war von einer köstlichen Reinheit. Mit weiten Lungen sog er sie ein. Dann kam ihm der Gedanke an Christine . . .

*

19.

Wohl stand, und in mehr als bloß einer Hinsicht, Martins und Christines Verhältnis unter dunkler Wolke, aber daran dachten sie nicht. Kaum kam ihnen Altmann gegenüber eine Empfindung von Furcht, von Reue ganz abgesehen, und die Listen, die sie anwenden mußten, um ungestört zusammenzusein, übten sie als etwas Selbstverständliches.

Christine hatte ihm übrigens mitgeteilt, daß sie sich ihrem Manne nicht mehr hingab.

Er hatte gestaunt. Wie war es möglich, daß sie das durchzusetzen vermochte, ohne von ihm dafür gequält zu werden? Aber sie hatte sich überhaupt auffallend verändert. Von Tag zu Tag war ihr Aussehen besser, ihr Wesen ruhiger und sicherer geworden, und zugleich war sie zu einer entzückenden Schönheit erblüht. Um so erstaunlicher war es, daß sie Altmann sich fernzuhalten wußte. Vermöge welcher List mochte sie das erreichen? Denn listig erwies sie sich jetzt zum Erstaunen.

Und wirklich zeigte sie Altmann gegenüber eine sichere, meist wortkarge, zuweilen aber sogar redselige Verhaltenheit, die nicht mal so besondere Umstände mehr machte. Und es schien Martin, daß sie Altmann wirklich damit unsicher machte.

Es kam dann später freilich noch ein wichtiger Umstand hinzu: Christines Schwangerschaft, die für Altmann auf der Stelle ein sehr aufregendes, hochfreudiges Ereignis bedeutete. Er war übrigens der nächste gewesen, der es von ihr erfuhr. Denn als die ersten Anzeichen sie beunruhigten, hatte sie sich aus einer naiven Besorgnis heraus an ihn gewandt und sein

ärztliches Urteil befragt, und er hatte mit freudigem Triumph die Schwangerschaft festgestellt. Dann erst hatte sie auch Martin Mitteilung gemacht.

„O Martin, Martin!“ hatte sie in hellem Glücksüberschwang gerufen. „Ich hab' ein Kind von Dir! O Gott, ich soll ein Kind, ein Kindchen soll ich bekommen! Und er hat mir immer weisgemacht, ich würde nie eins bekommen! — Ach Gott, und wie innig, innig hatte ich mich immer nach einem Kindchen gesehnt! Nun soll ich wirklich und wahrhaftig eins haben!“

In ihrer selbstvergessenen Freude hatte sie Martin umschlungen und ihn mit unsäglicher Dankbarkeit angeblickt. Bis sie mit einem Mal zum Bewußtsein gelangt war, wie bleich, starr, verstört er sie anschaute. Da hatte auch sie sich abgewandt und hatte geweint. Martin aber war ins Freie gerannt und stundenlang oben in der Einsamkeit des Bergwaldes umhergelaufen, denn auch er fühlte erst jetzt, wie sehr es ihm an einer wirklichen, tieferen, notwendigen inneren Beziehung zu Christine fehlte.

Der letzte Zweifel daran war ihm aber geschwunden, als er von diesem Gang nach Hause zurückkehrte. Christine hatte, von dem Wesen, das er gezeigt, beunruhigt, auf ihn gewartet, war ihm entgegengekommen und hatte, weinend an ihn geschmiegt, gesagt:

„Liebster Martin, gehören wir nicht immer zusammen?“

Aber er war bei diesen Worten förmlich vor ihr zurückgezuckt.

„Jaja, Christine, immer! Freilich!“ hatte er gesagt. „Jedenfalls wirst Du Mutter werden. Wie unsagbar mich das freut! — Ihn wird es ja auch freuen. Und, ich denke, das wird gut sein, für Dich und das Kind.“

Sie hatte darauf leise vor sich hingeweint. Und das war ihm immerhin eine Erleichterung gewesen, denn es zeigte, daß sie mit sich und ihrem Schicksal im Reinen war. Sie hatte alles, wessen sie bedurfte, hatte das Kind . . .

*

20.

Den Verpflichtungen, die er Altmann gegenüber übernommen hatte, lag Martin nach wie vor gewissenhaft ob, betrieb auch, wennschon unlustig und unter mannigfachen Störungen, seine Examenarbeiten. Im Ganzen lebte er aufs Geratewohl vorwärts. Das bedeutete aber einen Zustand, der auf die Dauer unmöglich war und einer Entscheidung zudrängte.

Es war ihm daher fast eine Wohltat, als Altmann ihn eines Tages wieder einmal in das Arbeitszimmer hineinnötigte. Hatte er doch das bestimmte Gefühl, daß jede nähere Berührung, in die er jetzt mit ihm kam, zu etwas Endgültigem führen mußte.

Draußen lag fußhoch der erste, etwas zu früh eingetretene Schnee, es war kalt und windig und schneite weiter. Altmann hatte sich, wie meist, mit seiner „guten“ Zigarre auf die Chaiselongue hingestreckt.

„Es war ja, ich muß wohl sagen, das Unglück unserer Ehe,“ fuhr er in dem Thema fort, das ihn jetzt tagaus, tagein ausschließlich beschäftigte, „daß ich meine Frau für unfruchtbar halten mußte. Aber offenbar ist ihre bisherige Unfruchtbarkeit nur eine Komplikation ihrer Hysterie gewesen. Die Hysterie ist ja ein eigentlich noch so ganz unberechenbarer Zustand. Es hat ja sicher noch lange Beine, bis die Wissenschaft und wir Aerzte mit ihr zu Rande kommen werden. Wohl, wohl, freilich! — Hysterie und Neurasthenie sind schon mal unsere Krux! Man sieht wieder mal: Was heißt Hysterie! — Und sie hat sich ja vollkommen verändert, ist ja vollständig ruhig und gleichmäßig geworden. Freilich im Grunde war sie

ja eigentlich immer robust. — Ja aber, aber . . . Na, was hast Du denn? Was ist Dir?! — He?!"

Martin, der meinte, der Kopf müßte ihm platzen, war aufgesprungen, zum Fenster hingeeilt, hatte es aufgerissen, kaum wissend, was er tat, und daß Kälte, Zugluft und Schneegestöber ins Zimmer fuhren, und hatte sich hinausgelegt.

„Na, Donnerwetter nich' noch mal!! Ja, aber bist Du denn verrückt geworden?!! — Na, so mach' doch, zum Donnerwetter, das Fenster, das Fenster zu, das Fenster zu, sag' ich!!" brüllte Altmann, krebsrot vor Wut.

Martin, der jetzt zu sich kam, leistete der Aufforderung Folge und ging, von Altmanns Aeugelchen sehr scharf beobachtet, wieder zum Sessel zurück. Hier lag er dann, bleich, zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen und stammelte:

„Mir ist — unwohl."

Hierauf antwortete Altmann nichts. Er mochte ihm wohl keinen Glauben schenken. Im übrigen war er vor Wut und Gereiztheit, unterbrochen und durch das Unbehagen, das das geöffnete Fenster ins Zimmer gebracht, gestört worden zu sein, viel zu sehr außer sich; außerdem hatte er sich vielleicht sogar etwas erschrocken und war nun mit Martins so ganz überraschendem Benehmen beschäftigt.

Das peinlich starre Schweigen, das herrschte, zog sich ziemlich lange hin. Schon war Martin im Begriff, irgendeine Entschuldigung hervorzustammeln und sich zu entfernen, als mit einem Male Altmann, die Aeugelchen gelb und phosphoreszierend vor Wut, ganz unerwartet gegen ihn losfuhr:

„Sag' mal, lieber Freund: was ist mit Dir!"

In Erwartung einer Antwort starrte er ihn an.

Nun verhielt es sich aber so, daß Martin, gänzlich außerstande, einen Laut von sich zu geben, nach wie vor in seiner bisherigen Haltung in seinem Sessel lehnte und dabei, ohne auch nur eines Gedankens fähig zu sein, bleich, einen Ausdruck um den Mund, der wie ein Lächeln war, Altmanns Blick ganz unbewußt hielt und erwiderte, wobei ihm die Arme schlaff und lang auf den beiden Sessellehnen lagen. Nichts mochte aber

empörender und aufreizender sein, als im gegenwärtigen Augenblick eine derartige Haltung.

Und wirklich sprang Altmann, jetzt vollkommen außer sich — sogar mit den Zähnen knirschte er — auf und schrie, seltsamerweise, ohne Martins Haltung irgendwie zu monieren, diese Worte auf ihn los, nachdem er ihn, dicht vor ihm stehend, eine Weile fixiert hatte:

„Fürchte, ich sage: fürchte meinen Z o r n ! ! — Verstehst Du?“ setzte er mit vielleicht geradezu unheimlicher Betonung hinzu, „Gewiß; man läßt gewissen Leuten Duldung zuteil werden, man versteht sie menschlich! Wohl! — Aber man ist schonungslos gegen sie — s c h o n u n g s l o s sag' ich! — wenn sie über ihre Sphäre hinausgehen! So ist der Standpunkt! — Fürchte den M a n n ! Nimm Dich vor dem M a n n in Acht! Der Mann ist g u t , der Mann t o l e r i e r t ! Aber — er ist u n b a r m h e r z i g, er ist f u r c h t b a r — wenn er darin nicht verstanden wird! — Dann — v e r n i c h t e t der Mann!“

Und hochaufgereckt in seinem, wie immer weit offenstehenden, langschößigen Rock, mit streng wichtigem Gesichtsausdruck und einem sonderbar betonten Blick Martin fest fixierend, setzte er plötzlich rätselhaft hinzu:

„Ich! — Ich! — Ich!“

Dreimal, mit bedeutsam starren Pausen, stieß er dies merkwürdige „Ich“ hervor . . .

Wieder aber blieb ein Schweigen, ein fast schon überlanges Schweigen.

Beide verharrten sie in ihrer bisherigen Haltung. Nur ein einziges Mal ließ Martin einen unbestimmten, halben Laut vernehmen, als schicke er sich an, etwas zu sagen, während er zugleich Altmann noch immer mit diesem seltsamen Lächeln ansah. Auch hatte es den Anschein gehabt, als wollte er eine Bewegung machen, doch war er gleich wieder in seine starre Haltung zurückverfallen.

Es konnte sein, daß Altmann sich jetzt doch betroffen fühlte. Plötzlich aber lief er zum Schreibtisch hin, riß die Schublade auf und zog ein blaues Büchelchen hervor, in wel-

chem er eifrig blätterte. Endlich hatte er gefunden und wandte sich jetzt mit einem stechenden, stumm beredt wer wußte was andeutenden Blick gegen Martin herum.

„Aha! — Ah so! — Nun ja! Also es bleibt, nicht wahr, es bleibt dabei?! — Gut! So höre also, höre! — Hier! — Was ich unter . . . unter dieser Rubrik hier zu stehen habe! Höre! —

‚Inkommensurable' — ich sage: ‚inkommensurable'! — respektive ‚gefährliche' — ich sage: gefährliche! — ‚Aeußerungen' von ihm:

1. Während des ersten Frühkaffees, den wir miteinander einnahmen, anläßlich der Honigsemmel, die ich ihm gestrichen hatte, gebrauchte er gegen mich, unter einem ‚ironischen' — ironischen! — Lächeln den durchaus unpassenden Ausdruck ‚apart'. — Entsinnst Du Dich? Wie?

2. Lehnte beim ersten Kaffee, den wir zusammen im Arbeitszimmer einnahmen, die Spekulatius ab.

3. Als ich Zahnschmerzen hatte, mokierte er sich in auffallender Weise darüber, daß ich Kokain gebrauchte.

4. Als er seinen Gesellschaftsanzug bekommen hatte und sich mir darin präsentierte, und ich sagte, daß wir nicht in Gesellschaften gingen, entgegnete er mir unter einem unangemessenen Lachen, daß man einen schwarzen Gesellschaftsanzug doch auch bei anderen Gelegenheiten gebrauchen könnte.

5. Ein ganz besonders auffallender Zug! Er rief in der Teegesellschaft der Baronin Hilsbach, als er eine Beardsleysche Zeichnung betrachtete, plötzlich: ‚Aber diesmal nur Schlei in Petersilie'.

Und so weiter, und so weiter! Nur eine kleinste Auswahl! — Im übrigen: besonders dieser letzte Fall hatte es ja wohl in sich, lieber Freund! Da hatten ‚wir' uns ja wohl mal ganz besonders durchblicken lassen! — Genug, genug! Nur so viel! — — Nun? Und? — Hm? — Hm?"

Aber in diesem Augenblicke geschah es, daß Martin aus seiner bisherigen Haltung plötzlich nach vorn fuhr und in ein langanhaltendes, lautes Lachen ausbrach.

Die Wirkung dieses Lachens auf Altmann war aber so sonderbar und heftig, daß ihm das Büchelchen aus der Hand fiel und er mit einem wie erschreckten Ruck zusammenzuckte. Weißgelb bis in die Haarwurzeln hinein, mit fahlen, bebenden Lippen stierte er Martin an.

Martin aber, der durch den Schall seines Lachens erst jetzt zum Bewußtsein seiner selbst gelangte, erhob sich langsam, und, selber heftig erschrocken, stammelte er:

„Ich bitte um Verzeihung, ich konnte wirklich nichts dafür."

In Altmanns wie erstarrte Haltung kam Bewegung. Sein Blick glitt mit einem Mal ab, wandte sich erst irgendwohin nach rechts, dann nach links, fand dabei auf dem Fußboden das Büchelchen, das er ein paar Sekunden anstarrte, dann bückte er sich mit einer eckig hastigen Bewegung, raffte es auf, hielt es in der Hand und starrte es an. Bis er plötzlich, wieder so sonderbar nach rechts und nach links an Martin vorbeiblickend, hervorstieß:

„Wie? — Nun ja! — Nun, ich weiß: Dir ist unwohl."

Sehr bleich, den Mund von einer sonderbaren Falte verzerrt, ging er zum Schreibtisch hin, zog die Schublade auf und tat das Büchelchen, seiner gewohnten, peinlich sorgfältigen Art gemäß, wieder auf seinen Platz.

Ohne im übrigen imstande zu sein, ein Wort über die Lippen zu bringen, so gern er das getan haben würde, oder sich zu etwas zu entschließen, hatte Martin Altmanns Verhalten verfolgt.

Aber da wandte Altmann, der bis jetzt, beide Hände auf die Schreibtischkante aufgestützt, stumm vor sich niedergestarrt hatte, sich gegen ihn herum und sagte, während er wieder so an ihm vorbeiblickte, sonst aber in seiner gewohnten Sprechweise:

„Na was denn? — Gut, ich begreife: Dir ist s e h r unwohl! — Nun, so geh' doch, geh'! — Was denn noch! — He?"

Martin verließ langsam das Zimmer.

*

21.

Es geschah aber, daß Altmann in der Folgezeit mit keinem Wort auf diesen Auftritt zurückkam, vielmehr redete und verkehrte er mit Martin sogar ganz unbefangen und als ob nichts geschehen wäre; nur mit dem Unterschiede, daß er auffälligerweise seine bisherigen seltsamen, „wissenschaftlichen“ Aufziehereien unterließ.

Durch dies Verhalten fühlte sich Martin in eine immer unleidlichere innere Spannung versetzt. Ja, er zitterte sogar vor Altmann. Und zwar — was wohl für alles spätere entscheidend wurde — nicht aus eigentlicher Furcht vor ihm, sondern aus einer seltsam überreizten Nervosität, auf deren Grund so etwas wie eine immer angespanntere Erwartung war. Altmann übte jetzt geradezu einen Bann auf ihn. Selbst wenn seine äußere Lage nicht eine so ganz unglückselige gewesen wäre, hätte er sich infolge dieses merkwürdigen Zustandes nicht von ihm losbringen können. Es war ein äußerst verwickelter seelischer Zustand, zu welchem noch hinzukam, daß Martin sich innerlich in mehr als bloß einem Betracht Altmann gegenüber schuldig und in einer peinlichen Lage fühlen mußte . . .

Hinzu kamen auch einige besondere auffallende Wunderlichkeiten, die Altmann im weiteren Verlaufe ihm gegenüber zu zeigen begann.

Es konnte z. B. geschehen, daß er ganz plötzlich und unerwartet, als wollte er etwas von ihm, auf Martin zuschritt, dicht vor ihm stehen blieb und ihn sekundenlang fest ansah. Dann pflegte er aber, so daß es Martin einen jähen Nervenchok gab, eine plötzliche, ganz unerklärliche Geste zu machen, auf die

sich Martins Nerven ganz gegen seinen Willen haarscharf einstellten, pflegte den Mund zu öffnen, einen halben Laut hervorzustoßen, dann aber nach einem sekundenlangen Besinnen die Sache scheinbar wieder fallen zu lassen und sich, ohne sich auch nur mit einem Worte zu erklären, wieder abzuwenden und Martin stehen zu lassen.

Weiter war es Martin, er wußte selber nicht warum, auffallend, daß Altmann jetzt ungewöhnlich oft in der Stadt zu tun hatte. Bis es eines Donnerstags geschah, daß er von ihm, ohne daß er auch nur im geringsten darauf vorbereitet gewesen wäre, aufgefordert wurde, mit ihm den Tee der Baronin Hilsbach zu besuchen.

Er sah an diesem Abend bei der Baronin — was sofort einen seltsamen Eindruck auf ihn machte — fast die gleichen Personen wieder, die damals zugegen gewesen waren. Altmann blieb mit ihm eine gute Stunde. Auffallend erschien es Martin, daß sich diesmal Assessor von Hofer und Fräulein Adams in ganz besonderer und sonderbar liebenswürdiger und gesprächiger Weise um ihn kümmerten.

Als sie dann aber aufbrachen und miteinander durch den schönen, sternklaren Schneeabend nach Hause gingen, zeigte Altmann sich sehr gesprächig, ungewöhnlich liebenswürdig, vertraulich, und dabei in einer geradezu sympathischen Weise verständig . . .

Zu Hause angekommen, begab sich Martin in einer ganz unerträglichen inneren Aufgeregtheit und bis zur Verwirrung zergrübelten Niedergeschlagenheit sofort auf sein Zimmer. Zum Abendessen ließ er sich mit Kopfweh entschuldigen. Als er dann aber mit sich allein dem Wirrsal seiner durchaus unbestimmten, ihm beständig entgleitenden, durcheinandergehenden Gedanken, Beobachtungen, Erinnerungen und Erwägungen preisgegeben war, hatte er mit einem Mal einen ganz sonderbaren Trieb festzustellen, bei der Baronin zu verkehren; und zwar in dem Sinne, daß diesem Verkehr eine ganz besondere Bedeutung zugrunde liege. Vergeblich suchte er dagegen anzukommen, und das war es wohl, was seine innere Unruhe in einer gefährlichen Weise steigerte und festigte . . .

Nur ein paar Tage später erhielt er auch schon eine neue Gelegenheit, bei der Baronin zu sein. Am Vormittage übergab ihm Altmann ein eingeschlagenes Buch, das er ihr gegen Mittag überbringen sollte.

Mit größter Unlust, durchaus gegen seinen Willen, unter einem äußersten, doch ohnmächtigen, inneren Sträuben, brach er auf, den Auftrag auszurichten.

Es war der hübsche Diener mit den roten Backen und dem blonden Schnurrbärtchen, der ihn empfing und ihn, nachdem er ihn gemeldet hatte, eintreten ließ. Gleich darauf erschien die Baronin. Sie war wieder in dem perlgrauen Kleid, in welchem er sie damals zuerst gesehen hatte.

Sie reichte ihm sehr freundlich die Hand und lud ihn zum Sitzen ein. Sie saßen sich gegenüber. In einer Weise aber, daß zwischen ihren Knien ein Zwischenraum war, der ihm als ein zu knapper auffiel.

Vom ersten Augenblick des Gespräches an, das sie in sehr liebenswürdiger Weise über allerlei gleichgültige Dinge führte, hatte Martins Aufmerksamkeit an ihrem lidverhangenen Auge gehaftet. Aus eigenem Antriebe sprach er so gut wie nichts, gab nur auf Fragen Bescheid und zu sonstigen Aeußerungen ein Daraufeingehen, das über Ja oder Nein kaum hinausging. Das führte schließlich zu Pausen, von denen dann eine längere wohl eine stillschweigende Entlassung bedeuten konnte.

Doch ereignete sich etwas Ungewöhnliches: Martin blieb ...

Schon seit Minuten hatte sein Blick wie mit einer sonderbaren Art von Geistesabwesenheit beständig an dem Ausschnitt des Nebenraumes gehaftet, den die weitoffenstehende Tür gab. Es war das elegante Stilleben einer in einem lichtgeblümten Weiß gehaltenen Ausstattung mit dem Hintergrund eines breiten, hohen Fensters, durch das man sauber die weißverschleierte Winterlandschaft und ein Stück ihres klarblauen Himmels erblickte.

Es hatte ein als zu auffallend lang empfundenes Schweigen geherrscht, als die Baronin, die ihn inzwischen beobachtet hatte, mit ihrer gedämpften, weichen, müd vibrierenden, ein klein wenig heiseren Sprechweise fragte:

„Hätten Sie vielleicht Lust, eine Zigarette zu rauchen, Herr Grunert?“

Martin fuhr gegen sie herum, sah sie an und — nahm an.

Sie erhob sich, die Zigaretten, die nicht zur Hand waren, herbeizuholen, blieb auf halbem Wege aber noch mal stehen und fragte:

„Vielleicht auch ein Glas Wein?“

Wieder sah Martin sie an und — nahm an.

Die Baronin gab Auftrag und kehrte dann von rechts, aus einem anderen Nebenraum, mit einem zierlichen Rauchservice und Zigaretten zurück. Als sie aber wahrnahm, daß Martins Aufmerksamkeit wieder der offenen Tür drüben zugewandt war, fragte sie:

„Das Zimmer gefällt Ihnen? Wollen wir 'nübergehen?“

Er sah sie an, erhob sich sofort und ging, ohne weiter etwas zu sagen, in das Zimmer, während sie ihm mit dem Service und den Zigaretten langsam folgte.

Sie ließen sich nieder, und er nahm eine Zigarette an, auch als sie — was ein besonderer Umstand war — langsam ein Zündhölzchen ansteckte, Feuer. Auch sie bediente sich; doch erst nach einem kleinen Besinnen, wie es schien.

Aber dann wurde es nicht sogleich eine Unterhaltung, sondern es blieb wieder ein Schweigen, unter welchem die Baronin Martin, der seinen Blick, die Zigarette im Mund, wieder zum Fenster hin und der klaren, reinen, weißen Winterlandschaft draußen zugewandt hatte, mit ihren lidverhangenen Augen, während sie einen langsamen Zug von ihrer Zigarette nahm, beobachtete.

Eben wollte sie sich anschicken zu reden, als der Wein gebracht wurde.

Der Diener stellte ein Glas Portwein auf das Tischchen, bei dem sie saßen, und entfernte sich wieder.

Martin hatte sich jetzt — die Zigarette in der Hand — gegen das Glas herumgewandt, das er eine Sekunde ansah. Plötzlich aber erhob er sich und trat, ohne sein Verhalten auch nur mit einem Worte zu erklären, aber ruhigen Schrittes, an

das Fenster heran und blickte, der Baronin halb den Rücken zugewandt, wieder in die Landschaft hinein . . .

Eine Minute ließ sie ihn so, während sie ihn über die Zigarette weg, von der sie langsam rauchte, beobachtete, dann aber fragte sie:

„Nicht wahr, eine herrliche Winterlandschaft? — Und es trifft sich, daß sie so gut zu diesem Zimmer stimmt, nicht?“

Martin wandte sich, sah sie an und sagte dann:

„Der kühle Schnee? — Ja.“

Dann aber heftete sich sein Blick auf das Glas, und plötzlich setzte er sich mit entschiedenen, ruhigen Schritten in Bewegung, sah das Glas abermals an, ergriff es, setzte es an den Mund, trank es behutsam bis zur Hälfte leer, wandte sich der Baronin zu und sagte, mit Haltung:

„Gestatten gnädige Frau, daß ich gehe?“

Sie erhob sich sofort, tat die Zigarette beiseit, reichte ihm die Hand und sagte, während sie ihn ansah:

„Adieu, Herr Grunert! — Grüßen Sie, bitte, Ihren Herrn Onkel von mir, sagen Sie ihm meinen besten Dank und, daß ich Sie beide recht bald wieder bei mir zu sehen hoffe.“

*

22.

Ausgerechnet am Dienstag nach diesem sonderbaren Besuch gab es aber bei der Baronin eine Abendgesellschaft, zu der auch Altmann und Martin geladen waren.

Nach kalten Tagen war plötzlich mildere Witterung und Tauwetter eingetreten, das zwar den Bergen und freier gelegenen Stellen des Geländes nichts besonderes angehabt, die Stadt aber mit aufgeweichten Schneemassen und einem abscheulichen Morast angefüllt hatte.

Die Lackschuhe durch Galoschen geschützt, machten sich die beiden auf den Weg.

Auch Martin trug Lackschuhe. Ein paar zurückgestellte von Altmann, die dieser ihm, wieder etwas seltsam, aufgenötigt hatte. Die Lackschuhe, gar diese, waren Martin widerwärtig und schufen ihm ein dauerndes Nervenunbehagen, er trug sie durchaus gegen seinen Willen . . .

Es wurde ein recht sehr ungemütlicher Gang durch das dunkle, pitschnasse Gassengewinkel. Altmann sprach kein Wort. Mit dem Trottschritt, den er bei solchen Gelegenheiten hatte, lief er immer geradeaus vor sich hin, schneller als sonst, so daß Martin zuweilen Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Seine Brauen waren zu einer scharfen Falte zusammengezogen, der Mund nach der einen Seite hin eckig verzerrt, man hätte meinen können, er habe es eilig, sich zu jemand zu begeben, mit dem er einen Streit anfangen wollte.

Als sie in die Hauptstraße einbogen, wurde es noch unbehaglicher. Der abendliche Verkehr der Adventszeit füllte Fahrdamm und Bürgersteige. Von den Schaufenstern her blen-

deten einen Gaslicht und elektrische Glühbirnen, und aus Pfützen, Tümpeln und Rinnsalen und endlos glitzernder, blinkender Feuchtigkeit spritzte, splitterte und stach das Licht von allenthalben her in die Augen. Der Bürgersteig war nicht besonders breit. Dazu fuhren Wagen, die jede Gelegenheit einander auszuweichen wahrnehmen mußten, oft bis dicht an die Bordsteine heran.

Es traf sich aber, daß Altmann zu nahe bei dem Bordstein schritt, immer mit demselben eiligen Gang und ohne jede Rücksicht darauf, daß Martin auf seiner linken Seite es mehr als unbequem hatte. Und ferner verhielt es sich so, daß Martin erstlich über diese, er empfand mit Bestimmtheit: absichtliche, Rücksichtslosigkeit innerlich ungehalten war; außerdem war seine Aufmerksamkeit, von seiner an und für sich fast schon unmöglichen Allgemeinstimmung und davon abgesehen, daß er beständig Obacht geben mußte, sich auf dem Streifchen zu halten, das ihm noch vom Bürgersteig blieb, unausgesetzt von Altmanns sonderbarem Wesen in Anspruch genommen.

So geschah es, daß sich mit einem Mal etwas ganz Seltsames ereignete.

Gerade in dem Augenblicke nämlich, als eine Stauung von Fahrzeugen einen mit zwei schweren Gäulen bespannten Lastwagen nötigte, langsam haarscharf dicht am Bordstein hinzufahren, blieb Altmann plötzlich ganz unversehens, gleichsam mit einem jähen Ruck, stehen, richtete mit demselben Ruck seinen Blick gegen Martin hin, wobei er ihn aber nicht ansah, sondern mit weitaufgerissenen Augen, die einen streng konzentrierten Ausdruck hatten, irgendwohin starrte — ein Blick, von dem man aber sofort anzunehmen genötigt ist, daß er einem gelte —, stieß ein, scheinbar beziehungsloses, scharfes, kurzes „Na?!" hervor und beschrieb gegen Martin, oder gegen den Lastwagen hin, der jetzt dicht bei ihnen war, blitzschnell eine herrisch unausweichliche Geste. Martin, ohnehin durch Altmanns Rücksichtslosigkeit auf den äußersten Rand des Bordsteins gedrängt, fühlte sich genötigt, ebenso blitzschnell — man hätte vielleicht sagen können: mit ihrer Richtungskurve in diesem Augenblick identisch — dieser Geste Folge zu leisten, und, von einem heftigen Ruck

dabei aus dem Gleichgewicht gebracht und zur Seite gewirbelt, strauchelte er und stürzte in das Fuhrwerk hinein. Zu gleicher Zeit griff er aber mit beiden Händen zu und fand an dem Geschirr des ihm nächsten Pferdes Halt und konnte sich aufrichten. Aber in dem gleichen Augenblicke ereignete sich noch etwas anderes. Es erfolgte, und zwar mit dem Moment des Zugreifens genau zusammenfallend, drüben auf dem Fahrdamm ein lauter, scharfer Krach, ein dumpfer Sturz und das knirschende Stauen einer Droschke. Zugleich erhoben sich Schreie, Flüche, Rufe, und im Nu hatte sich um die Stelle ein schwarzer Menschenknäuel angesammelt. Ein Droschkenpferd war gestürzt und die Deichsel gebrochen.

Während all dieses Vorganges hatte Altmann regungslos hinter Martin auf dem Bürgersteig gestanden und, ohne eine Miene zu verändern, über Martin und das Lastfuhrwerk weg starr nach einer bestimmten Richtung geblickt. Sobald aber drüben der Krach der brechenden Deichsel, das Stauen der Droschke und der Sturz des Pferdes erfolgt war, war er kurz zusammengezuckt und hatte, ohne jedoch nach wie vor Martin zu beachten, dem Unfall Aufmerksamkeit geschenkt . . .

Sie schritten weiter. Doch höchst auffallenderweise, ohne daß Altmann Martins Unfall auch nur mit einem Wort berührt hätte, vielmehr verhielt er sich durchaus wie vorher und als ob nicht das geringste von Bedeutung vorgefallen wäre.

Martin seinerseits stand unter dem sonderbar bestimmten Eindruck, daß sich etwas ereignet hatte, das etwas anderes und mehr als ein bloßer Zufall gewesen war. Und noch zitternd von der überstandenen Gefahr, zugleich in einer Anwandlung von Zorn, die ihm das Blut zu Kopf trieb, im übrigen in einer betroffenen Verwunderung, hatte er es mit einem grübelnden Nachdenken, das zu verstehen, ganz zu verstehen suchte und sich doch zugleich beständig in sich verwirrte; ein Umstand, der ihm einen Schreck, eine feine, kühle Angst verursachte.

Ohne daß sich auf dem Rest des Weges noch etwas von Belang ereignet hätte, langten sie endlich vor der Villa Hilsbach an, deren untere Räume sich erhellt zeigten.

Im Vorflur trafen sie mit einigen Gästen zusammen, denen die Diener aus den Ueberkleidern halfen oder eben geholfen hatten. Martin wurde von der Wahrnehmung des überhell grellen weißlichen Lichtes getroffen, in dem sich Gestalten in schwarzer und lichtbunter Kleidung bewegten, für sein Empfinden wie das mechanische Spiel Kladnischer Klangfiguren. Eine überbunte, überhelle, überelegante Seelenlosigkeit, gegen die er sich wehrte, und die seine übermäßig angespannte, unbestimmt konzentrierte innere Aufregung zugleich mit unbeschreiblich feinen, präzisen Einzelwahrnehmungen aufnahm.

Sie hatten sich ihrer Ueberkleidung entledigt und traten ein.

Plaudernde Gruppen standen umher, boten in der elektrischen Helle ihren buntfarbigen Eindruck. Ungefähr dreißig Gäste mochten zugegen sein, ein paar Uniformen darunter.

Die Hausfrau wurde begrüßt. Dann knüpfte Altmann, der Martin sich selbst überließ, irgendwo eine Unterhaltung an, während Martin sich beiseit hielt und allmählich in die Nähe des Ofens geriet.

Hier bemerkte er aber auf dem Sims einen Gegenstand, den er noch nie hier gesehen, und der sofort seine Aufmerksamkeit fesselte.

Es war ein schlankes, an einen Champagnerkelch erinnerndes venezianisches Kelchglas in Weißblau mit dem üblichen Goldspritzerchen drüberhin.

Er starrte es an. Er fühlte sich sofort in auffallender Weise an irgend etwas Bestimmtes erinnert. Mit einer wunderlichen, versessenen Angst grübelte er darüber nach, konnte aber zu keinem Ergebnis gelangen. Ein jäher Schreck überrieselte ihn mit einer feinen, eisigen Kühle, und — es geschah, daß dieser Zustand blieb und sich in ihm versetzte . . .

Er sah zu den Gästen hinüber. Er gewahrte Professor Wittenberger und Assessor von Hofer. Auch die Professorin Maiblom, Frau von Symonski und Fräulein Adams. Unwillkürlich suchten seine Augen die Baronin. Sie befand sich nicht weit von ihm ab — er wußte nicht, warum ihn dies sofort traf und seltsam berührte — bei einer Gruppe. Sie trug ein licht-

gestreiftes, cremefarbenes Kleid, das ihr eine besondere Anmut verlieh . . .

Ihr Anblick fesselte ihn, mit einer unbewußten Verlorenheit sah er unverwandt zu ihr hin.

Endlich geschah es aber, daß sich Fräulein Adams zu ihm gesellte und ihn in Unterhaltung zog. Es schien, daß er sie zur Tischnachbarin haben würde. Unter dem Gespräch, das sie führten, hatte es sich getroffen, daß sich seine Aufmerksamkeit zu dem Kelchglas zurück richtete.

„Ah, dies Weißblau! Ein so edelfeiner Eindruck!“ äußerte Fräulein Adams. ‚Ueberfein‘ sprach es mit einem Mal in ihm, deutlich, wie eine Stimme — wieder erschrak er —, und plötzlich erregte ihm das Glas einen wunderlichen Widerwillen. Dies Gefühl fing aber an sich sonderbar auch auf die übrige Umgebung zu übertragen: auf die elektrischen Birnen in ihren zart bunten künstlerischen Glasblumen, mit ihren feinen Glühfäden, auf die duftig bunten Damentoiletten, es wurde ein peinliches Stechen von plötzlichen Edelsteinblitzen, auf den Ausdruck der Gesichter, auf Bewegungen ging diese seltsame, ekle Ueberfeinheit über. Die elektrischen Kronen wurden zu großen Diamantspinnen, und es gab einen Augenblick, wo die weiße Grelle dieses Lichtes ein ekel müder Zwielichtschein wurde. Und ein Ruch plötzlich, wie ihn eine in Gang befindliche Elektrisiermaschine haucht, dessen Eindruck ihm mit einem Prickeln über den Körper ging und ihm schwül warme Blutwellen nach dem Kopf zu treiben begann . . .

Dann begab man sich nebenan zu Tisch. Er hatte Fräulein Adams den Arm gereicht, und sie ließen sich auf den für sie bestimmten Plätzen nieder.

Er sah sich — was ihn auf der Stelle berührte, — schräg Altmann gegenüber. Auch Professor Wittenberger und der Assessor befanden sich in seiner Nähe. Er glaubte wahrzunehmen, daß er von den beiden beobachtet wurde.

Aber da drangen auch Worte zu ihm her, die ihn aufhorchen machten, deutlich vernehmbare Worte von der feminin nüancierten Stimme des Assessors, welche dieser an den Professor richtete.

„Ja, nicht wahr? — Das Haar! Die Augen! Der Blick!“

Martin glaubte diese Worte sofort auf sich beziehen zu müssen. Er fühlte, daß seine Augen auf irgendeine Weise den seelischen Zustand, in dem er sich befand, zum Ausdruck brachten, und daß ihm die Haare über der Stirn mit ein wenig aufgesträubten Büschelchen starrten, wohl eine Folge der seelischen Aufregungen der letzten Zeit und dessen, was sich vorhin auf dem Gang hierher ereignet hatte.

Kaum wußte er, wie er die Zeit bis zum Ende der Mahlzeit hinbrachte . . .

Beständig noch die Aeußerung des Professors im Ohr, trat er, nachdem er sich von Fräulein Adams getrennt, ohne sich jemand zu gesellen, wieder beiseit. Es traf sich dabei aber, daß er in die Nähe des Einganges zu stehen kam, nicht wieder nah beim Ofen, sondern etwas von ihm ab.

Man saß und stand umher, plauderte, Mokka und Likör wurden herumgereicht, Zigarren und Zigaretten angeboten. Auch zu ihm kam der Diener, und er nahm sich ein Täßchen Mokka und eine Zigarette.

Aber da geschah es, daß in der Gruppierung der Gäste allmählich eine Veränderung vorging. Und zwar dergestalt, daß die Damen meist um den Tisch herumsaßen, die Herren bei den Fenstern, eine Gruppe aber, bei der sich auch Altmann befand, gegen die Tür zum Eßzimmer hin standen, so daß Martin mit einem Mal zwischen sich und den anderen einen freien Raum fühlte.

Er erschrak. Um so mehr, als er wahrnahm, daß Professor Wittenberger, der Assessor und einer von den beiden anwesenden Offizieren seine isolierte Stellung beachteten.

Er sah, daß es unmöglich war, sich da, wo er stand, länger aufzuhalten, und tat, von den drei Herren beobachtet, ein paar Schritte auf die Gruppe zu, die er dann aber umschritt, wobei er einen Platz in der Nähe der Speisezimmertür fand, wo er nicht mehr so frei sichtbar war.

Dann kam ein Augenblick, wo das Gespräch der in seiner Nähe befindlichen Herrengruppe verstummte, während zu gleicher

Zeit der Assessor sich von den anderen entfernte und, das Monokel eingeklemmt, zu Martin hintrat.

„Wie geht's Ihnen noch immer, Herr Grunert?" redete er ihn an. „Uebrigens entsinnen Sie sich noch damals — hahaha! — Sie hatten da beim Tee so eine ausgezeichnete Bemerkung gemacht."

Dann sprach er noch etwas, über die Zeichenkunst Beardsleys wohl —, und begab sich, als Martin sich auf die Unterhaltung nicht weiter einließ, zu der Gruppe zurück.

Bald darauf trat aber Altmann auf ihn zu, stellte sich dicht vor ihn und sah ihn an.

Martins Nerven gerieten sofort in eine übermäßige Anspannung, wobei er aber äußerlich völlig regungslos dastand und sich gezwungen fühlte, auf die leiseste Bewegung Altmanns zu achten.

Wieder einmal war es, als ob Altmann ihm eine besondere Mitteilung machen wollte, wieder öffnete er in dieser sonderbaren Weise den Mund und stieß einen halben Laut hervor. Plötzlich blickte er aber steif vor sich nieder auf den Fußboden und beschrieb eine langsame Geste, die mit ausgestrecktem kleinen Finger auf etwas hindeutete und in ihrer Richtung beharrte. Martins Blick, der der Richtung von Altmanns Finger sofort gefolgt war, sah, mit umrißgenauer Deutlichkeit, aus der Teppichkante sich — den weißblauen Kelch abheben, genau das venezianische Kelchglas.

Er erbleichte, zitterte und starrte Altmann an. Doch dieser blickte noch immer, eine Falte zwischen den Brauen, vor sich nieder, und sein kleiner Finger verharrte dabei in der Richtung nach der weißblauen Figur unten. Plötzlich aber fuhr er ganz unvermutet mit einem feinen, jähen Ruck gegen das Ofensims und das Kelchglas hin.

Und da wandte Martin sich langsam, sehr langsam, in einer starren, wie mechanischen Haltung von ihm ab und begann, unter einem beständigen inneren Sträuben, sich auf den Ofen zuzubwegen. Hier angelangt, stand er eine Weile, den Kopf ein wenig zwischen die Schultern gezogen, die Unterarme, Ellbogen eingeknickt, halb erhoben, und starrte, sehr bleich, mit vorgepreß-

ten, leise knirschenden Kiefern, von einem feinen Zittern geschüttelt, das Kelchglas an. Mit einem Mal aber reckte er langsam, mühsam, die Hand aus, hob sie zu dem Glas, ergriff es, nahm es vom Sims und hielt es, wieder gegen Altmann und den Saal gewandt, vor sich hin halb in die Höhe.

Einige Sekunden hielt er es so, aber dann gab es plötzlich einen feinen, scharfen Knick, und das Glas fiel, glatt genau zwischen Kelch und Fuß durchgebrochen, zu Boden, wo es mit einem feintönig stumpfen Klirren zersplitterte. Das alles aber, ohne daß Martins Arm, seine Hand, seine Finger sich im mindesten bewegt hatten.

Im gleichen Augenblick aber rötete sich sein Gesicht, er begann zu keuchen, seine Augen funkelten, und plötzlich wandte er sich gegen Altmann ganz herum und hieb ihn mit geballter Faust mitten ins Gesicht.

Altmann verlor das Gleichgewicht, taumelte und schlug auf dem glatten Parkettfußboden mitten in die Gruppe der am nächsten stehenden Herren hinein. Martin aber wandte sich und verließ festen, nicht zu schnellen Schrittes, den Saal . . .

*

23.

Draußen warf er sich in seinen Mantel, zog die Galoschen über und trat in ein vom schwarzen Nachthimmel wirbelndes, dichtes Schneegestöber hinaus. Eilig durchquerte er die Stadt, und bald stand er in ihrem Zimmer vor der ängstlich erstaunten Christine.

„Leb' wohl, Christine!“ rief er ihr mit einem fast freudigen Lachen zu. „Ich ziehe aus!“

„Martin, um Gotteswillen, was ist geschehn?!“

„Weiter nichts!“ lachte er, seine Augen blitzten. „Weiter nichts, als daß ich ihm in offener Gesellschaft ins Gesicht geschlagen habe. — O Herrgott, war mir das eine Wohltat!“

„Martin?!“

„Hab' keine Bange!“ fuhr er noch immer lachend fort, während er mit stürmenden Schritten hin und her ging. „Hab' keine Bange! Ich bin vollkommen bei Verstand! — Aber ja, wir müssen vernünftig reden, es hat Eile, er wird ja wohl hinter mir her sein, ich muß meine Siebensachen packen, Du bist wohl so gut und übergibst sie morgen dem Boten, den ich schicken werde.“

Noch immer hin und her gehend schwieg er einen Augenblick.

„Christine!“ wandte er sich dann zu ihr hin. „Er ist eine tückische, hinterhältige Bestie! — Ha, das ist er bei Gott! — Jetzt kenn' ich ihn ganz! — Aber, wie jede Kanaille, ist er ein feiger Hund. — Ich rate Dir, wenn er Dir was will, so hau' ihm einfach die Peitsche über'n Schädel, und er w i r d kuschen, aus der Hand wird er Dir fressen. — Und ich weiß: Du w i r st Dich nicht mehr ducken lassen, ich weiß, daß Du ein resolutes Weib bist. Du hast dann ja auch — das Kind. — — Nein, er wird

Dich nicht wieder hysterisch peinigen. — Entbehren wird er Dich ja nicht können, also wird er kuschen. — Uebrigens muß ja das Kind versorgt sein, über das Kind freut er sich, vielleicht, mag sein, macht ihn das auch anders. Vielleicht! Um so besser.

Aber es eilt, es eilt, Christine!" unterbrach er sich. „Also: er hat mir aus ganz gemeiner, heimtückischer Rachsucht, hundsgemeiner Plebs, der er ist, noch dazu vor aller Welt — sicher hat er sich mit seinen ‚Künsten' zeigen wollen — etwas auszuwischen gesucht, oder vielmehr wirklich etwas ausgewischt. Er scheint mich überhaupt die ganz letzte Zeit her in meinem deprimierten Zustand mit allen möglichen occulten Kniffen verwirrt und gewissermaßen auf den Ueberfall heut' abend präpariert zu haben. — Von dem ganz schlimmen will ich Dir jetzt nichts erzählen, es ging ja, gottlob! noch gut ab —, aber bei der Baronin hat er mich mit einer plötzlichen Suggestion überrumpelt, daß ich vor allen Gästen — verstehst Du? vor allen Gästen!! — zum Ofensims hingehen und ein venezianisches Glas von dort wegnehmen mußte. — Irgend so eine occulte Feinerei! Die Einzelheiten später. — Darauf bin ich, wie ich endlich zu mir selber kommen konnte, auf ihn losgegangen und hab' ihm die Faust ins Gesicht gesetzt."

Er unterbrach sich, fuhr sich über die Stirn und ächzte, lachte aber dabei, um Christine nicht zu beunruhigen.

„Alles in allem ein wunderbar resoluter Abschluß, Christine! — Ach, weiß Gott! daß mir noch mal so wohl ist. — O Gott, Herrgott! was hab' ich die letzten Wochen, die letzten Monate hier für eine Hölle ausgestanden! — Endlich, endlich, Freiheit, Klarheit!"

Er unterbrach sich und wandte der gänzlich verängsteten, verhalten weinenden Christine seine Aufmerksamkeit zu. Die Erinnerung an das, was sie miteinander gelebt, überwältigte ihn, er eilte auf sie zu und schloß sie in die Arme.

„Liebe, gute Christine!" flüsterte er, während er sie mehrere Male küßte, mit einer Stimme, die von seiner innersten Rührung bebte, „sei ruhig! Wir müssen Abschied nehmen! — Um mich sorg' Dich nicht, um Dich ist mir nicht bang, Du wirst, wie Du jetzt bist, mit ihm fertig werden, ich weiß das!"

Er riß sich los.

„Es wird Zeit, ich muß vor allen Dingen 'nauf und einpacken, daß er mich hier nicht doch noch überrascht. — Wir sprechen uns noch. — An anderem Ort. — Es wird jeden Sonnabend ein Brief für Dich auf dem Postamt liegen, der Dir Ort und Zeit bestimmt, wo wir uns sprechen können, oder Dir sonstige Mitteilungen macht. Wir werden dies und das zu besprechen haben. — Mein Examen ist — und weiß Gott, herzlich gern! — jetzt endgültig zum Teufel usw. usw. — Also laß uns 'naufgehen."

Sie begaben sich auf sein Zimmer und packten ein, Christine versprach für alles zu sorgen. Noch einmal schloß er sie in die Arme und küßte sie, dann verließ er die Villa Altmann für immer . . .

*

Eine halbe Stunde später traf er im Fischkeller ein, wo er mutterseelenallein auf seinem Stammsitz Gotthold Kuhn vorfand. Gotthold erbot sich sofort, ihm für diese Nacht bei sich Unterkunft zu gewähren.

Sie saßen noch lange beieinander und sprachen über das Geschehene, wobei Martin eine ungewöhnlich lebhafte, ja fröhliche Stimmung zeigte.

Plötzlich aber stand ein schwarzer Schatten mitten in ihre Unterhaltung hinein zwischen ihnen beim Tische. Es war Michael Kolzow, der in seinen Galoschen lautlos und ganz unerwartet eingetreten war.

Er befand sich in merkbarer Aufregung und hatte ein neues, wie es schien, für ihn besonders wichtiges jüngstes Ereignis der russischen revolutionären Bewegung erfahren.

Es wurde ein lebhaftes Gespräch, an welchem Martin aber nur als ein in seiner gegenwärtigen Lage sehr eigenartig berührter Zuhörer sich beteiligte.

„Na, was is, Michael!" schloß Gotthold auf seine Weise ab. „Ein Parlament wird's ja für euch wohl endlich mal abwerfen. — Höchste Eisenbahn übrigens; denn sogar der Schah von Persien, der Sultan und der Kaiser von China sollen in-

zwischen ja bereits mit seltsamen Plänen schwanger gehn. Also beeilt euch!“

Michael lachte herzlich, schüttelte im übrigen aber den Kopf.

„Die Duma wird sicher sein,“ fand er sich endlich mit seinem Deutsch zurecht. „Aber es ist nicht die Duma. — Trotz der Duma wird Revolution sein. — Sie wird jetzt nicht sein, und dann wird sie doch sein, und dann wieder nicht. Immer wird sie wieder hervorbrechen. Es ist nicht die Duma, es ist anders. Die Duma wird nicht das sein, was ist, was sein soll. — Warum ist die Politik von Kaiser mit England? Und warum ist die Politik von Zar? Warum sind Besuche hin und her? Warum sind die Krisen, die müßten europäischen Krieg bringen, wenn noch wäre wie vor dreißig Jahren? Warum brechen die Krisen ab und wird nicht Krieg? Warum ist Konvention gewesen in Haag, warum auf Anregung von Zar? Weil nicht mehr solche Gefahr ist.

Was ist mehr: die Nationen oder der Mensch? Was bestimmt, daß Kriege sein sollen, oder nicht? Bestimmt der Mensch, bestimmen nicht mehr die Nationen, weil der Mensch anfängt über den Nationen zu sein. Die Nationen fangen an nicht mehr zu sein, allein der Mensch noch, nur der Mensch wird sein!

Ich will sagen, was ich denke. Die Duma wird das nächste sein, was kann. Die Duma wird gut sein für das nächste. Vielleicht. — Aber Duma wird nicht sein Abschluß für Revolution. Die russische Revolution wird immer sein, wird weitergehn. — Die russische Revolution ist die größte von allen Revolutionen. Sie wird gehen über Europa, über ganze Erde. Weil der Mensch sein soll und nicht mehr die Nationen.

Auch die Duma ist nur, daß der Mensch wird. — Wie bestimm' ich, was der Mensch ist? Viele Definitionen sind, eine wird richtig sein. Wie wird ausgemacht? Wie wird physiologisch ausgemacht? — Die Wissenschaft will ausmachen. Aber die Wissenschaft macht so und so aus, verschieden. Es sind die Hypothesen, es ist gar keine Sicherheit. Das aber ist die Verzweiflung. Die Wissenschaft macht

die Verzweiflung. — Die Verzweiflung wird kommen, ist schon da. — Sie ist da in Rußland. Und die Verzweiflung wird ausmachen. Mit der letzten Verzweiflung wird Rußland ausmachen. Es sind die da, die die letzte Probe sein werden. In Rußland sind sie da, in Rußland. Westen ist für die Verzweiflung zu blasiert. — Und das wird die russische Revolution sein.

Der furchtbarste Tag wird kommen. Die westliche Verzweiflung ist lahm und halb, sie begnügt sich mit der Skepsis, die Skepsis hat sie ganz zerfressen, es ist kein Trieb mehr da, die Kraft ist zerfressen. Sie haben den Modus der lahmen Resignation, sie haben die Flauheit, die weder warm noch kalt ist, die Skepsis hat sie ganz in Verwirrung gesetzt. Aber die furchtbarsten Verzweifelten sind unter uns, in Rußland. In Rußland ist die ganze Verzweiflung, in Rußland ist die Kraft und der strebende Trieb. In Rußland ist nicht mehr die Skepsis: in Rußland ist der tote Punkt. Der tote Punkt wird ausmachen mit der letzten Verzweiflung.

Der tote Punkt und die letzte Verzweiflung ist nicht das soziale Elend, der Brotmangel der Unterdrückten. Denn woher kommt das soziale Elend? Wir kennen die Hypothesen, die Definitionen der Soziologen. Wie viele? Ich weiß nicht, ich zähle nicht. Ich sehe aber nicht die, die das Elend definiert haben. Es ist nur die Eitelkeit der Professoren.

Das Elend ist etwas anderes. Das Elend weiß sich. Wir lesen Dostojewski, und wir wissen, was das Elend und was die Verzweiflung ist. Dimitri Karamassow oder das Elend der Leidenschaft; Iwan Karamassow oder das Elend des Intellektes; Aljoscha und, vielleicht, das Grausen, das vor all dem Elend erstarrt ist in einer religiösen Stimmung, ich spreche von Aljoschas innerster Seele.

Nitschewo! Nitschewo! Und das wird die Probe sein. — Es wird die Verzweiflung und das Gericht über die Erde und den Menschen sein, über die Erde und über die Nationen um des Menschen willen. Es wird der russische Terrorismus sein und sein Tag. Er wird Europa und die Erde zerschmettern, oder der Mensch, der Mensch, wird hören, sich erheben und da

sein, und wir werden ihn sehen, werden das Notwendige sehen und die Wahrheit.

Ich sage aber: nicht das soziale Elend wird ausmachen und nicht die Gier nach Geld und Brot, sondern das physiologische Elend wird ausmachen. Die Entartung wird ausmachen. Wo die Entartung Verzweiflung geworden sein wird, wird sie ausmachen. — Und die Fürsten werden reisen, die Tiger werden die Lämmer aufsuchen und die Lämmer die Tiger, und der Mensch wird sich vor der Verzweiflung nur noch anschließen an den Menschen. Und sie werden Rat halten, und sie werden fertig sein, ganz werden sie in der Verwirrung sein. Weil das physiologische Elend da ist, weil die letzte Frucht des Menschen da ist, weil der neue Keim da ist.

Ich sage nicht, das notleidende Volk ist auf den äußersten Punkt gedrängt, für das notleidende Volk wird die Duma sein und was aus der Entwicklung der Duma folgte: aber was wird sein für das Elend und für die Verzweiflung?" . . .

*

24.

Weit nach Mitternacht verließen die Drei den Fischkeller, und Martin begab sich mit Gotthold zu dessen Wohnung. Sie lag im Oberstock eines kleinen altfränkischen Hauses, das einer Winkelgasse gegen den Fluß hin angehörte. Ein Eckhaus mit Vorgarten und einem Freiblick auf den Fluß und die Berge.

Obwohl er Privatlehrer war, und gut verdiente, wohnte Gotthold Kuhn wie ein Student auf Aftermiete, hatte eine geräumige Stube mit einem Schlafzimmerchen daneben. Martin übernachtete bei ihm und ging am nächsten Vormittag, nachdem Gotthold einen Kaffee gebraut, auf die Suche nach einem Zimmer. Er fand in einer benachbarten Straße ein billiges Stübchen, das er der Witwe eines kleinen Beamten abmietete. Als er gemietet hatte, schickte er einen Boten zur Villa Altmann nach seinen Sachen. Den Vormittag verbrachte er dann bis zum Mittag in der Universität. Das tägliche Mittagessen beschloß er mit Gotthold Kuhn zusammen im Fischkeller einzunehmen.

Dann machte er sich an die nicht leichte Aufgabe, seiner Mutter das Geschehene zu schreiben und ihr die Erklärungen zu geben, die er für notwendig hielt. Damit sie sich nicht beunruhigte. Daß er die Philologie und das Examen aufgegeben hatte, wagte er ihr noch nicht mitzuteilen.

Seiner Lage nach befand er sich jetzt am äußersten Rande; oder vielmehr, er hatte sein Fahrzeug bereits abgestoßen und schwebte auf gänzlich ungewisser See. Das einzige, was er allenfalls ins Auge faßte, war ein Ausbau der naturwissenschaftlichen Beschäftigungen, zu denen ihm sein Aufenthalt bei Altmann neue Anregung gegeben hatte.

Aber das bedeutete doch von vornherein einen recht aristokratischen Vorsatz. Denn es konnte nicht davon die Rede sein, die etwaigen Erfolge einer solchen Beschäftigung in irgend einem bürgerlichen Sinne für Examen und eine Laufbahn zu verwerten. Es kam hinzu, daß er sich mit den exakten Anschauungen und ihren bis zum Haarsträubenden verzwickten Gewirr von Hypothesen und Hypotheschen, Gesetzen und Gesetzchen im schärfsten Zwiespalt befand, und daß sich ihm eine Seichtheit und durchgängige Brüchigkeit ihrer Logik und vor allem ihrer logischen Ausgangspunkte, ja eine dermaßen stümperhafte, instinktverlassene Kurzsichtigkeit selbst und gerade den einfachsten Lebenstatsächlichkeiten gegenüber enthüllte, daß in Wahrheit sein Innerstes ergrauste vor der geradezu greifbaren Vision eines äußersten europäischen Zusammenbruches. Was Michael Kolzow im Fischkeller gesprochen hatte, hatte er aus tiefster Seele nur bestätigt.

Zu dieser, man durfte schon sagen „auf Nichts" gestellten Lage kam der Umstand hinzu, daß er kaum hundert Mark in der Tasche hatte. Die dreißig Mark mit eingerechnet, die Altmann ihm damals gegeben. Sein Versprechen, ihm jeden Monat so viel zu geben, hatte er nachher einfach nicht wahrgemacht, ob aus Geiz oder Vergeßlichkeit, oder aus Haß und Rachsucht? Seine Mutter konnte nicht in Betracht kommen. Andere Beziehungen besaß er nicht. Der Gedanke, sich Geld durch Stundengeben zu verdienen, lag ihm ganz fern. Er war außerstande, an so etwas auch nur zu denken. Seine Seele war ganz erfüllt von einer großen Freude und äußersten Freiheit, die ihm jedes verstandesgemäße Nachdenken verschlugen. Er fühlte nichts, ward durch nichts bestimmt, als von dem Gebot seiner nächsten Triebe ohne jedes Bedenken. Man hätte sagen können, das Wichtigste und sehr Bedeutsame seines Zustandes lag darin, daß er sich durchaus von unterbewußten Vorgängen tragen ließ, die nach irgendeinem tieferen, fest bestimmten Innengesetz seines Wesens ihrem Gleichgewicht zustrebten; wennschon vorderhand, wie's nach allem, was sich ereignet hatte, nicht anders sein konnte, auf eine noch dunkle, trübe Weise. Jedenfalls gab er sich diesem Zustand, dessen Bestandteile und

Antriebe verstandesgemäß kaum zu erklären gewesen wären, hin mit dem Gefühl, daß er nicht anders könne und daß es irgendeinem Zusammenhange nach das rechte sei.

So kam es auch, daß er sich zunächst zu etwas Allerunsicherstem, Unpraktischstem, ganz Bezugs- und Sinnlosem, vielleicht in gewissem Betracht zu etwas ganz Unmöglichem gedrängt fühlte: nämlich eine seltsam zwingende Notwendigkeit trieb ihn dazu an, sich zu der Baronin zu begeben. Vielleicht, weil sie von Anfang an einen tieferen Eindruck auf ihn geübt hatte, von dem er sich freilich keine bestimmtere Rechenschaft hatte geben können. Was er von ihr wollte, über was er mit ihr eigentlich sprechen wollte oder könnte, wußte er auf keine Weise. Sie mit diesem Besuche zu brüskieren, lag ihm ganz fern. Es war also kaum ein bewußter Beweggrund, der ihn zu ihr trieb. Vielleicht wirklich nur ein dunkler Allgemeineindruck, den ihr Wesen auf ihn übte, rein als solcher; wer möchte die Zusammenhänge eines derartigen Seelenzustandes ermessen, wer ermessen, was da von Wichtigkeit war und was nicht? Außerdem aber war es wohl auch eine seltsame in sich hinein staunende Lust dieses sonderbaren absoluten Freiheitsgefühles, das erste Beste und gerade das Unsinnigste, Unmöglichste zu tun. Doch, noch einmal, es stand unter der Schwelle seines Bewußtseins . . .

Zugleich empfand er nun aber die Notwendigkeit, sich in einer angemessenen Kleidung zu der Baronin zu begeben, über die er nicht verfügte. Den schwarzen Gesellschaftsanzug empfand er gleich als eine Unmöglichkeit. Jedenfalls ließ er sich von dem Antrieb bestimmen, sich einen Anzug aus gutem Tuche im besten Schnitt anfertigen zu lassen und einen entsprechenden Winterüberrock, außerdem entsprechende Wäsche zu kaufen, ebensolches Schuhwerk, eine Kopfbedeckung, Handschuhe und dergleichen mehr. An die Geldmittel, die er dazu brauchte, dachte er gar nicht. Mit seiner studentischen Ausweiskarte begab er sich gleich zu Altmanns Schneider (einem der gesuchtesten der Stadt), und es gelang ihm auch, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen, ebenso alles übrige.

Aber bevor er sich zu der Baronin begab, sollte es geschehen, daß er drei Tage, nachdem er die Villa Altmann verlassen, auf dessen Einladung hin, nach dem Mittagessen, mit Gotthold Kuhn die Kolzows aufsuchte, und bei dieser Gelegenheit ein Erlebnis hatte, das für ihn von Wichtigkeit werden sollte.

Die Kolzows wohnten im gleichen Viertel gegen den Fluß hin. Wie Gotthold hatten sie eine ziemlich geräumige Stube mit einem kleineren Nebenzimmer. Das letztere war Lisa Kolzows Wohngelaß; in der Stube, die ihnen den Tag über zu gemeinsamem Aufenthalt diente, wohnte Michael. Eine echte, billigere Studentenwohnung, wie auch Gotthold und Martin sie hatten.

Als sie anlangten, fanden sie um einen großen, kahlen Tisch herum, der vor einem mit schwarzem Leder bezogenen altfränkischen Sofa stand, eine kleine Gesellschaft vor.

Vor allen anderen fiel Martin auf den ersten Blick ein junger Mann auf, der in der linken Sofaecke saß.

Es war eine lichtblonde, schlichthaarige, hagere Gestalt in einem nachlässig eleganten, schwarzen Jackettanzug, dessen Weste in einer Weise bis oben hinauf zugeknöpft war, daß nur der weiße Streif eines steifen Hemdkragens hervorsah. Der junge Mann hielt sich in einer, Martin wußte nicht recht ob nachlässigen oder müden, zugleich aber bescheidenen, still gezwängten Haltung auf eine Weise in die Sofaecke gedrückt, daß Lisa Kolzow, die gegen die Mitte hin neben ihm saß, sich wie weit entfernt von ihm ausnahm. Er konnte übrigens ebensogut in den Zwanzigern wie in den Dreißigern stehen. Es war ein bartloses Gesicht, ein hagerer Römerschädel, aber mit ätherisch scharfen, bleichen, sehr ausgeprägten Zügen. In tiefen Höhlen saßen unter einer auffallend hohen, sehr kantigen Stirn zwei runde, überklare, Martin empfand: geisterhafte, Grauaugen, die keine Brauen zu haben schienen. Ein rund umfassender, stiller, großer, neutraler, unverwandter Blick war es, der sich auf Martin richtete, und der ihm, anstatt ihn zu beirren, ein seltsam unmittelbares Wohlgefallen mitteilte. Die Stirn zeigte sich über diesem Blick von vielen feinen Parallelfurchen durchzogen.

Eine spitz zugehende, schmale Nase hatte er und einen blassen, schmallippigen Mund mit einem still erstarrten, wie geisterhaften Lächeln; einem unbewußten Angstlächeln, überfiel es Martin. Sein Arm hing nachlässig still über die Seitenlehne des Sofas. Aus einem weißen, hervorgerutschten Manschettenstreif vor kam lang und hager ein bleiches, knochiges Handgelenk mit einer hager nervigen, schmalen, feinen, bleichen Hand, zwischen deren Zeige- und Mittelfinger eine Zigarette steil einen langen, oben schön geschlängelten, feinen, blauen Rauchstreifen ansteigen ließ. Der Ruch nach gutem, russischem Tabak, der im Zimmer herrschte, schien ganz von dieser Zigarette auszugehen, obgleich auch Lisa Kolzow und noch jemand von den anderen rauchten. Michael rauchte nicht. Er hatte offenbar vor Gotthold und Martins Eintreten viel und anhaltend gesprochen. Seine Hand hielt noch die Blätter eines Buches zwischen den Fingern, das aufgeschlagen vor ihm neben der Teetasse auf dem Tische lag. Mitten auf dem Tisch befand sich ein kupferner Samovar, eine Zuckerbüchse und lag ein aufgerissenes, größeres Paketchen Zigaretten, das seinen Inhalt über den Tisch hin ergoß.

Der junge Mann in der Sofaecke wurde Martin als ein Herr Hugo Wiesand vorgestellt.

Langsam, still hatte er sich erhoben und, ohne den Ausdruck seines merkwürdigen Gesichtes im leisesten zu verändern, Martin erst langsam und dann plötzlich wie mit einem herzlich zufahrenden Ruck seine lange, schmale, bleiche Hand hingestreckt und Martin hatte einen Druck gefühlt, als er sie ergriffen. Gesagt hatte Wiesand nichts, sondern sich nur langsam, still wieder in seine Sofaecke gedrückt, wobei er das Bein überschlug und den Arm mit der Zigarette wie vorhin wieder über die Seitenlehne herabhängen ließ.

Martin kam auf den Stuhl neben ihm zu sitzen.

Außer Wiesand war noch ein russischer Landsmann der Kolzows zugegen, der vor dem Tisch mit dem Rücken gegen den Eingang saß. Ein kleiner, schmalgebauter Mensch mit schwarzen Augen, bräunlichem, pockennarbigem Gesicht, schwarzsträhnigen Haaren und bartlos. Neben ihm, gegen Martin her, saß der vierte männliche Anwesende, ein Dr. Kluge. Es war ein mittel-

großer, schmalbrüstiger junger Mann in einem hellbraun karierten Jackett, das bis oben zum Hals hinauf zugeknöpft war und auf dem ein viel zu großer, wirrhaarig rotblonder Kopf mit einem ungepflegten, dick ansetzenden, aber schließlich spitz zugehenden, mächtigen Kinnbart saß. Dieser Bart aber rahmte blasse Backen ein. Die blasse Nase ging spitz zu, über ihr standen unter dünnen, roten, sehr regelmäßig gezogenen Brauen ein paar mandelförmige Grauaugen. Sie hatten einen irgendwie schadenfrohen Ausdruck und blinzelten und zuckten viel.

Gotthold hatte Martin schon unterwegs darauf aufmerksam gemacht, daß sie höchstwahrscheinlich Dr. Kluge antreffen würden, und daß er ein Schriftsteller wäre. Er hätte sich an die russische Kolonie herangemacht, hielte sich für einen Edelanarchisten und hätte eine russische Jüdin zur Frau. Gotthold hatte hinzugefügt, er sei ein rühriger, fortwährend irgend etwas Phantastisches projektierender, aber im Grunde ganz verwaschener Charakter, der durch Stirners Radikalismus aus seiner Charakterlosigkeit eine Art von System und so etwas wie eine „Ethik“ gemacht habe.

Da Dr. Kluge, der übrigens nicht rauchte, nun schon mal da war, da er unerschöpflich gesprächig und ein Schöngeist war, war ein literarisches Gespräch aufgekommen, und zwar über Dostojewski und insbesondere über dessen „Dämonen“. Der Gegenstand hatte aber inzwischen eine Wendung nach der ethischen, philosophischen und religiösen Seite hin genommen.

Dr. Kluge war es, der, als man zur Ruhe gekommen war, das Gespräch wieder aufnahm.

„Im Grunde genommen ist Dostojewski ja einfach ein Köhler. — Sie wissen vielleicht, was wir Deutschen damit bezeichnen.“

Er zwinkerte so anhaltend mit den Augen, daß es sich ausnahm, als wolle er Michael, an den er diese Worte gerichtet hatte, etwas auswischen.

„Ich weiß,“ bestätigte Michael, der die Finger immer noch in dem Buche, Dr. Kluge seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte.

„Na ja. — Wir sprachen ja also neulich mal über den Raskolnikoff. Der Grundgedanke ist meinetwegen ja großartig,

genial. Raskolnikoff ist eine Persönlichkeit, die in einer Krise steht und sich eine Probe auferlegt. Und zwar entschieden ganz einfach die richtige. — Aber warum die plebejische, die ganz und gar unaristokratische Sentimentalität, daß er sich von Sonja beeinflussen läßt, daß er in religiösen Atavismus verfällt, daß er hingeht, auf freiem Platz sich vor allen Leuten auf die Erde wirft, den Erdboden küßt und dem ‚Vaterland' abbittet, daß er es ‚mit einem Mord befleckt' hat? Aber damit hat ja der ganze Roman seinen Sinn verloren! Raskolnikoff hat die Probe nicht bestanden, er ist nicht der Napoleon, für den er sich hielt, er ist einfach ein Dutzendmensch, ein Reaktionär, verfällt in den religiösen Atavismus. Ein ‚guter Mensch', weiter nichts. Der nachher, in Sibirien, die Reuetränen fließen läßt, in der Bibel liest, und vermutlich, wenn er zurückkommt, Volksschullehrer wird. Ein ‚guter Mensch', der sich von einem ängstlichen, bigotten Weibe bestimmen läßt. Ein Köhler ist Dostojewski."

„O, aber das ist russisch, daß er sich hinwirft. Ein Mord ist ein Mord. Den M o r d bittet er ab," warf Lisa Kolzow ein.

Obgleich sie nicht gerade leidenschaftlich gesprochen hatte, zeigten ihre mit einem festen Blick auf Dr. Kluge gerichteten Augen einen Glanz, und empfing Martin den Eindruck, als sei ihr Kluges Rede, oder wohl noch mehr er selbst, unangenehm. Dr. Kluge seinerseits antwortete mit einem höflich zwinkernden Blick, sagte aber weiter nichts, sondern wandte seine Aufmerksamkeit gleich wieder Michael Kolzow zu.

„Ja, das ist russisch," bestätigte der endlich, ohne Dr. Kluge anzusehen oder die Absicht zu zeigen, sich näher auf den Gegenstand einzulassen. Schließlich setzte er aber doch noch hinzu: „Er kommt nicht zurück aus Sibirien, nicht zurückkehren wird er: in der sibirischen Kolonie wird er bleiben, in der Kolonie, mit Sonja."

„Aber wieso nur russisch?" mischte sich Gotthold Kuhn, der eine von seinen biederen „Pflanzern" mit dem umgewickelten „Rattenschwanz" rauchte, in das Gespräch. „Ich verstehe das durchaus. Habe ich eine offenbare Dummheit verbrochen, so büß' ich sie eben, lege mir selber Buße auf. Und außerdem zeig' ich der Oeffentlichkeit, gebe ihr sozusagen die Garantie, daß ich

wirklich Buße getan habe. Das erfordert erstens der Anstand, zweitens ist's der Ordnung wegen. Denn ich hänge als Einzelner jederzeit und unter allen Umständen so eng organisch mit meiner und aller Gemeinschaft zusammen, daß ich sogar die irrsinnigste und unmöglichste Bestie bin, womöglich noch dazu die allerlächerlichste, wenn ich etwas wirklich ganz für mich und auf eigenste Faust unternähme. Ich bin als in diesem Sinne ‚Eigenster' ein Nichts, ein Luftschlauch. Ich bin aber sofort etwas, und sogar alles in allem, in und mit der Gemeinschaft, in der ich stehe. Sela! — Ich sage: Raskolnikoff war nichts als ein der theoretisierenden Unzucht verfallener armer Teufel — allerdings so recht ein deutsches Laster! — und ich sage: er war erst von dem Augenblicke an Mann, als er sich vor allen Menschen auf freiem Platze, meinetwegen auf gut russisch und slavisch, zu Boden wirft, die Erde küßt und dem Vaterland den miserablen Mord abbittet, mit dem er's befleckt hat. — Daß aber Sonja das aus ihm herausgeholt hat, gerade das ist ja so tief! Woran zeigt sich die organische Einheit des Einzelnen mit der Gemeinschaft direkter, als durch seinen Zusammenhang mit dem Weibe, und woran anders wird der Mann zum Mann als am Weibe? Die Sache ist klar! Es mag roh, plebejisch, köhlermäßig, unästhetisch, oder weiß der Deibel was sein: aber ganz zynisch vom ärztlichen Gesichtspunkte aus hat dem guten Raskolnikoff einfach die gesunde Beziehung zum Weibe gefehlt. Sonja machte ihn aus einem kreuzgefährlichen, bedauernswürdigen, lächerlichen grünen Jungen erst zum Mann. Abermals: Sela!"

Gotthold, der offensichtlich für Lisa eingetreten war, hatte dies und jenes Wort seiner Rede mit einem besonderen, „deutlichen" Nachdruck unterstrichen. Dr. Kluge zwinkerte lebhaft mit den Augen und schien unruhig und irritiert. Endlich aber sagte er mit zugleich vorsichtiger wie zurückhaltender Höflichkeit:

„Ach, verzeihen Sie! aber ich glaube, Sie haben mich mißverstanden? Es handelt sich ja doch nicht bloß so um den Mann als solchen, sondern um den Ausnahmemenschen, um die Anlage zur großen, schöpferischen Persönlichkeit? Dostojewski will, daß Raskolnikoff sie besitzt. Aber er hat sie eben

nicht, und damit wird der ganze Roman schwach. Dostojewski ist aber durchweg so. Und doch ist er dabei ein so genialer Psycholog. Das ist ja, gesteh' ich gern zu, das Sonderbare."

„Was für Dostojewski der Mann ist, hat er gezeigt", äußerte jetzt Michael Kolzow, „deutlich in ‚Die Brüder Karamassow'. Der dreizehnjährige Gymnasiast Nicolai Krassotkin, das ist der werdende Mann. Er tötet nicht auf Probe andere: sich selbst legt er zwischen die Schienen und läßt einen Eisenbahnzug über sich wegfahren, um die Probe zu machen, ob er wird Mann sein. D a s ist der Mann. — Krassotkin hat Bildungseifer, ist selbständig, hat Witz, Charakter, verkehrt mit dem Volk, spricht, neckt sich mit dem Volk. — Solche Männer wir brauchen in Rußland, wir werden sie haben. Ein Nicolai Krassotkin wird sein der russische Bismarck — ich meine: für ein anderes ‚System' " — er lächelte —, „wenn viele solche Männer im Volk werden da sein."

„O na ja, erlauben Sie mal, wir wollen sagen: er und seinesgleichen werden tüchtige, brauchbare Kerls werden. Aber er ist damit doch eben der Hauptsache gegenüber nur eine s u b a l t e r n e Natur. Er wird nichts Außerordentliches, nichts Erstrangiges leisten. — Die außerordentliche, die ganz außerordentliche Persönlichkeit ist bei Dostojewski der Pjotr Stepanowitsch Werchowenski in den „Dämonen". Eben, wissen Sie: ein G r o ß e r!"

Dr. Kluge fing an sich zu erregen. Er gestikulierte, ruckte ununterbrochen und eifrig mit seinem durch den gewaltigen Haarbusch und den dicken Bart übergroßen, blassen Kopf und den schmalen, engbrüstigen Schultern, und blinzelte — es schien Martin: boshaft — mit den Augen.

„Er ist aus einem Guß, ganz und gar! Er kennt weder Bedenken, noch Reue. Er ist für seine Sache Brandstifter, stellt mit seinem Fünferausschuß eine ganze Stadt, fast ein ganzes Gouvernement, auf den Kopf, bringt ein Dutzend Menschen ums Leben, seine Intelligenz ist einfach stupend: er ist die Herrennatur, der große, souveräne, schöpferische Verbrecher. Die Intriguen, die er ins Werk setzt, sind einfach schon übermenschlich genial. Er ist jenseits von Gut und Böse. Er ist

die reinste, ethische Potenz des Cäsare Borgia. Er besitzt die letzte Selbstherrlichkeit. Er ist wohl der Uebermensch."

Es folgte ein tiefes, abweisendes Schweigen.

„G r a u e n v o l l !!"

Alle richteten ihre Blicke auf Martin, der das Wort plötzlich ausgerufen hatte. Mit rotem Kopf und arbeitender Brust gegen seinen Stuhl zurückgelehnt, starrte er Dr. Kluge an. Bemerkenswert war aber, wie dieser auf den Ausruf und den Blick Martins reagierte. Zuerst war er wie unter einem plötzlichen Hieb zusammengezuckt und dabei gegen Martin herumgefahren. Jetzt aber sah er Martin an und bot einen Eindruck, der diesen seltsam erschreckte. Ganz waren es zwei große, graue, kalte, mandelförmige Weiberaugen in einem bleichen, glatten Weibergesicht, die ihn anblickten, widernatürlich von einem Haarbusch und einem dicken, übergroßen Bart umrahmt.

Betroffen und zugleich von einem plötzlichen Widerwillen berührt, wandte er seinen Blick ab und starrte vor sich nieder. Mit einem Mal aber sprang er auf, griff nach Hut und Mantel und verließ eilig das Zimmer . . .

*

25.

Draußen empfing ihn die Gasse mit einer trüben Gaslaterne, mit Schmutz und Nässe des Tauwetters. Die feuchte Kälte durchschauerte ihn, noch mehr die Erregung, in die er sich durch Dr. Kluges Worte versetzt fühlte; eine Erregung, von der er irgend eine dunkle Beängstigung erfuhr.

Was sie da zusammentheorisierten! Wozu? — Besonders beschäftigte ihn der merkwürdige Widerwillen, den ihm Dr. Kluges Aeußere erregt hatte. Das brachte ihn wieder auf Altmann. Und zum ersten Mal erhob sich vor ihm mit letzter Deutlichkeit die Vision eines Gegners, dem er von nun an nicht mehr entrinnen konnte, mit dem es eine letzte Auseinandersetzung galt. Dies blitzhaft jähe, unaussprechliche Erlebnis war es gewesen, das ihn davongetrieben hatte. Er fühlte: alles, schlechterdings alles andere war demgegenüber ganz gleichgültig, alles! . . .

Dann fuhren seine Gedanken so durcheinander, wühlten die Eindrücke des Zusammenseins, Wiesands sonderbare Gestalt, die Gestalten der Geschwister Kolzows in ihm auf. Bis ihn eine unruhige, suchende Langeweile überwältigte. War etwas in ihm ungeduldig über irgendwelche Umstände und dunkle Hemmungen, die ihn von etwas Besonderem, Wesentlichen abhielten, es ihm vorenthielten? Sollte er sich nach Hause begeben? Aber fast verspürte er eine Verwunderung, denn er hatte nicht die Empfindung, daß ihm die Stube irgendetwas angehe, die er da gemietet hatte.

Lange Zeit lief er, von dieser sonderbaren inneren Unruhe getrieben, aufs Geratewohl durch Gassen und Straßen, bis tief in den Abend hinein durchschweifte er die Stadt. All-

mählich hatte er angefangen, von den Eindrücken, die ihm diese Streiferei bot, ganz naiv in Anspruch genommen zu werden. Die Winterkälte sagte ihm jetzt zu. Passanten, die an ihm vorübergingen, weckten seinen Humor, er blieb vor einem Schaufenster stehen, tat einen Blick in ein Lokal hinein, ließ sich auf einem totstillen, dunklen Platz auf einem Brunnenrand nieder und gab sich dem Stilleben hin, das sich bot. Dann geriet er in eine öde Gegend, schritt zwischen dunklen Gärten hin. Er blieb vor einem Staket stehen, bekam es mit einer Anwandlung, darüber wegzuklettern, tat's und schritt zwischen den öden, brachen Beeten, unter den kahlen, starren Baumwipfeln eines Obstgartens hin, der von braunem Tauschmutz und grauweiß glimmendem Schneegestöber gescheckt war. Unversehens fiel ihm Dr. Kluge wieder ein, und er lachte.

Eine Katze strich durch den Garten, er bückte sich hurtig, machte einen Schneeball und warf ihn nach ihr. Dann kletterte er wieder zurück, schritt zwischen den Gärten weiter und geriet auf freies, unbebautes Gelände, aus dem sich schwarz eine Gruppe hoher, alter Bäume erhob. Lange blieb er stehen, gab sich ohne weitere Gedanken diesem Eindruck hin. Dann gelangte er wieder in das Gewinkel der Gassen. Hier und da blieb er stehn, lugte in das Stilleben hinein, welches das helle Viereck eines Erdgeschoßfensterchens bot. Weiterhin stieß er, er wußte nicht auf was alles für wunderlichen Wegen, auf den Fluß. Ein Wehr rauschte und schallte im nächtlichen Dunkel. Leise Graulichter auf dem schwarzen Wasser. Die schneegescheckten Uferränder mit den Ballen und Umrissen ihrer schwarzen Büsche und Bäume. Die Umrisse einer Wassersägemühle, ein feuchter Duft von frischen Brettern und geschnittenem Holz.

Schließlich fand er sich wieder im Hauptviertel. Er trat in ein Café ein, nahm abseits in einer Ecke Platz, bestellte sich Zigarren, fing an zu rauchen und Grogk zu trinken. Noch so gut wie nie hatte er dergleichen getrunken. Er bekam es mit einer Neugier, wieviel davon er würde vertragen können. Es wurden mehrere Gläser. Er fühlte sich ein wenig benommen, hatte es aber mit einer suchenden Unruhe, langweilte sich. Er versuchte darüber nachzudenken, aber ohne Erfolg.

Es mochte gegen zehn Uhr sein, als er das Café wieder verließ. Er fühlte keinerlei Bedürfnis, sich nach Hause zu begeben. Die Streiferei ging weiter, bis ihn eine Neugier erfaßte, wieviel er wohl brauchte, sich zu berauschen. Sie veranlaßte ihn, in noch ein zweites, kleineres Café einzutreten.

Einen Augenblick verweilte er an der Tür. Nur ein paar matte Gasflammen brannten. Das Lokal war so gut wie leer. Plötzlich aber fiel sein Blick auf eine einsame Gestalt, die auf einer gepolsterten Nischenbank saß.

Er stutzte, hatte sich aber gleich gefaßt. Mit einem innerlichen Lachen dachte er: „Donnerwetter, wie komm' ich denn noch einmal mit dem zusammen? Gerade mit ihm! Merkwürdig!"

Es war Wiesand. Die Zigarette glomm und ließ ihren feinen Rauchfaden aufsteigen. Vor ihm aber stand irgend ein Gebäude von gläsernem Trinkgeschirr mit einem draus vorragenden, langen Strohhalm drin.

Er schritt auf ihn zu, unter dem Blick der runden, sonderbaren, eisengrauen Augen, mit denen Wiesand ihn gleichsam zu sich hinholte.

„Ach! Wir treffen uns also noch e i n m a l!"

Verwundert, aber unter einem munteren, unwillkürlich etwas lauten Lachen hatte er es ausgerufen, während er Wiesand die Hand zum Gruß darreckte.

Sehr im Gegensatz aber zu der Art, wie er Martin heut Nachmittag bei Kolzows begrüßt hatte, sah Wiesand ihn, offenbar von Martins Benehmen überrascht oder verwirrt, an und erhob sich dann erst, doch in einer merkwüdigen, jeden Augenblick wieder zum Sitzen bereiten Haltung, mit einer fremden, sonderbar zittrig zögernden Höflichkeit, wobei er jetzt auch seinerseits, aber mit komisch steif eingeknicktem, wie zurückzuckendem Ellbogen die Hand reichte.

„Ja. — Ich bin abends immer hier", gab er mit einer wie schüchtern kleinen, etwas heiser verflorten, zurückhaltenden Stimme Antwort, während seine langen, hageren Finger feuchtkalt, leis, ungewiß Martins Hand berührten; worauf er sich, fortdauernd schien's, beirrt, fremd und schüchtern, zurückhaltend,

unter einer ungeschickt eckigen Bewegung langsam wieder auf das kleine, olivgepolsterte Nischensofa niederließ.

Martin nahm neben ihm auf einen Rohrstuhl Platz.

„Ach, was trinken Sie da?" fragte er.

Wiesand sah ihn — was er mochte haben? — erst wieder eine Weile an, ehe er, wieder mit dieser schüchternen, kleinen, zurückhaltenden Stimme, antwortete:

„Absinth".

„Ach, aber sagen Sie!" erkundigte Martin sich, abermals unter einem ihm halb unbewußten Lachen, zugleich nicht ohne ein naives, kleines Entsetzen, „ist Absinth nicht sehr gifthaltig, enthält er nicht Grünspan?"

„Ja, ja".

„Ich habe ja noch nie welchen getrunken. Ich habe heute allerdings überhaupt so gut wie zum ersten Mal Spirituosen zu mir genommen. — So gar gefährlich wird Absinth ja aber wohl nicht sein, wie's gemacht wird", lachte Martin.

Wiesand schien etwas erwidern zu wollen, schwieg aber.

Der Kellner kam. Martin bestellte sich gleichfalls einen Absinth. Er schüttete neugierig Wasser aus der kleinen Karaffe in die Eisfilter und beobachtete, wie es sich unten im Glas mit dem graugrünlichen Getränk mischte.

Wiesands graue Augen verfolgten den Vorgang mit einem unbestimmten, stummen Anteil, in dem aber noch immer Fremdheit und Zurückhaltung war.

Martin sog einen Schluck durch den Strohhalm ein.

„Aber es ist doch ein ganz angenehmer Anisgeschmack?" lachte er verwundert. „Ich habe mir wer weiß was für eine Gräulichkeit vorgestellt."

Wiesand hatte so etwas wie ein Lächeln, sagte aber noch immer nichts.

Sein Schweigen fing an, Martin aufzufallen.

„Es freut mich so, Sie noch einmal zu treffen", suchte er es zu bannen, indem er, mit einem plötzlichen Bewußtsein, Wiesand bisher zu lebhaft und zu vertraulich begegnet zu sein, erst jetzt eine schicklichere Höflichkeit nachholte.

„Ich bin fast den ganzen Tag nicht allein", antwortete

Wiesand sofort mit auffallend belebter Stimme, während seine runden, eisengrauen Augensterne offensichtlich aufleuchteten (sie waren mit einem Mal ungewöhnlich schön). „Ich habe fast immer in der Stadt etwas zu tun, ich bin nur abends hier für mich allein. Ich trinke dann ein, zwei Glas Absinth und geh nach Hause. — Ich bin jeden Abend hier."

„Sie verkehren mit Kolzows und Gotthold Kuhn, wenn ich fragen darf?" setzte Martin das Gespräch fort. Er senkte den Blick, es war ihm, als ob er anfinge, auf eine angenehme Weise müd zu werden.

„Ja".

„Kennen Sie auch Dr. Kluge näher? Ich meine, stehen Sie mit ihm in Verkehr?"

„O nein, nicht in näherem."

„Ich glaube, ich hab' ihn heut' Nachmittag beleidigt", fuhr Martin fort, doch, dieser plötzlichen Müdigkeit hingegeben, ohne eine eigentliche Beteiligung.

„Ach, er ist harmlos."

Es geschah zum ersten Mal, daß Wiesand mit Deutlichkeit lächelte.

Martin glaubte im übrigen den Eindruck zu haben, daß in seiner Rede jetzt eine Art gehalten trockener, stiller Ironie läge, von der er nicht recht unterschied, ob sie ihm oder Dr. Kluge gälte.

„Harmlos?" machte er zweifelnd.

„O ja. — Er ist nur außerordentlich nervös und hat eine ungeheuer lebhafte Phantasie. Außerdem ist er brustschwach. — Er ist freilich auch sehr empfindlich."

„Aber dann wird er meinen Ausruf um so mehr übel genommen haben. — Aber was er sagte, war ja doch wohl nicht mit anzuhören."

Wiesand schwieg.

„O warum?" sagte er endlich. „Er bewundert die Renaissance und die Borgias. — Er leitet von ihnen aus eine neue heroische Ethik ab."

Martin sagte nichts. Er fühlte sich beirrt. Wiesand schien diese Bewunderung Dr. Kluges zu billigen?

„Ich halte es übrigens gut für möglich“, fuhr Wiesand fort, während in seinen Augen ein still belustigendes Funkeln war, „daß er sich über Ihren Ausruf erschrocken hat — er ist ja so ungeheuer nervös —, und daß er auf vierzehn Tage an der Renaissance, an den Borgias und an sich selbst irre wird.“

Wie spricht er nur? dachte Martin. Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß er jemals so viel hintereinander sprechen könnte. Laut aber äußerte er, nicht ohne eine unwillkürliche Zurückhaltung:

„Ach, glauben Sie wirklich, daß er nur in diesem Sinne empfindlich ist?“

„O, aber es macht wirklich nichts“, sagte der andere unter einem Lächeln und auf eine Weise, als wolle er Martin über eine Befürchtung beruhigen. Es fiel Martin dann aber auf, daß er mit einem großen, leeren Blick vor sich hinstarrte, und ein paar nervöse Züge von seiner Zigarette nahm, worauf sich sein bleiches Gesicht wie krampfhaft verzog, als sähe er etwas, das ihn schrecke. Doch gleich darauf fragte er:

„Wie stimmt Sie der Absinth?“

„Ach, ich glaube, er kühlt mich,“ antwortete Martin lachend. „Ich fühle mich ganz gleichmäßig, ruhig. — Ich glaube, ich fange an, angenehm müde zu werden.“

Wiesand schwieg. Er schien zerstreut, in irgend einer beängstigten Weise zerstreut. Es fiel Martin auf, daß seine Haltung eine unruhige wurde. Und jetzt verzerrte sich sein Gesicht noch mehr, während seine Hand in der Herzgegend umherkrampfte und er ein leises, kurzes Aechzen vernehmen ließ.

„Es ist alles ganz gleich“, stieß er endlich, in dieser nervös gepeinigten Weise, hervor; es schien, als ob er aus einem seherischenZusammenhang heraus spräche. „Es wird sicherlich ein weißer Aether sein. Es sind sicherlich ganz gewiß ungeheuere, weiße Flügel. — Irgendwie Flügel, mein' ich. — Ein weißlicher Zwielichtsaether, mit . . . hehe! . . . mit einem — nebligen Anisdunst . . . Kühl — und etwas — feucht . . . Aber mit einem Mal wird man ein milchweißes Licht werden und wird ganz in Sonne aufgehen.“

Doch da fiel er schon mit einem lauten Aechzen, die Hand krampfig aufs Herz gepreßt, ins Sofa zurück.

„Ich . . . Ich leide — an Herzbeklemmungen", stieß er, offenbar in hohem Grade beängstigt und anschlußbedürftig, hervor. „Aber . . . es wird gleich — vorüber sein."

Es blieb eine ziemlich lange, peinliche Stille, unter welcher Wiesand mit dem Anfall kämpfte.

„Eigentlich sollt' ich nicht hier sitzen bis nach Mitternacht und ganz und gar Zigaretten rauchen und Absinth trinken", fuhr er in einer matten, leisen, geisternden Weise fort, nachdem der Anfall sich, schien's, im gröbsten gestillt hatte. „Aber es ist alles gleich und so wie es ist. — Man kann nie, nie etwas Anderes als leben. Man lebt n u r, alles andere ist Schein. Oder man lebt eigentlich überhaupt nie, und das Leben ist nur Schein", fügte er seltsam hinzu. „Also ist es vollkommen gleich und einerlei. Alles."

Er schwieg eine Weile, bis er hastig und vielleicht wieder etwas geängstigt, indem er Martin jetzt große, stille, dunkel vertieft leuchtende Augen und ein geisterndes, aber seltsam schönes Lächeln zuwandte, frug:

„Hätten Sie Lust, noch mit mir auf mein Atelier zu kommen? — Ich bin Maler. — Porträt, auch wohl Landschaft, auch Karikatur. — Vom Porträt leb' ich, die Karikatur pfleg' ich so für mich, ganz nur für mich. — Ich braue uns noch eine Tasse Kaffee. Mögen Sie?"

„O, sehr gern!" erklärte Martin sich sofort einverstanden; wohl auch in der Annahme, daß es Wiesand in seinem augenblicklichen Zustand so etwas wie ein Bedürfnis sein könnte, noch Jemand in seiner Nähe zu haben.

*

Vom Zentrum der Stadt, wo sie sich befanden, wanderten sie durch die nächtlichen Gassen, wo nur hier und da noch eine Gaslaterne ihr trübes, zuckendes Licht auf eine leicht gefrorene Tauwasserlache legte, dem westlichen Stadtteil zu. Schließlich gelangten sie zu einer Straße, die Vorstadtcharakter zeigte. Sie schritten sie zu Ende, gingen dann noch ein unbebautes Stück zwischen Baustrecken, Feld- und Gartengelände hin

und erreichten endlich ein einsam stehendes, zweistöckiges Mietshaus, dessen dunkle Masse sich in einem kahlen Garten erhob.

Sie durchschritten den Garten, Wiesand schloß die Haustür auf, ließ Martin hinein, schloß wieder zu, entfachte einen kleinen, elektrischen Taschenbrenner und führte Martin zwei Treppen und dann noch eine Halbtreppe hinauf. Hier befand sich das Atelier.

Er schloß auf, Martin trat in einen großen, kahlen, lichtgraugetünchten Raum ein. Aus der einen Ecke her glühte durch sein nächtliches Dämmerlicht ein Anthrazitofen herüber. Von dem Ofen her bewegte sich etwas langsam auf die beiden zu. Es war eine schöne, große, falbe Katze, die mit hochgezogenem Rücken liebkosend an Wiesands Bein hinstrich. Er begrüßte sie mit einem liebevollen „Na, Gripps?"

Dann trat er zu einem großen Zeichentisch hin, der dicht am Fenster stand, und zündete eine niedrige Arbeitslampe an.

Martin konnte jetzt die Umgebung deutlicher erkennen. Nur wenige Bilder, mit und ohne Rahmen, befanden sich an den Wänden. Ein paar Landschaften und Landschaftsskizzen, meist aber Porträts und Porträtsskizzen, in Oel und Pastell. Sonst kaum mehr als zwei Gipsmasken, von Beethoven und von Dante, und die scheußliche Fratze einer gelbbraunen japanischen Maske mit einem langen dünnen Bart aus angeklebten, schwarzen Haaren.

Außer dem Zeichentisch gab es nur noch einen schlicht braun gebeizten Bücherschrank, ein einfaches, braunes Tischchen mit Kochgerät, ein Aktpodium mit einem gepolsterten Stuhl drauf, zwei Staffeleien, eine Chaiselongue mit einem einfachen Rauchtischchen und zwei Lederstühle. Den Fußboden bedeckte eine große, graugrüne, geflochtene Rohrmatte. Neben dem Ofen stand eine Art Eierkiste mit Kissen drin, die wohl der Katze zum Lager diente. Eine kleine, graugestrichene Tür mit einer Messingklinke führte in einen Nebenraum.

Wiesand nötigte Martin in einen von den beiden lederbezogenen Lehnstühlen, der am Zeichentisch stand, bot ihm eine Zigarette und zündete sich selbst eine an. Darauf begab er sich zu dem Tischchen, wo er Wasser ansetzte und den Spiritus-

kocher anzündete. Dann ging er zur Chaiselongue hin und ließ sich hier, in Martins Nähe, nieder.

„Fühlen Sie sich besser?“ erkundigte sich dieser.

„Ich glaube, es ist vorüber.“

Martin äußerte einiges über das Atelier und über die ihm ungewohnte Malweise, die er an den Bildern bemerkte, und die eine besondere, vorgerücktere Art von Impressionismus war. Doch gab Wiesand, den offenbar anderes beschäftigte, einen Bescheid, der dies Gespräch nicht länger weiterführen zu wollen schien.

Es blieb eine Stille. Draußen, hinter dem großen Atelierfenster, starrte die tiefe, schlafende Winternacht, mit ihrem weißgrauen, ungewissen Schneedämmer, mit öden Schwarzkonturen von Baumwerk und dem Gefühl von sehr viel Nässe, die schon wieder von einer leichten Frostschicht gebannt ist. Im Raum herrschte die Wärme des Anthrazitofens, die das übernächtige Frösteln, das man empfand, doch nicht ganz unterdrücken konnte. Martin war wieder in die unbestimmte, angenehme Müdigkeit von vorhin gefallen und dämmerte fast ein wenig vor sich hin. Vom Spiritusbrenner her summte das Wasser, von der Eierkiste her kamen die Schnurrlaute der Katze.

In diese Stille stießen plötzlich die Worte Wiesands und schreckten Martin auf.

„Verzeihen Sie, wenn ich frage: Sie haben heute, seit sie von Michael Kolzow weg sind, und ehe Sie Absinth tranken, schon viel Alkohol zu sich genommen?“

„Ja, ja,“ gab Martin verwundert Antwort. „Und zwar so viel“ — er lachte — „wie ich vielleicht überhaupt noch nie in meinem Leben getrunken habe. Ich hatte, nachdem ich lange umhergestreift war, einen Grogk nötig, und dann hab' ich aus Neugier noch verschiedene getrunken. — Uebrigens, o doch,“ besann er sich. „Neulich hab' ich mal, zu meiner nachherigen Verwunderung — allerdings unter besonderen, auch seelischen, Umständen — so ziemlich eine kleine Karaffe von gutem, altem Jamaikarum ausgetrunken. Ich war bis auf die Haut naß und kalt geworden.“

„Aber Sie sind vollkommen nüchtern, es hat Ihnen nichts gemacht,“ stellte Wiesand fest.

„Nein. — Ich könnte, scheint's, wohl noch mehr vertragen.“

„Aber Sie machen sich nichts draus, aus dem Alkohol?“

„Nein, wahrhaftig nicht! — Ich habe gar kein Bedürfnis danach,“ lachte Martin. „Ich glaube sogar, am liebsten tränke ich süße Getränke, Limonaden.“

„Ach, das — ist interessant! Sehr interessant! — Wirklich?“

„O ja! Ganz gewiß! — Ich glaube, daß ich auch ein mäßiger Esser bin, und daß ich auch nicht zu rauchen brauchte.“

„Ah ja? — Sie fühlen sich nach dem Alkohol, den Sie heute zu sich genommen haben, auch nicht weiter besonders aufgeregt?“

„Nein, nein. — Etwas aufgemuntert vielleicht, gleichmäßiger. Ich war's vorher nicht so ganz.“

„Jaja, ich weiß, ich wußte gleich,“ sagte Wiesand, während er Martin fortgesetzt im Auge behielt und etwas zu überlegen schien.

„Ich möchte Sie eigentlich gern mal malen,“ sagte er plötzlich. „Hätten Sie Lust und Zeit, mir zu sitzen?“

„Beides, beides!“ lachte Martin. „O ja, ganz gern. — Ich habe zur Zeit gar keine Abhaltung, gar keine. — So wenig, wie scheint's, eine besondere Bestimmung. — Auf wie lange? Ich weiß nicht. — Und was dann? Ich weiß nicht.“

Wiesand schwieg eine Weile.

Aber dann sagte er mit einem Mal, wieder aus einem Nachdenken auffahrend, das sich mit Martins letzten Worten beschäftigt zu haben schien:

„Aber, o doch! Sie haben entschieden etwas Robustes! Vielleicht sogar — Brutales? Haben Sie stark gelebt?“

„Ich glaube, in dem Sinn, in dem Sie zu fragen scheinen: noch gar nicht, gar nicht,“ antwortete Martin unter einem herzlichen Lachen.

„O, was! — Noch gar nicht? — Alsdann . . . Ja, aber . . . hm! — Das müßten Sie aber! Entschieden! — Mir ist so, mir ist durchaus so, hm! — Ja, Sie müßten das; vor allem anderen. — — Aber Sie *haben* etwas Robustes, un-

ausgeglichen Robustes. — Und vor allem: auch Sinnliches, animalisch Sinnliches! Ich meine . . . Sie verstehen mich? Ich meine, natürlich: Man muß schon — Blick dafür haben. Denn Sie können ja allerdings gut und gern sehr an Hypochondrien leiden, oder — gelitten haben?"

„Ja, das mag sein, ist sogar so," bestätigte Martin, sonderbar berührt.

Wiesand schwieg eine Weile, während er Martin beständig im Auge behielt.

„Hm! sagen Sie!" fuhr er dann plötzlich fort und hatte dabei ein seltsames Lächeln. „Es — überrascht Sie, wenn ich sagte, Sie hätten etwas Sinnliches, animalisch Sinnliches? Vielleicht wissen Sie überhaupt gar nichts davon? Das kann nämlich durchaus sein. Wie?"

„O ja, ja! Vielleicht! — Mag sein, in vieler Hinsicht kenn' ich mich wirklich noch nicht," antwortete Martin leise, wieder sehr eigen berührt.

Es blieb ein Schweigen. Drüben brodelte jetzt das Kaffeewasser, die Katze schnurrte. Merkwürdig! fiel Martin auf. Es ist keine Uhr da, es tickt keine Uhr! . . .

„Wie Sie das heute plötzlich ausriefen! Bei Michael Kolzow da! Gegen Dr. Kluge — Hehe!"

Martin fuhr auf. Unwillkürlich war er errötet. Wiesands kurzes Lachen hatte ihn beirrt, ihm zugleich die Vertraulichkeit versetzt, der er sich eben hingegeben hatte. Vielleicht etwas deutlich zurückhaltend, wenn nicht gar abweisend, sagte er:

„Das war nicht mit anzuhören."

„Ach, der Kaffee!"

Wiesand hatte sich erhoben und ging mit seinen langen Beinen zum Tischchen hinüber.

Als er dort den Kaffee hergerichtet hatte, begab er sich in eine Ecke, wo er von einem Konsol in seiner stillen Weise sorgsam zwei Tassen herunterlangte. Er ging mit ihnen zum Tischchen zurück, wo er sie auf ein japanisches Brettchen stellte und füllte. Dann kam er zum Zeichentisch zurück und setzte das Brettchen hier nieder.

Es waren zwei kostbare alte Sevrestassen, zwei erstaunlich noble und aparte Trinkgefäße für diesen großen, kahlen etwas nüchternen, kühlen Raum, in welchem sich aber jeder Gegenstand so seltsam betonte . . .

Sie bedienten sich und tranken von dem kräftig und würzig, sehr gut zubereiteten Getränk.

Wiesand hatte sich mit seiner Tasse wieder zur Chaiselongue begeben.

„Meinen Sie nicht," begann er plötzlich, „daß Cesare Borgia oder Pjotr Stepanowitsch Werchowenski unvermeidliche Produkte der Menschheit sind, und daß sie etwas ganz Besonderes ausmachen könnten?"

„Sie stehen nicht im Verkehr mit Dr. Kluge? Sagten Sie vorhin?" sagte Martin, ohne direkt zu antworten.

Wiesand sah ihn forschend an.

„Nein, in keinem näheren. — Ich kenne ihn wirklich nur sehr wenig," sagte er dann.

Es traf Martin. Was ist er für ein merkwürdiger Mensch, dachte er.

„‚Unvermeidliche Produkte!? Ja!" sagte er dann, „aber . . ."

„Immanente Produkte, von Gott vorgesehen," unterbrach ihn Wiesand.

„Unvermeidliche, ja. — Aber schließlich sind sie doch in dem Sinne da — übrigens: ich habe gar kein Verständnis für sie; sie beschäftigen mich wohl auch nicht, oder doch . . . Aber einerlei! — Aber schließlich sind sie also doch in dem Sinne da, daß ihnen ein ganz besonderer Widerstand begegnen soll, der sie erledigt?"

„‚In dem Sinne da'," wiederholte Wiesand, der Martin nach wie vor ununterbrochen im Auge hielt. Seine Stimme hatte wieder den sonderbaren Ton, der Martin ironisch erschien. Eine Verstimmung wollte sich seiner bemächtigen, aber in demselben Augenblicke fuhr Wiesand mit völlig annehmbarer Tonart fort:

„Sie sprechen von Erledigung: Vielleicht stellt sich das Problem aber dahin, daß sie abzufinden sind? — Ein not-

wendiges, immanentes Resultat der Menschheit, das der Menschheit freilich am unverständlichsten ist, das . . . das . . . Na ja!"

„Sagen wir: Sie sind Menschheit in Agonie, und sie brauchen für ihre Agonie Raum, leider! Und, zu ihrer Zeit, viel," sagte Martin mit einer Entschiedenheit, die dies Gespräch ablehnte.

Es war ein Schweigen.

„Ach!" fuhr Wiesand endlich aus ihm in die Höhe. „Ich wollte Ihnen ja noch meine Karikaturen zeigen. — Interessiert es Sie noch?"

„O sehr! — Nur eine Frage noch, beineben, verzeihen Sie! Sind Sie Spiritist?"

„Spiritist? — Ich? — Hm! Vielleicht, ja! Das heißt . . . Na ja."

Sonderbar, er wirkte mit einem Mal wieder schüchtern und ängstlich.

Doch begab er sich langsam beiseit und brachte nach einiger Zeit eine große Mappe herbei, die er auf dem Arbeitstisch niederlegte. Während er sie aufband, bot er wieder jenen schüchternen, ängstlichen Eindruck, nachher begab er sich schnell zur Chaiselongue zurück. Dort lag er dann — er hatte sich diesmal hingelegt — so still und lautlos, als wäre er gar nicht vorhanden.

Martin durchblätterte die Mappe.

Es war eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Typen, Charakteren und Situationen, die sich über die großen, über und über und oft mit beliebiger Ausnutzung des Raumes vollgezeichneten Blätter ausbreitete. Eine Technik von einer bei einem Deutschen seltenen Sicherheit, Abrundung, Ausgeschriebenheit sensibelster Impression, die an die Art eines Willette, Toulouse-Lautrec, Xanrof und anderer französischen Karikaturisten erinnerte. Hier und da in genialer Anordnung von toller Wildheit bacchanalartige Bewegungen. Gestalten aus allen denkbaren Gesellschaftsschichten. Vor allem eine bis zum verwegensten entfesselte Erotik: Halbwelt, Prostituierte, Ehebruch, eine Psychologie der unerhörtesten Perversitäten, der bis in sein

Intimstes und Dunkelstes hinein entblößte Mensch. — Was war hier noch genau genommen und was war noch heilig? Doch auch das war wie es war. Und es war ja! — Eine letzte, äußerste, schrankenlos entbundene Freiheit und alle Pein dunklesten Schicksalszwanges. Alles, alles möglich und erlaubt, notwendig? Was war geboten, was Gesetz? — Wie fliegende Fetzen, von einer seltsamen, genialen, schneidenden Ironie hingeworfen, wirbelten, tollten und jagten diese schamlos nacktesten, entblößtesten Arabesken. Was war Auflösung? Was Erfüllung und Vollendung? Und was war das für ein seltsamer Mensch, der da drüben so still und lautlos dalag und seine Zigarette vor sich hin rauchte? Mit einem Mal wieder so still, stumm, unfaßlich?

Aber da fuhr Martin zurück. Die zuletzt folgenden Blätter waren (außer dem übrigen Zusammenhang hinten beigefügt oder vielleicht aus Zufall hierhergelegt) Maskenbilder der Baronin Hilsbach . . .

„Ach, was ist das?! — Verkehren Sie mit der Baronin Hilsbach?“ wandte sich Martin mit stockender Stimme gegen Wiesand herum. „Haben Sie sie — porträtiert?“

„Wie? — Ah, ja ja! — Ich kenne sie, verkehre bei ihr. — Ja, ich habe sie porträtiert. — Sind S i e mit ihr bekannt?“

„Ein wenig. — Nur flüchtig.“

„So! — Ach . . . Wie . . .“

„Durch meinen Onkel, Dr. Altmann.“

„Ah, Dr. Altmann! Ja.“

„Verkehren Sie mit Dr. Altmann?“

„Mit dem? — Nein! — Ich kenne ihn bloß.“

„Die Blätter — sind — sehr schön, sehr — ausdrucksvoll . . .“

„Ja, ja. — Studien! Skizzen! — Zu ihrem Porträt, und dann nach dem Porträt. — — — Sie ist eine ganz seltene. eine sehr feine Frau. — Nicht . . . intellektuell, mein' ich. Das heißt . . . ich weiß nicht, was man unter Intellekt verstehen will.“

Er schwieg eine Weile. Der Länge nach lag er still auf dem Rücken, die Füße übereinandergelegt, die Hand mit der Zigarette hing herab, er hielt die Augen starr, mit einem geisterndem Lächeln gegen die Decke gerichtet.

„Eine — Heilige!“ sprach er endlich langsam, leise vor sich hin; mit einer tieferen, ernstlichen Empfindung, wie es Martin schien, den die Bemerkung im übrigen befremdete wie etwas vollkommen Unverständliches, Unnatürliches, und doch auf der Stille tiefer beschäftigte.

„Ach, Sie meinen . . . Eine — Heilige?“

„Ja, ja!“ bestätigte Wiesand, ohne seine Lage zu verändern. „Es gibt ja unterschiedliche Heilige. — Ich denke an die . . . Wirklichkeit des Heiligen,“ fügte er dunkel hinzu. „Uebrigens ist sie vor ein paar Jahren schon mal in der Nervenanstalt gewesen, hat gelitten . . . gelitten . . .“

Doch da sprang er plötzlich auf und kam, wie um etwas, das er befürchtete, zu verhindern, eilig zu Martin hin. Aber fast im selben Augenblick hatte Martin als das letzte der Mappe schon ein großes Blatt aufgenommen, das, in verschiedenen Posen — die ihn betroffen machten — den nackten Akt der Baronin zeigte . . .

„Ah, Sie . . . haben . . . ihren Akt . . . gezeichnet?! . . .“

Wiesand, der jetzt dicht neben ihm stand und einen verspäteten Versuch gemacht hatte, das Blatt seiner Aufmerksamkeit zu entziehen, war über und über rot.

„Nein, n—nein . . .“ stieß er hervor, wich offenbar aus. „Eine . . . eine — Konstruktion . . . Eine — seelische Studie . . .“

„Das — wäre sie dann aber?“ fragte Martin langsam und gepreßt, in einer plötzlichen, tiefen, inneren Aufregung, indem er das Blatt anstarrte. „Sie . . . Sie sagten vorhin, daß . . . daß sie — in der Nervenanstalt gewesen wäre?“

„Ja, ja . . . Ich weiß nicht . . . Ah so, in der Nervenanstalt? . . . Ja, ja: sie war mal in der Nervenanstalt . . .“

In Wiesands Worten war etwas, das Martin zu sich brachte und ihn veranlaßte, das Blatt zurückzulegen und die Mappe schnell zu schließen und beiseitzuschieben.

Dann versank Wiesand in ein mundtotes, schlaffes Schweigen. Martin brach auf, nachdem der andere noch mal auf seine Absicht, ihn zu malen, zurückgekommen war und sie einen der nächsten Tage zur ersten Sitzung verabredet hatten . . .

*

26.

Es war gegen zwei Uhr morgens, als Martin zu Hause anlangte. Er begab sich zu Bett und schlief bis neun Uhr. Dann stand er auf, wusch sich und kleidete sich an, nahm sein Frühstück und las bis Mittag, um auf irgend eine Weise seine Zeit hinzubringen, Soziologisches von Spencer. Zu Mittag blieb er zu Haus und begnügte sich mit etwas Butterbrot und Kaffee. Darauf setzte er die Lektüre fort, legte sich frühzeitig zu Bett und erhob sich am nächsten Morgen frisch und gestärkt.

Im Laufe des Vormittags schrieb er Christine ein paar postlagernde Zeilen, mit denen er ihr einen Tag und eine Stunde angab, zu der sie sich in dem Café treffen wollten, in welchem er mit Wiesand zusammengewesen war. Zwischen vier und fünf Uhr traf er sich dann mit ihr. Nachdem sie über das erste Wiedersehen hinweg waren, das seitens Christines nicht ohne Tränen ablief, erfuhr er von ihr, was sich inzwischen ereignet hatte. Altmann hatte sein verunstaltetes Gesicht mit einem Sturz im Finstern zu erklären versucht und dann irgendeine Geschichte von einem unglaublichen Verhalten Martins erzählt, hatte ihn einen Taugenichts genannt, über ihn geschimpft, sich später aber beruhigt. Im übrigen hatte Martin unter aller sonstigen Niedergeschlagenheit Christinens hervor von neuem den Eindruck, daß sie ganz nur in der Erwartung des Kindes lebte.

Was ihr Verhältnis zu Altmann anbetraf, so hatte sie augenblicklich von ihm nichts auszustehen, denn er behandelte sie ihres Zustandes wegen mit einer fast närrisch peinlichen Rücksichtsnahme, für später aber schien ihr nicht bange zu sein. Hinsichtlich Martins äußerer Lage zeigte sie sich besorgt und

bot ihm Unterstützung an. Er freute sich zwar darüber, weil er einen Beweis darin sah, welche Gewalt sie sich jetzt über Altmann zutraute, lehnte im übrigen aber ab. Alles in allem empfand er, daß das Zusammensein kaum eine tiefere Wichtigkeit für ihn besaß, doch verabredete er mit ihr eine neue Zusammenkunft. Mit einem Kuß trennten sie sich schließlich.

Gleich am nächsten Tage stand er Wiesand zu dem Porträt. Es schien für Wiesand eine besondere Freude zu sein, daß er in diesem Falle seiner eigenartigen Kunstweise keinen Zwang anzutun brauchte. Es war eine Art von pointillistischer Lichttechnik, die Martin zuerst befremdete, ja sogar abstieß. Ein auf den ersten Blick hinreichend nervöses, undeutliches Mosaik ward es von lichtfarbigen, viereckigen Flecken und Fleckchen, die der sonderbare Mensch mit peinlicher Sorgfalt (er arbeitete zuweilen sehr flüssig, dann wieder, schien's, mit mühsamer Anstrengung) auf die Leinwand auftrug. Als es dann später aber fertig war, wurde es für Martin ein Eindruck, der ihn tiefer und nachhaltiger berührte. Eines Tages stand er vor dem fertigen Bild, ohne daß er zunächst aus all diesem Wirrwarr von Tupfen und Tupfchen klug werden konnte. Als Wiesand ihn aber aufforderte, an eine bestimmte Stelle des Ateliers hinzutreten und sich das Bild von da aus zu betrachten, stand es mit einem Mal in klarer Deutlichkeit vor ihm und er erkannte sich und erstaunte.

Er hatte die letzte Zeit über in der Villa Altmann nicht zum besten ausgesehen: was er jetzt aber vor sich erblickte, war das Halbprofil eines jungen, bräunlich frischen Gesichtes mit schwarzem Kraushaar, einer herzhaften Halsmuskulatur, angenehmen und zugleich ausgeprägten Zügen, die ganze Gestalt von sensitiver und dabei robuster Schlankheit . . .

Seine Zeit brachte er meist in dem Verkehrskreise Gotthold Kuhns und der Kolzows zu, wo er auch mit Wiesand zusammentraf, an den er einen wirklich vertrauteren Anschluß aber weder gewann, noch suchte, so anziehend ihm der Umgang mit ihm auch blieb. Im übrigen las er zu Hause soziologische und naturwissenschaftliche Schriften. Doch ohne eine wirklich tiefere Beteiligung, bis zu einem gewissen Grade angezogen und

trotzdem in kritisch abweisender Stimmung. Wie er auch zu den Anschauungen der Kolzows und der anderen kein rechtes Verständnis fand. Mit Michael Kolzow hatte er einige Gespräche über religiöse Dinge. Es war dabei zwar nicht zu einem Einklang gekommen, doch hatten ihn diese Erörterungen nachhaltiger beschäftigt. Und zwar hatte er mit etwas wie einer fruchtbaren Verwunderung, jedenfalls mit tieferer Bestimmtheit, wieder bestätigt gefühlt, daß er in einer Weise, über die er sich innerlich noch nicht durchaus im klaren war, aus einem unerschütterlichen Trieb von Familie und Gemeinschaft sich rechtgläubig nennen durfte. Rechtgläubig, ohne sich den äußeren Formen der kirchlichen Rechtgläubigkeit (ebensowenig wie aller „vorgeschritteneren“ freisinnigen oder atheistisch demokratischen Form) verbunden zu fühlen. Er empfand, daß er hier auf einen unveräußerlichen Untergrund seines Wesens gestoßen war, und daß es damit auf ein Besonderes hinauswollte. Doch selbst die Lektüre des Neuen Testamentes und der mittelalterlichen Mystiker vermochten ihm über das Wie? eines „neuen Weges“ noch keine Klarheit zu geben, da er erwog, daß die Aufgabe der Selbstvollendung heute anders gestellt sein mußte, als in jenen früheren Zeiten. Nur dies eine blieb: worauf konnte es noch hinaus sein, als auf ein solches Ziel? Auch die Gespräche lebten mit besonderer Eindringlichkeit wieder in ihm auf, die er seinerzeit mit Paul Wellhausen über Christus geführt hatte, und es blieb seine rechtgläubige Auffassung von der Person und dem Wesen Christi.

Neben dem allen ging eine, wohl sehr einsame, Auffassung von allem Verlauf, Zusammenhang und Gang des Lebens, eine Auffassung, ein Sinn von einer ausgesprochenen Statik.

Es ergab sich ihm mit einer Bestimmtheit, wie noch nie Zeit seines Nachdenkens über diese Dinge, ein Einerlei und Ein und Gleiches, welches zeigte, daß Menschheit und Seele alle ihre Jahrtausende her in einem wesentlichsten Betracht unveränderlich geblieben waren. Immer war es derselbe kleine, heilig enge Kreis desselben Erlebens und seiner gegenseitigen polaren Reaktion. Einzig, daß er von einer hohen Macht durch die ewig vorrückende Zeit aus einer Sphäre, leiblich-geistig, geistig-leiblich,

in eine andere, neue entfaltet und umgestaltet wurde, solchergestalt sich selbst bewahrend. Was trieb als wahrhaft Lebendiges im Verlaufe seines Erlebens nicht irgendeinmal, auf welchem Wege auch immer, an die Tatsache dieser heiligen Enge heran, in der doch alles beschlossen war und schließlich sein unausschöpfbares Grundgenüge fand? Sie wartet auf alles, was lebt, sich rührt, bewegt, Kurven und wohl gar Hyperbeln treibt. Und sie war dann, unter allen Umständen, für alles Vergängliche ein Tod und ein Sterben. Weh dem, den sie nur zerquetschte! Er war den einzigen Tod gestorben, den es gab; Heil dem, dem es gelang, ihr innerstes, unausschöpflich lebendiges Gottwesen zu erfassen! Der ewige Gott und ewiger Lebensbestand, ewige Kraft und ewiger Charakter hatten ihn in ihr Herz, in ihre Allmacht, ihr Wissen und ins ewige Leben einbeschlossen, welches äußere Schicksal er auch erleiden mochte! Alle aber, alle, alle, und alles waren sich ewig unverlierbar und waren ein Heil und ein Leben! Alles ewige Erlösung für alles und alle. Heil, Bestand, unendlich ewig der kleine, grundselbstsichere Kreis!

Vielleicht hatte er aus dieser inneren Unwillkürlichkeit und Unerschütterlichkeit seiner Wesensanlage vorläufig immerhin einen greifbaren Vorteil gezogen. Aus der modernen Soziologie und den übrigen wissenschaftlichen Büchern, die er las, hatte er erkannt, daß der Geist dieser Schriften einer großen, heiligen, sehr einfachen Lebenstatsache gegenüber bloß noch eine armselige, brüchige Stümperei war, mit der es für ihn keine Uebereinkunft mehr gab. Es war der letzte Todesstoß, der für ihn in den inneren Erlebnissen der Uebergangszeit, die er durchmachte, jedwedes materialistische, mechanistische System empfing. Denn mit welchem Rechte man auch von einer mechanischen Eigenschaft jener letzten, heilig einheitlichen Lebenstatsache hätte sprechen können, so handelte es sich doch nur um etwas sehr anderes: um eine dergestalt in sich abgeschlossene Identität des lebendig Geistigen und dessen, was man als das Physische ihm gegenüber unterscheiden wollte, daß diese Tatsache nichts anderes war, als die absolute Freiheit und Eigenbestimmung, das lebendigste Leben einer und der gleichen Individualität und vor

allem, über die Kluft jeder abkommenden Unterscheidung und Vergänglichkeit hinweg, ein- und derselben unvergleichlichen, lebendigen P e r s o n ! . . .

Hier war ein Weg, eine Kraft, die nicht zu erschütternde Gewähr. Doch jedwedes verstandesgemäße Nachdenken versagte noch. Seine Ueberlegungen und Sorgen, zur Zeit schon ihr neues Wie? zu erkennen, gerieten in ein unruhiges Grübeln, das sich in sich selbst verwirrte und schließlich in eine in sich starrende Bedrückung umschlug. Bis es dann, wie damals gelegentlich seines Erlebnisses auf der Klippe und unter den drei Eichen, zu dem seltsam freudigen, starken, gedankenerlösten Sicherheitsgefühl, zu jener Wonne wurde, die nichts mehr kannte als ihre unwillkürlichen nächsten Antriebe und Einfälle, denen er dann folgte wie dem Rufe einer tieferen, wenn auch oft ganz unverständlichen, ja gefährlichen, Stimme . . .

Und wieder trieb ihn also der Zustand dieser seltsamen Fröhlichkeit und einer dunkel innersten Sicherheit instinktmäßig an, ein ganz Ungefähres, ja vielleicht Unsinniges zu tun. Denn in einem solchen Zustand befand er sich durchaus, als er sich endlich, ein paar Tage nach seinem letzten Zusammensein mit Christine, in seiner neuen Kleidung zu der Baronin begab. Das hieß, in einem Seelenzustand, der in wesentlichster Hinsicht ein unterbewußter und in diesem Sinne also ein vielleicht nicht recht „normaler“ war.

Er ging zu einer Zeit zu ihr hin, von der er irgend ein sehr bestimmtes Gefühl hatte, daß er sie allein antreffen würde.

Sein Aussehen und seine Haltung machten den vollkommensten Eindruck, sie hätten der Situation, der er entgegenging, nicht angemessener sein, und er hätte besonders auch seine äußere Hülle kaum geschickter, vielleicht sogar, wenn man so wollte, raffinierter wählen können.

Sie war von bestem englischen Stoff, nach durchaus modischem Schnitt angefertigt, seine Gesichtsfarbe frisch und blühend, er war geradezu schön. Seine Bewegungen und sein äußeres Benehmen von einer seltsam vollendeten Sicherheit. Er mußte die Baronin, die seine äußeren Verhältnisse zu kennen glaubte, und die ja eine ganz besondere Auffassung von ihm

hatte, tatsächlich nicht bloß überraschen, sondern geradezu in Verwirrung setzen.

Daß sie seinen Besuch etwa nicht annehmen könnte, daran dachte er nicht einen Augenblick, hatte sich das auch die ganze Zeit her niemals überlegt, wie er sich ja überhaupt allzu bewußt mit diesem Besuch niemals beschäftigt hatte.

Er wußte überhaupt kaum viel mehr, als daß er eben zu ihr ging, gab nur so diesem Triebe, diesem seltsamen Anreiz als solchem nach. Der im übrigen schließlich vielleicht auf nichts anderem beruhte, als auf dem besonderen, ganz eigenen Eindruck, den seine damals noch dazu so überfein empfindenden und wertenden Nerven gleich von allem Anfang an sehr tief, wenn auch dunkel, von ihr empfangen hatten. Vor allem dann aber sicherlich auch auf einer zur Zeit bis zu einem gewissen Grade noch unausgeglichenen, rätselhaften, inneren seelischen Komplikation und Verwirrung, die ihm von der übermäßigen Erschütterung jenes hypnotischen Versuches zurückgeblieben war; obgleich das übrigens im wesentlichen außer dem Bereich seines Bewußtseins stand. Auch das, was er durch Wiesand über die Baronin erfahren, war sicherlich, wenn auch gleichfalls mehr unterbewußt, mit im Spiel.

Die Baronin nahm ihn an, er wurde gleich vorgelassen.

Vorausgesehen hatte sie diesen Besuch ja nicht. Sie hatte einfach geglaubt, daß er ihnen infolge seines ganz unvorhergesehenen Faustschlages tatsächlich echappiert wäre, und darüber hatte sie vielleicht eine gewisse Enttäuschung empfunden. Als sie jetzt aber seine Karte in Händen hielt, blitzten ihr die Augen.

Er kam also dennoch, wollte vermutlich um Entschuldigung bitten; hatte sich von seinem Onkel vielleicht gar eigens dazu herschicken lassen? Das war drollig. Sie versprach sich durchaus eine „Sensation“.

Als er dann aber eintrat, geriet sie fast schon in Verwirrung.

Sie hatte ja erwartet, ihn in dem etwas ungeschickt steifen, schwarzen Gesellschaftsanzug von damals zu sehen: stattdessen sah sie sich einem auffallend schönen, schlanken, frischen, jungen

Manne in einem tadellos modischen Anzug gegenüber, einem jungen Manne von durchaus sicherem Benehmen. Außerdem wurde sie in diesem Augenblick vollständig an Altmann irre, denn sie glaubte ja noch, daß dieser ihn hergeschickt habe.

Das nächste, was geschah, steigerte ihre Verwunderung noch mehr und machte sie zugleich aufmerksam.

Sie hatten sich (sie in der Türöffnung zu dem weißen Zimmer, er in der Nähe des Einganges) einige Sekunden gegenübergestanden, als Martin ganz unerwarteterweise, doch vollkommen ruhig und ihr eine höfliche Aufmerksamkeit zugewandt, ein paar Schritte gegen den Ofen hin tat, auf dessen Sims sich damals ja das blaue Kelchglas befunden hatte, und hier stehen blieb, den Blick nach wie vor bescheiden und höflich, ein wenig geneigter Haltung, ihr zugewandt.

Sofort dachte sie an das Kelchglas, und jetzt geriet sie tatsächlich in Verwirrung . . .

Aber da kam sie schon, in ihrer stillen, weichen, müden Weise, auf ihn zu und hielt ihm die Hand hin.

„Herr Grunert! — Und Sie fühlen sich wieder wohl? Sie hatten uns letzthin solche Sorge gemacht. — Wie geht es Ihrem Herrn Onkel?“

Sie hatte diese Worte freundlich mit ihrer leisen, müden, weichen, vibrierenden, ein klein wenig wie heiseren Stimme gesprochen. Martin aber hatte ihre Hand genommen und sich gegen sie wieder verneigt.

„Ich kann nicht sagen, wie's ihm geht,“ antwortete er. „Ich bin nicht mehr bei ihm.“

„Ah, Sie sind . . . ?? . . . O bitte, kommen Sie doch!“

Ihre Augen hatten ein Zwinkern, ihr Kopf schien leise zu zittern. Im übrigen begab sie sich in ihrer langsamen, müden, weichen Gangart zum Tisch, er folgte ihr, und sie ließen sich nieder.

„Ich wohne für mich allein, in der Stadt,“ fuhr Martin fort.

Es blieb ein kurzes Schweigen.

Die Baronin war nicht imstande gewesen, das Gespräch sogleich weiterzuführen; immer hilfloser fühlte sie sich von dem

so gänzlich unerwarteten äußeren Eindruck, den er bot, überwältigt. Zudem fürchtete sie im stillen wohl auch schon eine besonders unangenehme innerliche Komplikation, die sein damaliger Zustand für ihn zur Folge gehabt haben könnte.

Aber da begann er zu sprechen.

„Ich bin mir," sagte er, ohne irgend etwas weiteres vorauszuschicken, „über das, was damals geschehen ist, nicht bis in alle Einzelheiten hinein klar: aber wie ich mich erinnere" — er schwieg einen Augenblick —, „stand ich zuerst am Ofen und betrachtete das weißblaue venezianische Kelchglas, das dort, allein, deutlich für sich sichtbar, auf dem Sims stand. — Dann ging ich, weil ich mich hier zu isoliert fühlte, zur Speisezimmertür hinüber, wo ich näher bei den anderen Gästen war. — Aber auch da blieb ich noch allein. — Ich weiß nicht recht, in was für einem inneren Zustand ich mich befand, als mit einem Mal mein Onkel auf mich zutrat. — Ich glaubte, er wollte mit mir sprechen: auffallenderweise aber sagte er nichts, sondern sah mich bloß an. — Auf eine Art, die ich nicht verstand, aber ich fühlte mich genötigt, mich anzustrengen, ihn zu verstehen. — Da zuckte seine Hand plötzlich gegen den Teppich nieder. Der Zustand, in dem ich mich befand, zwang mich, der Richtung zu folgen, und mein Blick traf auf eine weißblaue Figur in der Teppichkante, die dem Kelchglas auf dem Ofensims vollkommen glich. Dann beschrieb er wieder eine plötzliche Handbewegung gegen das Sims und das Kelchglas hin. Wieder mußte ich der Richtung folgen."

„O, im . . . Teppich . . ." flüsterte die Baronin.

Ein leichtes Schütteln überlief ihre Schultern.

Aber Martin fuhr fort:

„Die Teppichfigur war mir nicht unbekannt. — Als mein Onkel mit mir an jenem Teeabend, als ich zum ersten Mal hier war, eintrat, bin ich — ich glaube, gleichfalls auf solch' eine auffallende, vielleicht überrumpelnde, Handbewegung von ihm hin — an der Teppichkante gestrauchelt, und als sich mein Blick dabei zu Boden richtete, fiel mir die Figur ins Auge, die sich mir wohl, gegen meinen Willen, damals tiefer eingeprägt hat."

Er schwieg einen Augenblick.

„Also," nahm er den vorigen Zusammenhang wieder auf, „ich weiß nicht, wie es kam" — er sprach jetzt langsamer und mit besonderer Betonung —, „aber der besondere seelische Zustand, in dem ich mich befand, zwang mich, gegen meinen Willen, der sich außerordentlich dagegen sträubte, zum Ofen hinzugehen, das Kelchglas vom Sims zu nehmen und in die Höhe zu halten. — Ich hatte nicht die Absicht, es zu zerbrechen, ich glaube vielmehr, daß in jedem zugänglicheren Betracht meine Hand ruhig und behutsam war —, doch mit einem Mal fiel mir das Glas, glatt mitten durchgebrochen, aus der Hand zu Boden und zersplitterte. — Ich weiß dann nur, daß ich zusammenfuhr, daß ich zu mir kam, daß mich der Zorn überwältigte, worauf dann das weitere geschah."

Sie hatte ihm sehr aufmerksam zugehört. Oder vielmehr: sie befand sich in einer derartigen inneren Verfassung, daß sie kaum ein Wort verstanden hatte. Sie war ja mit alldem, was er da sagte, vertraut, besaß über alles bis ins einzelste hinein Gewißheit. Sie stand in diesem Augenblick einzig unter dem sie vollkommen überwältigenden Eindruck seines Aeußeren, seiner Haltung, seines Wesens, seiner Sprechweise.

Und zwar in einem ganz bestimmten, sehr merkwürdigen Sinne, der mit ihren okkulten Neigungen und einem besonderen spiritistischen Aberglauben, dem sie ergeben war, in Zusammenhang stand.

T a t s ä c h l i c h b e f a n d s i e s i c h i n e i n e r ä u ß e r s t e n, i n d e r s o n d e r b a r s t e n i n n e r e n V e r w i r r u n g, w a r v o n e i n e m S c h a u e r d u r c h s c h ü t t e l t, d e r s i e, f ü r i h r e e r n s t l i c h s t e A u f f a s s u n g i n d i e s e m A u g e n b l i c k, i n d e n B e r e i c h e i n e r D i m e n s i o n v e r s e t z t e, i n w e l c h e r d e r M a n n, d e r i h r g e g e n ü b e r s a ß, e i n e a n d e r e B e d e u t u n g f ü r s i e b e s a ß, a l s s e i n e g e w ö h n l i c h e b ü r g e r l i c h e.

Ja, tatsächlich befand sie sich im Bann eines zugleich raffinierten und religiösen, sie bis zu einem äußersten erregenden Irrsinns.

Aber da geschah es, daß sie abermals zugleich Martins selbst gedachte und daß der Gedanke sie erschreckte, die ungeheure innere Erregung, die er bei jener Gelegenheit zu bestehen gehabt, könnte sich in ihm versetzt und er könnte einen Schaden erlitten haben. Und von dieser unwillkürlichen Angst ergriffen, gab sie dem Antrieb nach, ihm die wirklich dem wahren Tatsachenverhalt entsprechende Auffassung, die er hatte durchblicken lassen, auszureden.

Mit einem lebhaften Ausdruck anteilnehmender Besorgnis fuhr sie, ihre sehr komplizierte innere Erregung, den merkwürdigen Zustand, in dem sie selber sich befand, verbergend, gegen ihn vor und rief:

„O furchtbar! — Aber, hören Sie: Sie dürfen nicht meinen, daß das eine bewußte, vorbedachte Absicht von Ihrem Herrn Onkel gewesen wäre! — Nicht wahr, das meinen Sie nicht?"

Martin sah sie an.

„Es handelt sich um eine, wohl sehr feine, seelische Komplikation, die auf einem bestimmten Verhältnis beruht, in dem ich zu meinem Onkel stehe," sagte er endlich. „Ich glaube, ihre Bestandteile zu überblicken."

Sie atmete auf.

„O sehen Sie! Nicht wahr?" rief sie. „Aber wie gut, wie gut, daß Sie sich über Ihren damaligen Zustand im klaren sind, daß Sie keinen weiteren Nachteil davon erfahren haben!"

Aber Martin bemerkte in diesem Augenblicke auf der Stelle, daß mit ihr eine Veränderung vor sich gegangen war, und er empfand einen seltsamen, feinen, kühlen Schreck, und zugleich eine unbewußt zornige Energie.

Alles, was er sprach und tat, wie überhaupt seine ganze Anwesenheit, beruhte ja auf nichts anderem, als auf einem außerordentlich fein reagierenden Nervenzustand, dessen er sich im wesentlichen Betracht unbewußt war, so viele, eigentlich aber undeutliche und entschlüpfende, Gedanken, Erwägungen und Wahrnehmungen in seinem Geiste auch durcheinandergingen. In diesem Zustand aber erregten ihm ihre Worte, ihre Haltung, ihr Aussehen, bis auf die Färbung ihrer Stimme, die in diesem

Augenblick unwillkürlich etwas hart korrekt „Feudales“ gehabt, einen unmittelbaren Widerwillen, und zugleich sagte er sich, und zwar mit so etwas wie ganz hellem Bewußtsein: „Wie sie lügt!“

Plötzlich aber äußerte er ruhig, höflich, betont, zugleich mit einem kleinen Lächeln:

„Aber es bleibt, nicht wahr, die Uebereinstimmung der Teppichfigur mit dem Kelch?“

Diese Worte bedeuteten, wie alles stand, einen deutlichen und sehr empfindlichen Hieb, der im wesentlichen zwar aus der komplizierten Nervengestimmtheit heraus erfolgte, in der sich Martin befand, zugleich aber aus einer sehr entschieden männlichen und mannhaften Grundanlage und Lauterkeit seines Charakters.

Und der Hieb traf. Sofort! . . .

Doch auf eine andere Weise, als nach Lage der Angelegenheit zu vermuten gewesen wäre. Auf eine Weise, die nur aus dem ganz besonderen Charakter dieser merkwürdigen Frau verstanden werden konnte.

Wiesand hatte sie ja Martin gegenüber eine „Heilige“ genannt.

Der seltsame, in einem tieferen Sinne feine und geistreiche Mensch hatte damit sicher etwas Besonderes andeuten wollen. Und zwar durchaus ohne jede Ironie. Und außerdem hatte er, als sie gelegentlich einer der Sitzungen zum Porträt auf die Baronin zu sprechen gekommen waren, geäußert: es sei eine Eigenschaft von ihr, daß sie tatsächlich niemanden zum Feinde habe, daß ihr Wesen jedem, der mit ihr in Berührung käme, ganz unmittelbar angenehm, ja, daß ihr jeder gut sei. Sie sei, hatte er gesagt, eine liebe, herzensgute Frau, außerdem außerordentlich feinfühlig, und dabei neige sie zu inneren Verstimmungen, die gleichbedeutend wären mit einer Unzufriedenheit mit sich selbst, mit so etwas wie Selbstkonflikten.

Wiesand hatte damit eine wirklich der Wahrheit entsprechende hervortretende Eigenschaft ihres Wesens bezeichnet, aber eine besondere physische Bedingung unerwähnt gelassen, wenigstens nicht direkt erwähnt.

Im vollkommensten, ausgeprägtesten Sinne war die Baronin eine Sensitive, in einem feineren pathologischen Sinne eine Ausnahmenatur, oder, wie man so sagt, und sagen durfte: eine „Ausgefallene".

Sie lebte eigentlich nur mit den Nerven, kannte kaum etwas anderes als deren Anspruch und Ansporn. Dabei war sie aber nicht ohne eine gewisse kühlere Verstandesanlage, die einerseits von Nietzsche, andererseits von ihren spiritistischen Neigungen her sich auf so etwas wie eine „Lebensanschauung" gebracht, im übrigen vielleicht sogar einen stillen „Teufel" im Leibe hatte. Es hatte ihr denn ja auch durchaus gelegen, sich mit Altmann zu einem Komplott gegen Martin zu verbinden, und zwar aus wirklicher Lust daran und an allem, was ihr dabei eine bestimmte „Sensation" verschaffte.

Freilich liefen hier nun aber tiefere, seelische Erlebnisse (ja: nicht bloß so Anschauungen, sondern Erlebnisse, und Anlage und Fähigkeit zu solchen Erlebnissen) mit unter, die sich den gewöhnlicheren, auch sittlichen, Maßstäben entzogen. Ihre Nervenseele lebte hier auf einem seltsamen, nicht recht zugänglichen religiösen Gebiet. Und das mochte Wiesand gemeint haben, als er sie „eine Heilige" genannt hatte.

Außerdem war sie aber ganz und gar Weib. Und zwar im pathologischen Betracht mit so etwas wie einer stillen, aber sehr lebhaft ausgeprägten Hysterie.

Das waren Zustände, denen sie um so widerstandsloser unterlag, als sich jene besonderen spiritistisch-okkulten Begriffe und Erlebnisse mit ihnen verbanden. Es kostete Männern, die in diesem Sinne (im Sinne also dieser fast religiösen Einbildungen, denen sie sich dann preisgegeben fühlte) einen Eindruck auf sie machten, kaum eine besondere Anstrengung, sie zu überwältigen.

Das bedeutete freilich Erschütterungen einer seelischen Schwebe (sie hätte äußerlich als gänzliche Charakterlosigkeit, ein vollkommener Mangel an der Fähigkeit sich zu beherrschen gelten können), die ihr zeitweilig um so peinigender zusetzten, als das Hineinspielen ihrer okkulten Vorstellungen sie, je rückhaltsloser sie sich an sie verlor, nachher um so tiefer ernüch-

terten. Es war durchaus wie die Gegenwirkung auf ein Opiat, mochte sie ihre Neigungen auch tiefer auffassen als ein solches, und in einem gewissen, freilich nicht recht zugänglichen, Sinne, auch sittlicher. Dann verfiel sie in Anwandlungen, wo vielleicht so etwas wie eine dunkle Sehnsucht nach Stetigkeit und die ihr angeborene Gutherzigkeit (die eine solche auch in einem zugänglichen sittlichen Sinne war) sie ihrer „bösen Eigenschaften" wegen (wie sie es dann empfand) in tiefe seelische Verstimmungen und Reuezustände stürzten.

Nun war ihr Martin von vornherein durchaus nicht bloß so Objekt zu einem spiritistischen Versuch gewesen. Sie war ein Wesen, das am Tage vorher mit Altmann noch über diesen Streich gesprochen, während sie am nächsten, als Martin ihr auf Altmanns Veranlassung das Buch überbrachte, schon einen ganz anderen Anteil an ihm genommen. (Altmann hatte übrigens gewußt, daß Martin diese Ueberbringung gegen den Stolz ging, und gerade darum hatte sie zu den Vorbereitungen gehört, mit denen er ihn seelisch „präpariert" hatte). Sie hatte Martin für naiv und befangen gehalten (was er aber nur dem äußeren Anschein nach, oder wenigstens nicht so ganz und gar gewesen war), und damit hatte er einen Eindruck auf sie gemacht, der für sie schon damit gleichbedeutend gewesen war, daß sie ihn begehrt hatte. Wenn auch nur, so lange sie ihn in ihrer Nähe gehabt, denn nachher hatte sie in solchem Sinne nicht mehr an ihn gedacht.

Der Eindruck aber, den er in diesem Augenblick auf sie übte, hatte sie also auf das tiefste, vollkommen widerstandslos überwältigt. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens fühlte sie sich von einer heftigen Reue befallen, daß sie in einer ihrer kühlen, „bösen" Anwandlungen geholfen hatte, ohne Rücksicht auf sein Eigengefühl, seine Selbstachtung und vielleicht auch seine Gesundheit und sein geistiges Gleichgewicht ihn einem derartigen Versuch zu unterziehen, und deshalb fühlte sie sich einer ihrer Gemütsdepressionen preisgegeben. Andrerseits fühlte sie sich aber ganz im Rausche des „Opiats", einem Wesen gegenüber, das ihrem Empfinden einer anderen Ordnung und „Da-

seinsebene“ angehörte als der gewohnten alltäglichen, und zwar durchaus.

Es gibt ja in diesen okkulten Dingen gewisse Auffassungen von Materialisation, von einer besonderen, durch psychische Methoden herbeigezogenen geistigen Gegenwart: und einer solchen fühlte sie sich gemäß der besonderen Bedingungen ihres in solchen Fällen widerstandslosen, nach solcher Richtung hin in einer gefahrvollen Weise suchenden Nervenerlebnisses gegenüber.

Nicht nur das gänzlich überraschende von Martins äußerer Erscheinung, seines ungewöhnlich einnehmenden Aussehens, seiner vollkommenen Sicherheit, der erstaunlichen, außerordentlich eindrucksvollen Geschicklichkeit, mit der er es ihr „gab“, unterstützte diese Empfindung, sondern vor allem ein besonderer unmittelbarer Sinn, den sie für eine „übernatürliche“ Eigenschaft seines Wesens hatte, für einen kaum in Begriffe zu fassenden seelischen Ausdruck seiner bis zu einer seltsamen Schönheit vorteilhaften äußeren Erscheinung, für eine gefaßte, feine Ruhe und unbewußte Anmut seiner Bewegungen, für die sichere, bis zum brutalen erbarmungslose, und doch ruhige, bescheidene, nicht bloß so höflich, sondern sympathisch achtungsvolle, fast milde Männlichkeit, die er zeigte.

Das alles bedeutete aber einen Zustand, dem sie sich bis zu einem Grade preisgegeben fühlte, daß sie nicht die Fassung fand, auf Martins letzte Worte zu antworten. Sie war tatsächlich ganz außerstande, auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen. Sie war nur in ihren Sessel zurückgesunken und blickte mit verstörten, wie irr fliehenden Augen umher.

Martin empfand nun zwar diese Veränderung in ihrem Wesen, nahm aber weiter keinen Bezug darauf, sondern sah sie nach wie vor nur an, mit einem Blicke, von welchem ihm nicht bewußt war, wie sehr er der Richtungs- und Haftpunkt geradezu einer Hypnose, die sie von ihm erlitt.

Er war außerstande, irgendetwas zu empfinden, weder einen Anteil noch eine Genugtuung. Er saß ihr einfach gegenüber und sah sie an. Doch geriet er jetzt (wohl infolge des Umstandes, daß er ihr nichts weiter mehr zu sagen hatte) auch seinerseits in eine plötzliche Unsicherheit (der sich wunderlich

mit einem Mal eine unbestimmte leise, weiche Empfindung von Traurigkeit gesellte), und so geschah es, daß er sich langsam erhob. Es konnte durchaus wirken, als wolle er sich verabschieden und gehen.

Sobald die Baronin jedoch bemerkte, daß er sich erhob, fuhr sie verstört aus ihrem Sessel vor und rief mit unbeherrscht bebender Stimme, offenbar kaum wissend, was sie sprach, das erste beste, was ihr auf die Lippen kam, hervorstoßend:

„Mein Lieber! Sie . . . Sie wollen gehen . . . Ich bitte Sie, bleiben . . . bleiben Sie doch noch! — — Ich — leide . . . Ich . . . Ich habe Ihnen — noch etwas zu sagen . . .“

Ihr Blick, der sich ihm zuerst jäh zugewandt hatte, war wieder abgeglitten, er irrte umher, mit zittriger Hand fuhr sie sich unbewußt über die Stirn hin.

Auch hierauf vermochte Martin nichts zu antworten. Doch schritt er, nach einem kleinen Zögern, langsam auf das weiße Zimmer zu, in dessen offenstehender Tür er stehen blieb.

In Wahrheit hatte er diese Bewegung aus einer ratlosen Betroffenheit heraus getan, und er empfand mit einem Mal einen wacheren Anteil an ihr, hatte eine Empfindung für ihr tieferes Wesen, zugleich eine gewisse Aufmerksamkeit für das, was sie ihm sagen wollte, ein sonderbares, unbestimmtes Mitleid. Vielleicht um vor dieser inneren Regung, die ihn bis zu einem Grade zu überwältigen drohte, daß er unruhig wurde, zu fliehen, und zugleich doch auf die erste beste, ihm freilich kaum bewußtere Weise ihrer Bitte nachgebend, tat er dann einen kleinen Schritt in das Zimmer hinein. Deutlicher empfand er jetzt dabei die sonderbare innere Traurigkeit, die ihm in der Herzgegend quoll wie mit dem Weinen einer plötzlichen, tieferen Gemütserschütterung.

Die Baronin ihrerseits hatte sich mit einem kurzen Ruck über die Seitenlehne ihres Sessels gegen ihn herumgewandt und ihm, heftig atmend, mit weiten Augen nachgestarrt, jetzt aber erhob sie sich schnell und begab sich ihm nach.

Er stand, als sie in das Zimmer eintrat, ihr den Rücken zugewandt und sah draußen in die weißverschneite Allee hinein.

Ohne ihn anreden zu können, ging die Baronin langsam zu einem Sessel hin, in den sie, die Augen halb geschlossen, hineinsank.

Er hatte das nicht gesehen, fühlte es aber mit einem Mal und wandte ihr seine Aufmerksamkeit zu, dann schritt er zu ihr hin und ließ sich in ihrer Nähe gleichfalls nieder.

Es blieb ein Schweigen.

Bis sie plötzlich — offenbar wieder das erste beste — fragte:

„Sie sind ganz allein in der Stadt? — Sie sind ja fremd hier, sind noch nicht lange da, immer da oben gewesen. — Oder haben Sie Anschluß gefunden?"

„Doch! einigen," antwortete er. Und ohne es zu beabsichtigen, vielleicht bloß so ganz mechanisch aus der Empfindung heraus, daß er zu ihm einen in gewisser Hinsicht wichtigen Anschluß gewonnen, und aus der nahen Beziehung, in der Wiesand zu ihr stand, setzte er hinzu: „den Maler Wiesand".

Allen Umständen, denen die Martin kannte und denen, von welchen er nichts wußte, nach war diese Antwort wieder danach angetan, die Baronin tiefer zu treffen.

„O, den? — — Wie haben Sie ihn . . . Ah, Wiesand, Wiesand!"

Es geschah in diesem Augenblick, daß Martin in lebhafter Weise alles, was Wiesand zu ihm über die Baronin und seine Beziehung zu ihr gesprochen, und ihm mitgeteilt, bis auf die Zeichnungen, die er damals in der Mappe gefunden hatte, in Erinnerung trat. Vor allem erinnerte er sich an die Aktzeichnungen und, in einer sonderbaren Verbindung damit, an den Umstand, daß sie vor einigen Jahren schon einmal in der Nervenanstalt gewesen war. Und das steigerte den erwachteren, gefühlsmäßigen Anteil, den er an ihr nahm, und zugleich verwirrte es ihn.

„Sie sind mit ihm — näher befreundet?" fragte sie.

„Ein näherer Verkehr," antwortete er. „Er hat mich gemalt."

„O, er hat Sie gemalt! — — Ist das Bild schon fertig?:

„Es ist fertig."

Sie starrte umher, sie war am Ende ihrer Selbstbeherrschung angelangt.

„Wie nur?“ stieß sie hervor. „Ja, ich wollte Ihnen sagen, Sie fragen . . . Ihnen sagen . . . Ich habe . . . Vielleicht . . .“ Sie ächzte auf, barg das Gesicht in den Händen.

Aber da geschah es, daß er sich plötzlich, von einer seltsamen Angst überwältigt, gegen sie vorbeugte, mit beiden Händen ihre Hand ergriff, die er langsam aber unwiderstehlich gegen sich her zog, und ihr Auge suchte, während er zugleich ein starkes, doch leises Lachen hervorstieß, mit dem sich das innere Weinen, das ihn beherrschte, befreite. — —

*

27.

In den häufigen, fast täglichen Verkehr, den er, seit er die Villa Altmann verlassen, mit Gotthold Kuhn und Wiesand führte, hatte Martin gelegentlich die Aeußerung getan, daß er, vielleicht nur vorläufig, keinen Antrieb mehr spüre, sich mit sozialen Dingen zu beschäftigen, jeder Sinn dafür, außer einem kritischen, sei ihm abgestorben; er kenne nur noch sehr zwingend triebgemäße persönliche Beziehungen zu einzelnen Menschen, von denen er eine entschiedenere Anziehung erfahre; einerlei auf welche Gefahr hin unter Umständen, und ob der Antrieb zunächst der unkontrollierbarste sei; und er sei der festen Ueberzeugung, daß er auf diesem Wege zu einer Klärung seines Schicksals gelangen werde. Jedenfalls gäbe es jetzt für ihn nichts wichtigeres als diesen Trieb, der um so zwingender sei, als er immer für sich allein gelebt habe.

Er hätte hinzufügen können, daß er sich vor allem zu ausgefallenen, sehr ausgeprägten Außenseiter-Charakteren, doch weniger zu mehr intellektuell bestimmten, hingezogen fühlte; und unter diesen wieder zu ausgeprägt pathologischen, aber unbestimmt pathologischen. In diesem Sinne fühlte er sich z. B. von Wiesand angezogen. Dagegen erfuhr er von dem Verkehr mit Gotthold Kuhn und den Kolzows, wenn sie ihm auch weit mehr zusagten, und er innerlich ausgeglichener mit ihnen verkehrte, eine geringere Anziehung. Dr. Kluge machte eine Ausnahme. Er fühlte sich von ihm unbedingt abgestoßen. Er empfand ihn als einen Neurastheniker von unbedeutendem Gepräge, ohne das Anzeichen eines nach seiner besonderen Ausbildung bewußt oder, noch wertvoller, unbewußt ringenden fruchtbareren Triebes.

Aber er meinte hier auf dem Wege in eine Dimension außerhalb der heute bestehenden sozialen Ordnung und Kultur zu sein, für die er, ohne sich von ihr schon eine bestimmtere Vorstellung machen zu können, ein entschiedenes Gefühl zu haben glaubte. Trotzdem war er sich darüber klar, daß er auch zu einem Menschen wie Wiesand keine eigentliche, wirklich verbindende Beziehung besaß (Wiesands hoffnungsloses Herzleiden und seine feine intellektuelle, mehr kritisch zu Zergliederung neigende Decadence stießen ihn sogar ab), und im Grund ebensowenig zu der Baronin.

Einen Vorteil hatte er durch diese auf jeden Fall erfahren: Er war durch das, was er mit ihr gelebt, von dem letzten Rest seines gefährlichen, infolge jenes okkulten Versuches in sich versetzten seelischen Zustandes befreit worden. Sein Erlebnis mit ihr bedeutete für ihn nicht mehr, wie anfangs, ein mystisch unbewußteres der Nerven: er hatte, doch auf eine neue, männlich entwickeltere Weise, angefangen zu sich selbst zu kommen, zu erwachen. Und doch war gerade das eine Kluft, die ihn von ihr schied.

Sie war im Grunde ja eine Suchende: aber die hoffnungslose, grundunfruchtbare Tragik ihres Wesens offenbarte sich mit aller Deutlichkeit. Der Halt, den sie von den in sich geschlossenen Lebensgewohnheiten und Unwillkürlichkeiten ihres Standes erfuhr, auch durch eine Anlage von kühlerer Klugheit, die die beständig schwebenden Antriebe ihres Nervenlebens noch auf so etwas wie Grundsätze, wohl gar „Weltanschauung", brachte, bedeutete doch nur etwas Aeußerliches.

Was freilich einen erschütternden Eindruck auf Martin machte, war die unmittelbar sympathische Fraulichkeit ihres Wesens, ihre sehr anziehende Gutherzigkeit, mit Bezug auf welche Wiesand ja auch geäußert hatte, daß sie niemand zum Feinde habe, daß jeder, mit dem sie verkehre oder mit dem sie verkehrt habe, was er auch mit ihr gelebt haben mochte, ihr unwillkürlich gut sein müsse . . .

Bald nach Weihnachten hatte er Gelegenheit, ihr mitzuteilen, daß er in nächster Zeit nach Berlin übersiedeln werde, und sich von ihr zu verabschieden.

Sie hatte sich dabei seiner äußeren Lage wegen besorgt gezeigt und ihm einen Scheck angeboten.

„Weise es nicht ab, mein Lieber!“ hatte sie ihn mit Tränen in den Augen bestürmt. „Glaube mir, daß es mich beruhigen, beruhigen würde, wenn ich Deinen ersten Uebergang gesichert wüßte. — Glaube mir, daß es mir ein tieferes Bedürfnis ist, als ich Dir sagen kann. — Befrei' mich, hörst Du?“

In einer seltsamen Betroffenheit hatte er weder etwas zu sagen noch das Papier entgegenzunehmen vermocht; mit zitternden Händen, ja mit einer Art von verzweifelter Angst hatte sie es ihm schließlich in die Seitentasche seines Jacketts gesteckt.

Unwillkürlich zögernd, von einer dunklen Sorge ihretwegen ergriffen, war er dann gegangen.

28.

Als er sie verlassen hatte, trieb er sich, unwillkürlich noch dieser unbestimmten Sorge nachhängend, die ihm das seltsame Wesen, das sie gezeigt, mitgeteilt hatte, bis in den späten Abend hinein im Freien und in den Straßen umher.

Zu Hause saß er dann in dunkler Stube und hing den vielfältigen, unruhig erregten Gedanken nach, die ihm zusetzten. Bis es ein Ueberdenken dessen wurde, was er mit ihr erlebt.

Er dachte zurück an jenen Abend und den Zustand, in welchem er zu ihr gekommen war, an den dunklen Zwang, der ihn zu ihr getrieben und ihr das alles hatte sagen lassen; er gedachte der Vorbereitungen, die er, so lange vorher, mit so seltsam überlegter Umsicht, für diesen Besuch getroffen hatte, dachte an all das geheimnisvolle Doppelleben, das er die Zeit nach jenem Geschehnis über geführt hatte; dachte daran zurück, wie an etwas erstaunlichstes, das ihm doch ganz entglitten, wie fortgewischt war durch das Wache, das er nachher mit ihr gelebt. Nachher nach jenem Seltsamsten, das sie an jenem Abend geeint hatte, das ihnen, beiden, zuerst so peinvoll verwehrt hatte, auch nur ein einziges, bewußteres, klärendes Wort über die Lippen zu bringen. Und er dachte an jene rufende Angst, jene verzweiflungsvolle Angst, die aus ihrer Seele in ihn übergeströmt war und ihn mit der gleichen zu ihr hingezwungen hatte; bis sie beide — beide, so meinte er — befreit aus jener dunklen Umarmung erwacht waren und die ersten Worte zueinander gefunden hatten.

Als eine Befreite, Beruhigte hatte er sie verlassen — so hatte er es aufgefaßt, durchaus auffassen dürfen —, und er selbst

hatte sich (er empfand: ihretwegen, weil sie ruhig gewesen war und bei sich selbst) in einer wie tief aufatmend erwachten Ruhe befunden und sich, verwundert, zugleich mit einer jetzt fast schüchternen, jünglingshaften Stimmung von ihr fortbegeben, mit guten, verwunderten Gedanken über sie, und kaum mit einem eigentlichen Bewußtsein davon, was sich über alle Worte wichtiges mit ihnen ereignet hatte.

Und diese sonderbare, fast schüchterne, verwunderte Stimmung, eine Art von leiser, nachdenklicher, angenehmer Traurigkeit, war dann auch die nächsten Tage über geblieben. Er hatte in dieser Stimmung viel, fortwährend an sie gedacht, aber nicht einen Augenblick daran, sich noch einmal zu ihr zu begeben. Gänzlich von ihr abgebunden hatte er sich gefühlt, vollkommen frei. Ein besonderer, aber in Anbetracht seiner so ganz besonderen Gemütslage vielleicht nicht so sehr verwunderlicher Umstand war es aber gewesen, daß er nicht ein einziges Mal daran gedacht hatte, welchen Eindruck der Fausthieb, den er seinem Onkel vor aller Gesellschaft versetzt, auf diese und doch wohl in der Stadt gemacht haben, daß man in der Stadt über den Vorfall sprechen, und was das für sie, für die Baronin, zu besagen haben könnte. Daran war ihm kein eigentlicher Gedanke gekommen. Nach dem, womit er sich ihr gegenüber damals ausgesprochen, war das alles für ihn nicht mehr gewesen; jener dunkle Andere in ihm, der ihn diesen Gang zu ihr hatte tun und ihr das alles hatte sagen lassen, — sicher aus einem unausgeglichenen, unterbewußterem Angstgefühl heraus; doch welche Analyse hätte seinen damaligen Zustand zu entwirren vermocht? —, war nicht mehr.

Im übrigen hatte er sich also nicht mehr zu ihr begeben. Aber da war es nach einigen Tagen geschehen, daß er ein Billett von ihr erhalten hatte, das ihn zu einem Zusammentreffen an einer bestimmten Stelle in der nach dem Flußtal zu gelegenen Vorstadt und zu einem Ausflug nach einem Dorf, das nach der Richtung hinaus lag, geladen hatte.

Er hatte Folge geleistet, und sie hatten diesen Ausflug miteinander gemacht. Er hatte sie in einer milden, guten, aber, wie er empfunden hatte, mit Bezug auf ihn selbst unruhiger

nachdenksamen Stimmung getroffen. Sie hatte den besten, angenehmsten Eindruck auf ihn gemacht, es hatte ihn tief berührt. Im übrigen hatte er sich in einem achtungsvollen, eine zarte Rücksicht nehmenden Abstand zu ihr gefühlt. Sobald sie aber dies gut ausgeglichene, achtungsvoll aufmerksame, sympathische Wesen gemerkt hatte, war sie, so empfand er, in die glücklichste, befreiteste Stimmung geraten. Sie hatten ein paar sehr angenehme Stunden miteinander gehabt, hatten über dies und das gesprochen, und er hatte ihr von seinem früheren Leben und seinen sonstigen äußeren Verhältnissen erzählen müssen.

Danach waren wieder einige Tage hingegangen. Und da hatte sie ihn, ohne daß er selber von sich aus ihr irgend ein Lebenszeichen gegeben hatte, noch einmal zu solch' einem Ausflug geladen.

Und das war alles, was sie nach jenem Abend miteinander gehabt hatten. Aber dann waren ja seine sonstigen Ueberlegungen zu dem Entschluß gereift, in allernächster Zeit nach Berlin überzusiedeln. Und da war es nun zu einem dritten Mal geschehen, daß sie ihm geschrieben und zu einer bestimmten Stunde zu sich hinbestellt hatte. Also für diesen Tag. Und jetzt hatte er sich von ihr verabschiedet und saß hier, diesen Scheck in der Tasche, und in dieser wunderlichen, dunklen, fast geängstigten Unruhe, die ihm ihr Verhalten hinterlassen hatte.

Seine Gedanken gingen schließlich in ein Dämmern über. Noch immer saß er da, im dunklen, ohne sich entschließen zu können, Licht anzuzünden und etwas zu unternehmen. Minuten gingen so hin, als er plötzlich zusammenzuckte und gegen die Tür hin fuhr, an die mehrere Male stark, mit unruhiger Hast, gepocht worden war.

Er raffte sich auf, zündete eilig die Lampe an, lief dann zur Tür hin und öffnete.

Es war Wiesand, der verstört, mit langen Schritten, ohne ein Wort zu äußern, schweratmend, die Hand aufs Herz gepreßt, an ihm vorbei ins Zimmer stürzte.

Er stand, starrte wie nach Luft ringend, mit weitaufgerissenen Augen umher, bis er plötzlich mit heiseren, erstickten Worten rief:

„Sie ist tot!“

„Wer — ist tot?“ stammelte Martin mit bleichen Lippen.

„Vor zwei Stunden! — Sie hat Gift genommen!“

„Wer . . .“

„Sie! — Irma! — Irma!

„Sie . . . Sie kommen — zu mir . . . Warum . . . Mir . . .,“ stammelte Martin, während er, um Halt zu finden, nach der Tischkante griff.

Aber der Andere hörte nicht. Er war auf einen Stuhl niedergesunken, saß ein paar Sekunden mit schlaff vornübergefallener Haltung, vor sich hinstarrend, da. Bis er plötzlich langsam, wie unbewußt, mit zitternden Händen, aber mit einem Mal mit einer Art von blasierter Ruhe, aus der inneren Brusttasche das Zigarettenetui hervorholte, ihm in gleicher Weise eine Zigarette entnahm, mit der er sich langsam, zittrig, und doch nicht ohne Haltung, zur Lampe hin vorbog, um sie überm Zylinder anzuzünden. Er führte sie zum Munde, tat kurz hintereinander mehrere Züge, während er mit weiten, geisternden Augen vor sich hinstarrte.

„Sie ist tot. — Irma. — Ah, die — die Baronin Hilsbach also. — Hat Gift genommen. — Vor zwei Stunden,“ stieß er endlich hervor, unbewußt die Zigarette zwischen den Zähnen und beständig mit diesem geisterhaften Blick vor sich hinstarrend. Bis er mit einem Mal langsam den Kopf hob und Martin ansah.

Auch Martin war auf einen Stuhl niedergesunken.

So saßen sie einander gegenüber und sahen sich an. Bis Wiesand, jetzt vollkommen ruhig, in seiner sonderbar gedämpft blasierten Weise, ohne im übrigen den Blick von Martin zu lassen, die Zigarette jetzt zwischen den Fingern, die noch immer leise zitterten, sagte:

„Es wird in gewissen Kreisen in der Stadt ja von dem gesprochen, was sich damals bei ihr ereignet hat. — Man erzählt sich, daß Sie Ihrem Onkel in ihrem Salon einen Faustschieb versetzt haben.“

Martin fuhr in die Höhe. Zwischen seinen Brauen hatte sich die Falte gezogen, sein Gesicht war von einer aufschießenden

Blutwelle gerötet. Und die Faust auf den Tisch gestemmt, rief er, außer sich, kaum wissend, was er sagte, fast wild:

„Ah was denn! — Deshalb?! Wie?! — Deshalb — hat sie sich getötet?!"

Es blieb ein Schweigen.

Wiesand hatte die Zigarette wieder zum Mund geführt, sie hing ihm zwischen den Lippen. Vollkommen ruhig sah er zu Martin auf, fast mit seinem prüfenden, psychologischen Malerblick.

„Deshalb?" sagte er endlich ruhig, mit seinem sonderbaren geisternden Lächeln jetzt. „Ich weiß nicht. — Ich weiß nicht, ob sie sich deshalb getötet hat, von sich aus hätte zu töten brauchen." Und fast kam er in seinen sonderbaren, leisen, undefinierbar ironischen Ton hinein, als er jetzt, vollkommen kühl und objektiv, von Martins Ausbruch scheinbar gänzlich unberührt, doch erst nach einem abermaligen Schweigen, fortfuhr (sogar das eine seiner langen, eleganten Beine hatte er jetzt, wie das eine seiner Unwillkürlichkeiten war, über das andere geschlagen):

„Nein! — Aber eins ist mir vollkommen klar: Sie hat ihr Schicksal erfüllt; eine ihrer Depressionen hat sie überwältigt. — Sie hatte da ja manchmal so sonderbare Depressionen, an denen sie dann sehr litt. — Bei ganz besonderen Gelegenheiten. — Ich . . . Ich meine . . ."

Er schien unsicher zu werden, rauchte an seiner Zigarette, und starrte an Martin vorbei hin und her.

„Ich meine — nach besonderen Erlebnissen, die sie hatte. — Das hing . . . das hing ja so mit ihrer Weltanschauung zusammen, so ganz unbeschreibliche Erlebnisse. — Ein solches — Erlebnis, — meine ich —, muß sie — in letzter Zeit — gehabt haben. — Ein — sehr schweres."

Sein Blick richtete sich wieder auf Martin, der schweratmend, mit verdüstertem Gesicht vor sich niederstarrte, jetzt aber auffah und seinen Blick erwiderte. Plötzlich zu sich selbst und sofort zu verstandesgemäßer Ueberlegung gelangt, sagte er schnell, aus der Erwägung heraus, daß er unter allen Um-

ständen verbergen müsse, welchen Anteil er an diesen Eröffnungen nahm, zusammengerafft:

„Was Sie mir mitteilen ist — entsetzlich: Aber warum kommen Sie zu mir und sagen mir das alles?"

Eine Sekunde noch hielt Wiesand seinen Blick, der fest und sicher caschiert war, dann glitt der seine ab und leise, fast schüchtern und verwirrt sagte er:

„Nein, nein! — Sie hat ihr Geschick erfüllt, es war die — Erlösung. — — Nein, nein doch! — Sicher! Es ist an sie herangetreten: das Gute! Das — Gute! — — Es war die Erlösung! — Das — Gute! — — Unbewußt ist es an sie herangetreten," fuhr er seltsam fort. „Sie . . . Sie muß eine — besondere Begegnung gehabt haben. — Der — Mann ist an sie herangetreten. — Das Gute! — Der Mann! — Unbewußt!" — stammelte er, jetzt wie aus aller Fassung und Haltung, vor sich hin zusammengesunken; es nahm sich aus, als beuge er vor irgend etwas demütig das Haupt.

Es blieb ein Schweigen.

Bis Wiesand plötzlich das Gesicht hob und Martin mit einem seltsamen, leisen Blick ansah, mit welchem er ihn eine Sekunde hielt.

Dann aber erhob er sich und sagte, während er nach seinem Hut griff, ohne Martin anzusehen, leise, unsicher, schüchtern:

„Darf . . . darf ich Sie vielleicht einladen, für ein paar Minuten mit mir auf mein Atelier zu kommen? — — Mir . . . mir ist — nicht recht wohl. — Sie wissen ja: ich leide an Herzbeklemmungen. — Ich . . . Ich möchte jetzt mit mir noch nicht allein sein. — — Ich . . . ja . . .," fügte er, augenscheinlich ohne recht zu wissen, was er sprach, hinzu, „vor einer Stunde kam ich zu ihr hin, sie zu besuchen, ihr etwas auszurichten, und — fand das Haus in Aufregung. — Das Entsetzliche — war — geschehen . . . Kommen Sie mit?"

Stumm ergriff auch Martin Hut und Mantel und machte sich zum Ausgehen fertig.

Und schweigend begaben sie sich die halbe Stunde durch die Stadt zu Wiesands Atelier hinaus . . .

Nicht ohne ein seltsames Gefühl betrat Martin den großen, kühlen, dunklen Raum mit seinen wenigen, aber gleichsam sich betonenden Gegenständen, seinem tief und ruhig in sich schweigenden, kühlen Eindruck. Wie damals, als er zum erstenmal mit Wiesand hierhergekommen war, glühte das rote Auge des Anthrazitofens herüber und kam leise der schöne, große, falbe Kater auf sie zu, und wie damals fühlte er sich eigen berührt, daß keine Uhr hier tackte.

In seiner ruhigen, geisternden Weise begab Wiesand sich zum Arbeitstisch hin und zündete die Lampe an, die den großen, linienklaren, linienkühlen Raum in ein mäßiges Licht setzte. Dann beugte er sich langsam zu dem Kater nieder, der in seiner Nähe war und zu ihm in die Höhe sah, sagte, wie damals, „Na, Gripps?“ und streichelte das Tier sanft über den Rücken, worauf es sich ein paar mal an seinem Bein hinschmiegte und langsam wieder zum Ofen und zu seiner Eierkiste hinging.

Dann sah er Martin mit seinen runden, eisengrauen, wie brauenlosen Augen aus den tiefen, runden, kantigen Augenhöhlen hervor an und hielt ihm das Zigarettenetui dar.

„Nehmen Sie eine Zigarette?“

Martin lehnte ab.

„Gestatten Sie alsdann: ich möchte rauchen.“

Er zündete sich eine Zigarette an und ging zur Chaiselongue hin, auf die er sich lang hinstreckte.

„Entschuldigen Sie,“ wandte er sich mit einem leisen, guten, sonderbaren, milden Lächeln zu Martin hin. „Ich muß etwas ruhen. — Ich bin — etwas müd. Müd,“ hauchte er noch einmal, noch immer mit diesem Lächeln, doch diesmal ohne Martin anzusehen. „Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir noch etwas Gesellschaft leisten. — Ich dank' es Ihnen. — Ich möchte noch nicht gern allein sein, jetzt.“

Ohne etwas zu erwidern, sank Martin langsam in einen der Lehnstühle beim Arbeitstisch, ergriff eine Mappe mit Zeichnungen, die dort lag, und in der er, ohne weitere Aufmerksamkeit, langsam blätterte.

Lange, lange blieb dies Schweigen. Draußen sauste der Sturm in den kahlen Gartenbäumen, deren oberste Zweige und

Reiser leise, schwarz hinter dem breiten, hohen, kahlen Atelierfenster sich hin und her bewegten.

Lange, lange schwiegen sie so miteinander. Wiesand lag regungslos auf dem Rücken und blickte vor sich hin. Offenbar litt er an seinem Herzen. Denn zuweilen vernahm Martin — der dann von der Mappe weg einen Blick zu ihm hinrichtete —, wie er ein leises, kaum vernehmbares Aechzen hören ließ oder sich leise regte oder kurz zusammenzuckend mit der Hand nach dem Herzen hin fuhr, oder auch sich eine frische Zigarette anzündete.

Es mochte so eine Viertelstunde hingegangen sein, als Wiesand sagte:

„Nicht wahr, es langweilt Sie nicht? — Ah, es tut mir gut, daß Sie da sind."

Martin antwortete nicht außer mit einem Nicken. — Als er dann aber mal zu ihm hinsah, gewahrte er, daß er vor sich hinlächelte und empfing den Eindruck, daß es ihm besser ginge.

Das Schweigen dauerte weiter. Draußen die nächtlichen Windstimmen. Ab und zu vom Ofen her das Zusammenschurren der brennenden Kohle und die gleichmäßigen, wohligen Schnurrlaute der Katze. Alles wie in einer kühlen, beruhigenden, ohrenraunenden, tiefen, tiefen Stille.

Wieder waren Minuten und Minuten hingegangen, als Martin plötzlich über einem Buch, das er auf dem Tisch gefunden und mechanisch geöffnet hatte, um den Anschein zu erregen, daß er darin läse, wahrnahm, wie Wiesand seine Lage verändert, sich gegen ihn hergewandt hatte und unverwandt zu ihm hersah.

Ein paar Sekunden sahen sie sich so an, bis Wiesand unter einem Lächeln fragte:

„Darf ich Ihnen etwas zeigen?"

Und schon erhob er sich langsam, aber offensichtlich erholt, schritt auf die Wand drüben zu und kehrte ein großes Bild um, das dort lehnte.

„Nach Ihrem damaligen Porträt hab' ich noch ein andres Bild hergestellt", sagte er, während er mit dem Bild herüberkam. „Vielleicht interessiert es Sie, es zu sehen. — Hier!"

Martin wandte den Blick zu dem Bilde hin.

Er sah sich selbst als einen jungen Mann in einer schlichten, dunklen, in der Mitte mit einer dicken Schnur gegürteten Kutte. Ein bartloses, schwarz kraushaariges Gesicht, eine bis zum Hageren schlanke Gestalt.

„Haben Sie mich da in einen ‚Naturmenschen‘ verwandelt?“ sagte er, aus den Gedanken heraus, die ihm, doch jetzt beruhigter und ausgeglichener, zusetzten, mit einem ernsten Lächeln, doch unwillkürlich tiefer berührt.

„Sehen Sie hin. — Da unten! — In der Ecke!“ forderte Wiesand auf.

Als Martin sich daraufhin aber zu dem Bild und gegen die bezeichnete Stelle hin niederbeugte, las er mit einer sauberen, großen, roten Antiqua geschrieben: „Zarathustra“ . . .

„Wie? — ‚Zarathustra‘?“ sagte er, mit dem Lächeln von vorhin zu Wiesand aufblickend.

Doch dieser erwiderte nichts, sondern sah ihn nur eine Weile an. Dann aber lachte er in seiner seltsamen, in solchen Augenblicken nicht recht beikömmlichen Weise und sagte:

„Wissen Sie, daß Sie ein Equilibrist sind?“

Martin sah ihn an. Dann aber sagte er, gleichfalls unter einem Lachen, doch zugleich nicht ohne Zurückhaltung:

„O, ja? Vielleicht? — Immerhin aber einer“, fügte er ernst und aus der ganzen inneren Erschütterung, die ihn beherrschte, hinzu, „der sein Gleichgewicht erst noch sucht. — Im übrigen aber, wenn ich Zarathustra sein, oder werden soll (vielleicht ist, wenigstens zunächst, daran wirklich etwas) — dann doch selbstverständlich?“

Sofort ging mit Wiesand eine Veränderung vor. Er war mit einem Mal schüchtern, fast bis zu einer seltsamen Demut, vermied Martins Blick und sagte leise:

„Wir sind alle Equilibristen“.

Eine Weile stand er noch, auf das Bild niederstarrend, dann nahm er es auf und trug es wieder zu der Wand hinüber, gegen die er es, wie es vorhin gestanden hatte, lehnte.

Darauf kam er langsam wieder zurück und stand eine Minute neben Martin. Dieser fragte, nicht ohne Teilnahme:

„Es ist Ihnen besser?“

„Ja, ja!“ fuhr Wiesand, wie aus irgendwelchen Gedanken zu sich kommend, auf. „Es ist mir gut. — Vollkommen gut. — Ich danke, danke Ihnen.“

Er reichte ihm die Hand hin, die er, kühl, leise, in Martins, der sie ergriffen hatte und sie aus einem plötzlichen Impuls heraus drückte, ruhen ließ.

„Ich danke, auch Sie wollen jetzt gehen, mit sich allein sein.“

Ohne zu erwiedern erhob sich Martin, auf diese Weise sein Einverständnis bekundend, und Wiesand geleitete ihn hinab.

Schweigend trennten sie sich nach einem letzten Händedruck . . .

29.

Fast erschrocken war Martin zurückgefahren, als er den Scheck gelesen hatte, um eine so ansehnliche Summe handelte es sich, in deren Besitz er sich mit einem Mal sah. Nachdem er die gemachten Ausgaben beglichen hatte, hielt er sich die nächste Zeit allein und trieb, wie vorher, diese und jene wissenschaftliche Lektüre. Einmal kam er noch mit Christine zusammen. Die Grundresolutheit ihres Wesens schien immer entschiedener zu Tage zu treten. Es war kein Zweifel: Sie würde eine Mutter sein, die ihr Kind zu schützen und es zu versorgen wüßte. Ueber das Geschehene zeigte sie große Aufregung. Aber mit Altmann war eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Er war nicht mehr wiederzuerkennen. Es brauchte ihr vor ihm in Zukunft nicht mehr bange zu sein.

Noch eine schwere Prüfung hatte Martin dann zu bestehen. Kurz nach Weihnachten erhielt er ein Telegramm, das ihm die bedenkliche Erkrankung seiner Mutter mitteilte. Er reiste sofort ab, doch war sie bei seiner Ankunft schon verschieden. Ein heftiger Influenzaanfall hatte ihrem Leben mit einem Lungenschlage ein Ende gesetzt. Er stand allein in der Welt.

Vor seiner Rückreise ordnete er noch den Verkauf des Hausstandes an. Es kamen einige hundert Mark dabei heraus. Sonst fand sich noch ein Sparkassenbuch auf 6000 Mark vor, der Rest von Vaters Vermögen . . .

Dann hatte er noch, kurz vor seiner Abreise nach Berlin, eine Zusammenkunft mit den Freunden.

Gotthold hatte sie alle zu einem Silvesterpunsch auf seine „Bude“ geladen. Außer ihm waren die beiden Kolzows und der

andere Russe da, auch Dr. Kluge mit seiner Frau, einem kleinen, mageren Wesen mit einem braunen, schwarzlockigen Gesicht und schiefen, pechschwarzen Augen. Auch Wiesand war anwesend.

Die ganze Nacht durch tobte ein ungewöhnlich heftiger Schneesturm.

Gotthold hatte, als der fröhliche Wirt, der er war, von vornherein dem Abend seinen munteren Silvestercharakter zu geben gesucht. Doch sollte sich Dr. Kluge bald als der Störenfried erweisen.

Wenn dieser Störenfried im übrigen nicht das furchtbare Sturmgetöse draußen und — das eine Fenster war.

Wie es in solchen alten, kleinstädtischen Häusern meist der Fall ist, waren die Fenster klein und alt und schlossen nicht zum besten. Und so fing sich der Sturm in einer Riefe und sang unaufhörlich und wunderlich menschlich artikuliert seinen Windsbrautgesang. Dazwischen gab es ein unausgesetztes Knippsen und Schnurren, als ob sich unsichtbare Finger eingeklemmt hätten und versuchten, das Fenster von außen aufzubekommen.

Es konnte nun aber sein, daß diese Geräusche diesem oder jenem von den Anwesenden, besonders Dr. Kluge, der ja sehr nervös war, den Abend über einen unbehaglichen Eindruck machten, und Wiesand mochte es vielleicht sogar noch schlimmer ergehen.

Er saß wieder in seiner Sophaecke, sah sehr bleich aus, rauchte eine Zigarette nach der anderen und trank sehr viel Punsch. Im übrigen sprach er kaum ein Wort und beteiligte sich weder an der allgemeinen Munterkeit noch an den theoretischen Gesprächen, auf die man etwa geriet.

Dr. Kluge war es nun, der ohne Talent zu unbefangener Fröhlichkeit, dafür aber ein unverwüstlicher Disputax, anfing, ihnen eine gereizte Wendung zu geben.

Gelegentlich war, wie das so vorkommt, eine Pause eingetreten, der sogenannte Engel war durchs Zimmer geflogen, und nur die Sturmstimme und die Fensterriefe hatten das Wort. Und da gab Dr. Kluge mit spitzfindig zwinkernden Augen, so recht auf seine Weise, einen Witz zum besten. Mit seiner wei-

bißchen, fein unterstrichenen Stimme äußerte er mit einem Male:

„Ob das nicht einen Weltuntergang gibt?"

Niemand antwortete. Wohl mochten aber alle den Eindruck einer abgeschmackten Aeußerung haben, vielleicht aber auch auf das Tosen des Sturmes aufmerksam geworden sein. Nur auf Wiesand schien die Bemerkung in einer ganz besonderen Weise gewirkt zu haben. Martin nahm wahr, wie er mit ganz entgeisterten Augen unter einem kleinen, jähen Zusammenzucken zu Dr. Kluge hinüberstarrte, und wie sein bleiches Gesicht sich zu einer förmlich hippokratischen Grimasse verzog.

Außer Martin hatte wohl auch Michael Kolzow diese Veränderung wahrgenommen, jedenfalls sagte er plötzlich mit merklicher Zurückweisung:

„O, wird der Komet kommen, man wird ihm auf den Schwanz treten."

Nun mochte Dr. Kluge wohl gleich, nachdem er die Aeußerung getan, selbst empfunden haben, wie wenig sie in die allgemeine Stimmung hineinpaßte, zugleich mochte ihn das Schweigen, mit dem man sie übergangen, gereizt haben: jedenfalls beobachtete Martin, wie er das bleiche Lächeln und die stechenden, lebhaft zwinkernden Augen hatte, mit denen er zu verraten pflegte, daß er wütend und boshaft war. Und wirklich war er, als er sich jetzt anschickte, Michael zu antworten, dermaßen gereizt, daß ihm der Kopf zitterte.

„O, bitte?" fing er an. „Erlauben Sie: Ich meinte, versteht sich, etwas. Sie dürfen voraussetzen, daß ich mir bei meiner Bemerkung etwas gedacht habe. Halten Sie es z. B. nicht für möglich, daß der Tod eines Menschen unter ganz bestimmten Umständen den Weltuntergang bewirken könnte?"

Wieder waren alle peinlich berührt und es blieb ein Schweigen.

„O, ich weiß nicht?" antwortete höflich der gutmütige Michael, vielleicht um den Anderen zu besänftigen. „Was ist der Einzelne? Er ist alles, er ist nichts. Er ist nichts, und er ist sehr viel. Ich weiß nicht, wie Sie meinen?"

„Jaja? Erlauben Sie: sehr v i e l, alles! — Gestatten Sie,

nicht wahr: Makrokosmus und Mikrokosmus müssen als ein, wie die Psychologie ausgemacht hat, einheitlicher Gefühlsinhalt in einem bestimmten Punkte vollkommen Identität sein. Und ich meine, daß immer wieder weltgeschichtliche Krisen eintreten, in denen dieser Punkt in Gestalt eines Individuums (in welcher anderen sonst?) vorhanden ist, und daß er dann ein Schicksal erleben könnte, das unter Umständen ausschlaggebend für den Untergang der ganzen Erde wäre. — Das ist nichts als die letzte Konsequenz der monistischen Logik. Es ist aber schlechterdings keine vollkommenere und unvermeidlichere denkbar. Ich verstehe freilich unter Monismus etwas Anderes, als was sich augenblicklich so schimpft", rief er mit funkelnden, fabelhaft schnell zwinkernden Augen, zugleich wohl von seinem Einfall hingerissen. „Und erlauben Sie", fuhr er fort, „ich sage, daß gerade heute im Bereich Ihres russischen Terrorismus ein Individuum vorhanden sein kann, das diesen Erduntergang bewerkstelligen, das ganz Europa, das den Erdball zerschmettern, zerschmettern kann. — Der russische Terrorismus ist ja eine Phase des Terrorismus, die überhaupt noch nicht dagewesen ist. Und mit was für vollkommenen Mitteln arbeitet er! Ich meine erstlich die Sprengstofftechnik, vor allem aber die sehr vervollkommnete Methode der Suggestion. — Diese Mittel, geleitet, gehandhabt von irgend einer Zentrale aus durch einen dermaßen pessimistisch entschlossenen, auch sich selbst gegenüber entschlossenen Nihilisten, wie ihn der Erdball noch nicht gesehen hat: Bitte, ziehen Sie selbst den Schluß! — Ich frage: ist es nicht denkbar, daß dieser Nihilist die Großstädte zerschmettern, daß er die ganze Menschheit wahnsinnig machen könnte, daß er sie in einem letzten Massen- und Untergangswahnsinn triebe? Müßte aber die Möglichkeit einer solchen Wirkung nicht so ungeheuerlich sein, daß sie nur mit einer hauptkritischen Achsenstörung der Erde gleichbedeutend sein könnte? Ich bitte, versuchen Sie sich dieser Logik zu entziehen!"

Es geschah nun, daß unter dieser aufgeregten Rede mit Martin sich eine Veränderung ereignet hatte. Er hatte gleich an Altmann und an alles denken müssen, was er im Laufe der letzten Monaten erlebt. Und diese Erinnerung versetzte ihn unwillkürlich in eine wunderliche Bangigkeit, die zugleich ein so unbe-

zwingliches Gefühl von Widerwillen wurde, daß sie schließlich in einen konzentrierten Widerstand umschlug.

Sein Gesicht hatte sich also mehr und mehr verfinstert, bis er jetzt, nachdem Dr. Kluge geendet, ein lautes, nachdrückliches „Nie!“ hervorstieß.

Alle sahen zu ihm hin. In besondrer Weise aber verhielt sich Wiesand.

Er hatte, ohne daß Martin, dessen Aufmerksamkeit von Dr. Kluge in Anspruch genommen gewesen war, davon etwas gemerkt, ihn die ganze Zeit her mit einem sonderbaren Blick beobachtet; jetzt aber äußerte er mit einem Mal in seiner ruhigen, langsamen, merkwürdigen Weise:

„Nein! Sondern Er wird sich verheiraten und Landstreicher werden.“

Von dieser sonderbaren Bemerkung getroffen, wandte Martin sich erst jetzt gegen ihn herum und traf auf den Blick seiner runden, eisengrauen Augen, die unter dem kantigen Stirnknochen in tiefen, dunklen Höhlen lagen.

Schon wollte er auf den Humor, der sich in Wiesands Worten zum Ausdruck gebracht hatte, eingehen, als Wiesand plötzlich ein unbeschreibliches, kurzes, hauchendes Lachen ausstieß und steif, Mund und Auge weit auf, in das Sopha zurücksank. Er war tot. Ein Herzschlag hatte ihn getroffen. — — —

Nicht ganz eine Stunde später befand Martin sich auf dem Heimweg durch den tosenden Schneesturm. In den nächtlichen Straßen dunkelte das fahle Schneelicht. Hier und da flackerte eine Laterne. In das Getöse des Sturmes hinein aber schallte zerrissen das Geläut der Glocken, ab und zu, unberechenbar und erschreckend, der Schuß eines Revolvers oder eines Gewehres, und hallten, nah und fern, laute, grelle Rufe und Schreie.

Bis ins tiefste erschüttert dachte er an die unheimliche dunkle Wolke, die heute über der Welt hing, und daß die Zeit nahe sein konnte, wo es galt, seinen Mann zu stehen.

Und mit der Erinnerung an solche Erlebnisse reiste er dann ein paar Tage später nach Berlin ab.

*

Von demselben Verfasser erschien in unserem Verlage:

Radium

Erzählungen

Der feinen, bewährten Künstlerhand des beliebten Verfassers ist es in diesem Bändchen neuer Erzählungen vortrefflich gelungen, geheimnisvolle Zusammenhänge des Seelenlebens mitten aus dem Alltag des Lebens herauszugreifen und zu gestalten. Im allmählichen Werden führt das Geschick seine Personen von Stufe zu Stufe, innere Umwandlungen schier unbewußt vollziehend.

Den Rätseln des Lebens nachzuspüren, dazu bedarf es bei Johannes Schlaf nicht immer großer Probleme, ihm ist das weniger Beachtete, scheinbar Zufällige oder Nebensächliche gerade wichtig genug, um es mit den diskret leuchtenden Farben seines Pinsels zu schmücken. Für ihn gibt es, selbst mitten in der Weltstadt, kein Rennen und Jagen, kein Hasten und Toben, sondern nur Schauen, Ergründen, Vertiefen — inneres Erleben. —

Von den Oberflächlichkeiten des modernen äußeren Lebens abzulenken, das ist der Zweck dieses Buches.

*

Mosaik-Bücher

In dieser Sammlung sind im Mosaik Verlag Berlin bisher folgende Bände erschienen:

Johannes Schlaf: Radium.

Franziska Mann: Die Stufe.

Walter von Molo: Hans Amrung und seine Frau.

Julius Berstl: Lichtenbergs Idyll.

Frida Schanz: Ein Kreuzgang.

Paul Friedrich: Der Papagei.

Max Halbe: Der Frühlingsgarten.

Mosaik-Bücher

Max Kretzer: Die Locke.

Beda Prilipp: Johannisnacht.

Kurt Münzer: Sturm und Sterne.

Franz Herwig: Die feine Ingeborg.

Arthur Silbergleit: Das Farbenfest.

Fr. M. Fellmann: Der Ghettogeist.

Franz Kaibel: Die frohe Botschaft.




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 13 02 09 004 8